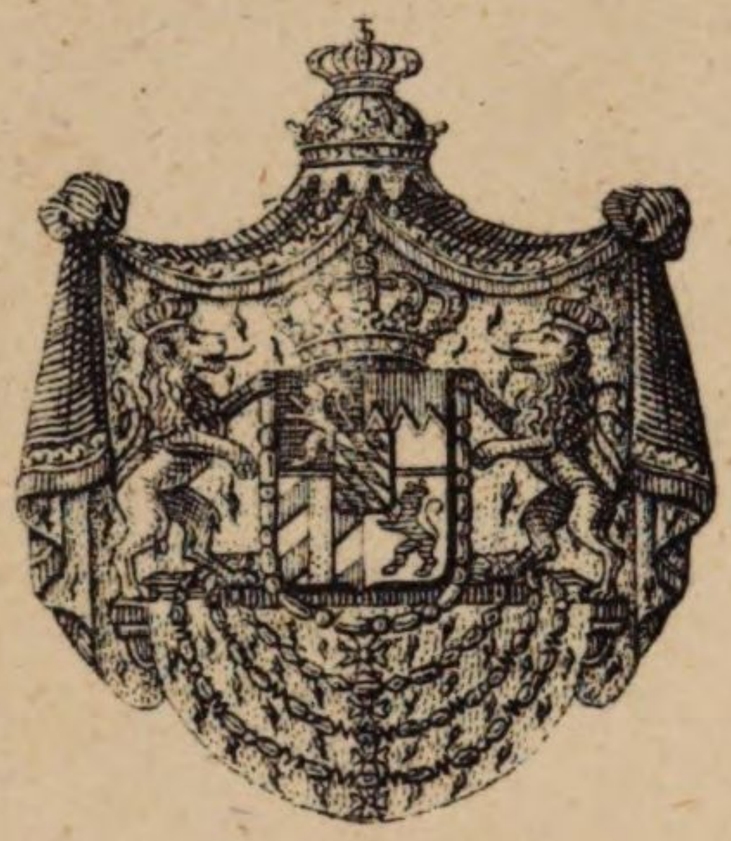
L. eleg. 9
· 35c 4n

Scherr



BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Poeten der Jetztzeit.

Poeten der Gegenzeit.

5

Poeten der Jetztzeit

in

Briefen an eine Frau.

Von

Dr. J. Scherr.

BIBLIOTECA NACIONAL MONACENSIS

Stuttgart.

Franckh'sche Verlagsbuchhandlung.

1844.

353. D.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

An eine Frau.

Vous qui n'avez jamais de sourire moqueur
Pour les accablements dont une âme est troublée,
Vous qui vivez attentive et voilée,
Homme par la pensée et femme par le coeur.

Victor Hugo.

„Du wirst mir viel, recht viel über Deutschland schreiben, nicht wahr? weißt ja, ich liebe es um seiner Sprache, seiner Weisen und Dichter willen, liebe es, weil es dein Vaterland, bin selbst halb und halb eine Deutsche.“ Diese bittende Frage reichte mir dein süßer Mund, meine Angela, zur selben Stunde, als er mir auch den Abschiedskuß reichte, das Bitterste, was ich je aus dem Kelch deiner Lippen getrunken. Im Vaterlande angekommen, erinnerte ich mich deines Auftrags und schaute mich um nach deutschen Dingen, dir darüber Bericht zu erstatten; sogar auf den Hohenstaufen bin ich gestiegen, um einen recht weiten Umblick zu gewinnen: aber mein Schauen, mein Suchen nach Bedeutendem und Erfreulichem war leider Gottes vergeblich. Sollte ich dir etwa über preußische Ordensfeste und Censuredikte, über den kölner Dombau, über münchner Bier und Kunst, über würtembergische Eisenbahnen schreiben? Du hättest mich ausgelacht. Oder über Sylvester Jordans und Weidigs Prozeß, über die Verdienstlosigkeit und Theurung im Lande? Ich hätte dir nur Aerger und Betrübniß verursacht. Sollte ich dir schildern, welche Rührung Michels weiches Gemüth empfunden, als er unlängst in den Zeitungen las, am Todestag Ludwigs XVI. seien in allen Pariser Kirchen Sühnmessen gelesen worden? Du würdest

ausgerufen haben: abgeschmackt! Bei der Zartheit deiner Hand, meine Freundin, dein Wunsch, interessante Neuigkeiten aus Deutschland zu vernehmen, brachte mich sehr in Verlegenheit. Zudem war ich in einer Stimmung, die mir kaum erlaubt hätte, selbst das Wichtigste nur erträglich darzustellen: die Trennung von dir begann ihre Wirkungen auf mich zu üben. Ein Gefühl unsäglicher Verlassenheit kam über mich; leidenschaftlich, wie ich bin, war mir die Erinnerung nicht ein schwichtigendes Wiegenlied für meine Schmerzen, sondern ein scharfer Stachel, der die Wunde meines Herzens nur tiefer bohrte, eine rückwärtsgehende Uhr, deren Zeiger unaufhörlich zurückwies auf die seligen Stunden,

Wo stumm ich in dein holdes Antlitz schaute,
Wo mich umspielte deines Mundes Hauch,
Wo deines Auges Himmel ob mir blaute;
Wo ich von deinem Munde durfte nippen
Das Evangelium: „ich liebe dich!“
Wo an den deinen schwelgten meine Lippen;
Wo ich die Hand ließ auf mein Haupt dich legen,
Und flüsterte in trunkner Schwärmerei:
Ja, das ist meiner todten Mutter Segen!

Ach, meine Angela, ich war tief betrübt, und du verargst es mir wohl nicht, daß ich in meiner Schwermuth nach einem bessern Trost umhersuchte, als die öde Dürftigkeit deutscher Zustände mir gewähren konnte. Die Prosa, die aus denselben mich angähnte, wies mich von selbst auf die Poesie hin, meine alte Passion, und indem ich meine Lieblinge unter den dichtenden deutschen Zeitgenossen mit neuer Hingebung las, meine Lektüre allmälig über die Gränzen des Vaterlandes ausdehnte und mir von der Poesie der Gegenwart nach allen Seiten hin ein klares Bild

zu entwerfen suchte, kam mir der Gedanke, dich zur Theilnehmerin dieser Beschäftigung zu machen.

Indem ich diesen Gedanken zur That gestaltete, entstanden die folgenden Blätter, und so erhältst du, statt politischer und socialer Schilderungen, eine Reihe literarischer Briefe, eingeschlagen in den Umschlag eines Buches, das die Aufschrift trägt: Poeten der Jetztzeit. Es ist dieses Buch aber durchaus kein methodischer Leitfaden, keine organisch gegliederte Darstellung der neuesten Geschichte der Dichtkunst, sondern bloß eine keineswegs auf Vollständigkeit Anspruch machende Galerie von Portraits der hervorragendsten und bedeutenderen Dichter unserer Tage, von Portraits, wozu die Farben aus den eigenen Werken der Originale genommen sind und die meine Commentare bloß als bescheidene Rahmen umgeben. Doch warum mich hier noch weitläufig über das Buch verbreiten? Lesen wirst du es, dessen bin ich gewiß, und mir vielleicht nachher das Zugeständniß machen, daß es in freundlich anregender Weise deine Theilnahme an den poetischen Bestrebungen der Mitlebenden gefördert und fruchtbar gemacht. Daß ich mir dir gegenüber, obgleich du eine Frau, keinerlei Art von Zwang angethan, versteht sich von selbst. Ist dir doch bekannt, daß ich das castrirte Denken und Sprechen verabscheue, als eine der Hauptursachen der Lüge unserer Zeit, und habe ich ja an dir gelernt, daß gerade die zartfühlendsten deines Geschlechtes am wenigsten prüde sind. Warum also zimperlich thun und ziererisch? Sollte dir aber dennoch meine Sprache hie und da zu rücksichtslos, zu offen, zu hartschreitend tönen, nun so

Tadle mich,

Doch sage mir hernach, wo ist der Mann,
Das Weib, mit dem ich, wie mit dir,
Aus vollem Herzen wagen darf zu reden?

Lass' mich hoffen, daß diese Blätter, wie sie mich getröstet in mancher langen, kummervollen Winternacht, auch dir zuweilen als Ableiter der Schmerzen dienen werden, an denen du — ich weiß es nur zu wohl — reich bist wie wenige Frauen. Als eine Regenbogenbrücke wirft meine unentwegliche Liebe und Verehrung sie hinüber in dein Heimatland, damit auf dieser Brücke die Schutzheilige, welcher wir uns befohlen, die Hoffnung, zwischen uns hin und wieder wandle, mit holden Phantasieen die herbe Wirklichkeit verscheiernd, mit rosigem Finger hineindeutend in kommende Tage, himmlische Verheißungen flüsternd. Werden sie in Erfüllung gehen? Ich seh' dich bei dieser Frage dein liebes Auge durch Thränen lächelnd gegen mich aufschlagen und deine Lippen sich bewegen wie betend; aber zu antworten weißt und wagst du nicht. Was thut's? Ist ja das Leben überhaupt eine bange Frage an den Himmel, die er nur beantwortet durch den Tod. Da hilft kein Anpochen, kein Drängen, kein Stürmen. Erharren wir denn mit dem Muth der Treue, daß ein Sonnenblick des Glückes aus dem Dunkel der Zukunft aufblitze und triumphirend, wie Lichtglanz der Brautfackel, auf den Weg falle, der zu unserer **vita nuova** führt.

Behüt' dich Gott und sei gegrüßt!

Stuttgart im Frühling 1844.

J. Sch.

Poeten der Jetztzeit.

Mir kommt immer vor: wenn man von Schriften, wie von Handlungen, nicht mit einer liebevollen Theilnahme, nicht mit einem gewissen parteiischen Enthusiasmus spricht, so bleibt so wenig daran, daß es der Rede gar nicht werth ist. Lust, Freude, Theilnahme an den Dingen ist das einzige Reelle und was wieder Realität hervorbringt. Alles Andere ist eitel und vereitelt nur.

Goethe.

Die Materie tritt mit ihren eisernen Anforderungen den ideellen Interessen immer gebieterischer entgegen, der Nothschrei der Armuth gellt immer schneidender in die Illusionen herein, womit unsere Staatskünstler alle Welt und am Ende sich selber betrügen möchten, alle vorgegebene Wohlbehäbigkeit verschwindet vor der Thatsache, daß in unsern Tagen Tausende und aber Tausende die ebenso rührende als schreckliche Klage, welche jener arme Rebell ausstieß, den sie im Bauernkrieg köpften, wiederholen könnten, die Klage: soll ich denn schon sterben und habe ich mich doch erst zweimal in meinem Leben an Brot satt geessen? und während uns so aus der Urheimat der Poesie, aus dem Volk, die skeletthafte Prosa leiblicher Entbehrung immer drohender angrinst, macht sich die wohlgemästete in den goldenen Gemächern der Geldcanaille breit und die wappenflittrige in den Sälen der durch Geburt Privilegirten lächerlich. Prosa unten und oben, hüben und drüben. Aber, wenn wir mit aller Kraft ringen sollen, die materiellen Ansprüche des Lebens mit seinen ideellen Interessen zu versöhnen, müssen wir deßhalb den Glauben an die letztern, an ihren natürlichsten und höchsten Ausdruck, an die Poesie, aufgeben? Kann das Dichten nicht neben und mit dem Trachten bestehen? Aeschylos schlug die Perserschlachten mit und verewigte sie dramatisch, Motenebbi war ein großer Held zugleich und ein großer Dichter, Dante bethätigte

staatsmänniſches Genie und ſchuf die göttliche Comödie. Was einmal geſchehen, kann wieder geſchehen, das Leben ſchließt keine Wiederholung aus. Es iſt wahr, die Theilnahme an den Schöpfungen der Phantaſie wird gegenwärtig durch die Bedürfniſſe der nothvollen Wirklichkeit mehr in den Hintergrund gedrängt, aber ſoll darum die Phantaſie zu ſchaffen aufhören? Mit nichten. Die Poeſie verſteht ihr Amt in der Jetztzeit, das Amt der Tröſtung und Ermuthigung, ſehr wohl und je mehr ſie ſich von der Proſa der Außenwelt bedrängt fühlt, deſto heimiſcher macht ſie ſich in unſern Herzen, deren urſprüngliche Sprache ſie iſt. Je ſcheelſichtiger man das liebe Kind draußen anſieht, deſto inniger umrankt es unſere Seele, wie ein liebend Weib dem Geliebten nur um ſo größere Hingebung beweist, je mehr es durch die ſcharfen Spitzen des Lebens verwundet wird. Es iſt wahr, Zeit und Stimmung mangelt, uns der Dichtkunſt mit jenem Enthuſiasmus zu erfreuen, wie er unter den Zuhörern der Dichter unſerer vorigen Literaturperiode ſich laut machte, aber ſollen darum die der jetzigen aufhören zu dichten, ſoll darum die Poeſie ſelbſt todt und ab ſein? Nur in Deutſchland, deſſen hochſinnigſte Frau es ſo bitter wie richtig als das „Alteweiberland“ bezeichnet, nur in Deutſchland konnte dieſe Alteweiberfrage aufgeworfen, ernſthaft discutirt, kathederhölzern bejaht werden. Das iſt ebenſo anmaßend als komiſch. Da hat man uns Goethe und Schiller als Schlußſteine unſerer Poeſie hingeſtellt, höchſtens noch Tieck und die Romantiker ſo um Gotteswillen daneben geſetzt und dann profeſſoriſch ausgerufen: Bis hieher und nicht weiter! Du Mond wirſt aufhören zu ſcheinen, du Meer und Wald zu rauſchen, euch Roſen wird das Blühen und Duften unterſagt, euch Mädchen das Lachen und Küſſen; es ſoll hinfort keinen Vaterjubel und keine Mutterthräne mehr geben, keine Männerbegeiſterung und keine Frauenliebe — die Poeſie iſt abgeſchafft. Genug von dieſer hyperkritiſchen Albernheit, auf die man, ich wiederhole es, nur in unſerm verſeſſenen, ſpintiſirenden, überſtudirten Deutſchland verfallen konnte, während andere Nationen unbefangen und dankbar der Blüthen ſich erfreuen, welche der

Baum ihrer Poesie in der Gegenwart treibt, ohne mit dem Messer philisterhaftester Krittelei an ihm herumnörgelnd sich's beigehen zu lassen, um einzelner krankhafter Auswüchse willen demselben das Leben abzusprechen. Nein, die Dichtkunst ist weder todt und ab, noch steht sie stille. Wie kann bei Ewigem von Tod oder Stillstand die Rede sein? Wenn wir bedenken, wie glorreich zum Theil, ehrenhaft immer, die Standarte der Poesie der Gegenwart entfaltet wurde und gehalten wird von Byron, Moore, Bulwer und Dickens in England, von Beranger, Hugo, de Vigny und George Sand in Frankreich, von Manzoni und Leopardi in Italien, von Tegner und Atterbom in Schweden, von Hauch und Andersen in Dänemark, von Mickiewicz und Krasinski in Polen, von Puschkin und Jasikow in Rußland sogar; wenn wir, den Blick dem Vaterland zulenkend, erwägen, was uns Immermann in seinem Merlin und Münchhausen gegeben, welch ein köstliches Vermächtniß er in seinem Helden- und Minnelied von Tristan und Isolde hinterlassen, welche geniale Würfe Grabbe im Drama gethan, was Spindler, Rehfues, Willibald Alexis, König, Mügge und Andere im Roman geleistet; erwägen, daß Uhland und Rückert, Chamisso und Eichendorff, Heine und Platen, Grün und Lenau, Mosen und Freiligrath die deutsche Lyrik zu einer Schönheit und Fülle erhoben, die alles Frühere weit hinter sich läßt, daß unter uns noch eine Bettina lebt, fortfahrend, uns mit den Offenbarungen des jugendfrischesten Genius zu beschenken, daß Männer wie Wienbarg, Laube, Gutzkow, Mundt und Kühne selbstproducirend und allseitig kritisch anregend so viel des Erfreulichen, Geistvollen gaben und noch versprechen; erwägen, in welch liebenswürdiger Weise Leopold Schefer, Friedrich Sallet und Eduard Duller die edelste Humanität predigen, in welchen schwertscharfen, volksthümlichen und fortreißenden Melodien unsere jüngste Dichtergeneration das Fühlen und Leiden, Wollen und Müssen der Zeit gesungen —: wenn wir diese Erwägungen zusammenfassen, so kann ihr Resultat nur die Ueberzeugung sein, daß die Gegenwart der poetischen

Produktionskraft keineswegs bar und ledig, daß wir mit ihren Erzeugnissen zufrieden sein und mit ganzer Seele in die Worte des Dichters einstimmen dürfen:

Groß gnug bist, Menschenseele, groß gnug du, Gotteswelt,
Daß frei ein Herz ausklinge, bevor's zur Grube fällt!
Nie wird der Edelhirsch ackern, Waldrehlein geh'n mit Säcken,
Strauchröslein Stuben heizen, euch Nachtigallen als Haushahn wecken!
Und ragten zu den Sternen groß unsre Liedesahnen,
Wie Palmen feingefiedert, schönblättrig wie Platanen;
Dem Erdpuls sind wir näher, der Neuzeit Orchideen,
Bizarr der Wuchs, die Blüthen wie blumengewordene Mährchen der Feen.

1.

Ein Pole.

Ich erzählte dir einst von Polen, seinen Helden, seinen Kämpfen und seinem Untergang und du saßest lange schweigend, sinnend über diese ungeheuren Geschicke. Endlich sagtest du: Ganze Nationen werden also auseinander gerissen wie zwei Herzen, die eins geworden; trösten wir uns. Ja, sagt' ich, stellen wir uns vor die Bühne der Weltgeschichte, um eines ihrer grandiosen Trauerspiele aufführen zu sehen, das Weh in der eignen Brust muß verstummen vor dem Todesschrei, vor dem Röcheln eines gemordeten Volkes. Und wir sprachen von da ab viel und oft über die zerrissene Polonia und ihre in der Fremde umirrenden Söhne. Sag' mir, hat diese hingemeuchelte, gedrittheilte Nation, die so schmerzenreich, so dichterisch durch und durch, noch keine poetische Auferstehung erlebt? fragtest du einmal und ich versetzte: O ja, in Adam Mickiewicz. Du wolltest von ihm wissen, aber wir fanden keine Zeit mehr dazu — ach, wie zu noch Besserem und Süßerem — und so sei denn der herrliche Sarmate Gegenstand unserer ersten Unterhaltung über moderne Poeten.

Adam Mickiewicz ist ein Kind Lithauens, also eines jener unglückseligen Länder, auf welchen der Fluch fortwährender Drangsal und Beknechtung zu ruhen scheint, ein Fluch, den erst die Mongolen und Tartaren realisirten, dann die Deutschritter, endlich die Russen. Die Eltern des Dichters gehörten dem Adel seiner Heimat an und zwar dem unbemittelten, welcher Umstand sie indessen nicht abhielt, für die Ausbildung ihres Sohnes möglichst Sorge zu tragen. Er bezog die Schule zu Nowogrodek, dann das Gymnasium zu Minsk, 1815 die Universität Wilna. Hier war Lelewel, der große polnische Patriot und Historiker, der jetzt zu Brüssel im Elend lebt, sein Lehrer in der Geschichte, außer welcher Mickiewicz besonders Mathematik und Naturwissenschaften zum Vorwurf seiner wissenschaftlichen Bestrebungen machte. Als wilnaer Student legte er auch bereits den Grund zu seinem poetischen Ruhm nicht allein, sondern

zur Reform der polnischen Literatur ebenfalls. Nach beendigten Studien erhielt er ein Lehramt an der Schule zu Kowno. In dieser Zeit mußte auch er den Kelch leeren, der wohl noch an keinem Dichter vorüberging, den bittern Kelch: unglückliche Liebe. Seine beschränkten Vermögensumstände gestatteten ihm nicht, die Erwählte heimzuführen, sie folgte als Braut einem Andern, Mickiewicz rief ihr das schöne Lied nach, welches mit den Worten beginnt:

Mir aus dem Blick! — ich folg' mit banger Seele.
Mir aus dem Herzen! — es gehorcht der Pflicht.
Aus dem Gedächtniß mir! — nein! dem Befehle
Gehorchet mein und dein Gedächtniß nicht.
Wie eines Baumes Schatten stärker breitet
Den Trauerkreis, fällt aus der Ferne er;
So wird mein Bild, je ferner es entgleitet,
Umnachten dein Gedächtniß mehr und mehr.
An allen Orten und zu allen Zeiten,
Wo ich getheilet Leid und Glück mit dir,
Stets, überall wird dich mein Geist begleiten,
Denn überall blieb ja ein Theil von mir —

und sang dann seine Pein in der Dichtung „Dziady (Todtenopfer)" aus, welche sich aber schon weit über die Hingabe an selbstische Schmerzen erhebt und, indem sie die Liebeswunde des Dichters ausbluten läßt, zugleich mit herber Trauer die große Wunde des Vaterlandes beklagt. Die Liebe hatte ihm nur Schmerzen und Täuschungen gebracht, bald sollte ihm der Patriotismus Verfolgungen bringen. Als Mitglied eines Vereines polnischer Literaten, die allerdings auch in politischer Beziehung gute Polen waren, treffen ihn die Proskriptionsmaßregeln, welche von Seiten der russischen Regierung 1823 gegen die Universität Wilna verhängt werden. Nach längerer Kerkerhaft wird er mit mehreren Landsleuten in die Steppenländer des innern Rußlands verbannt. Das ist so die gewöhnliche Correktivmaßregel der russischen Regierung, schlägt sie nicht an, so muß zur Abkühlung heißer Herzen das sibirische Eis herhalten. Während dieses Exils bereist er die Krim und bringt als Ausbeute die wunderschönen „Sonette aus der Krim" mit, welche von einem seiner Freunde auch ins Persische übertragen wurden. Durch Vermittlung des Fürsten Gallitzin aus der Verbannung zurückgerufen, geht er nach Petersburg, wo er seinen Dichterruhm durch die Gabe der Improvisation, die ihm in hohem Grade zu eigen, vermehrt und 1828 durch die

Veröffentlichung seines „Konrad Wallenrod“ zum nationalen, zum europäischen macht. Nun gelingt es den Bemühungen seiner Freunde endlich, ihm die Erlaubniß zu einer Reise ins Ausland zu verschaffen. Er durchzieht Deutschland, Frankreich, Italien. In letzterm Lande ereilt ihn die Nachricht von der Schilderhebung seines Volkes am 30. November 1830, von jener glorreichen Schilderhebung, die gleichsam nach dem Takt eines seiner Gesänge vor sich ging. *) Diese Nachricht zieht ihn natürlich über

*) Man fand am 30. Nov. 1830 von unbekannter Hand an das Stadthaus zu Warschau die Schlußworte der „Ode an die Jugend“ von Mickiewicz geschrieben, welche sofort tausendfach von der Begeisterung des hochherzigen Volkes wiederholt wurden, die Worte:

Jugendbrüder, seid verbunden!
Und das Weltglück ist gefunden;
Durch Einheit mächtig, durch Kühnheit klug,
Jugendbrüder seid verbunden!
Auch der ist glücklich, der gefallen,
Eh' ihn der Sieg zum Ziele trug;
Mag decken ihn das Leichentuch:
Er brach die Bahn uns zu des Ruhmes Hallen.
Jugendbrüder, seid verbunden!
Ist der Weg auch schmal und enge,
Sperren ihn Gewalt und Schwäche:
Die Gewalt Gewalt verdränge,
Die Schwäche rascher Muth der Jugend breche.
Wer in der Wieg' als Kind erwürgt die Hyder,
Wird als Jüngling Centauren bezwingen:
Er raubt der Hölle die Opfer wieder,
Wird nach Lorbeern zum Himmel dringen!
Dahin dring', wo Blicke hin nicht dringen;
Brich, was kein Verstand je brechen mag:
Jugend, dein Flug ist stark gleich Adlerschwingen,
Dein Arm gleich Donners Schlag.
Auf! Arm an Arm gestemmet! laßt die Erde
Mit starken Banden uns umziehn!
Auf einem Heerd die Herzen glühn,
Die Seelen all' auf einem Heerde!
Ball der Welt, aus deinen Achsen!
Neue Bahn woll'n wir dich lenken,
Sollst der grünen Jahre denken,
Der verfaulten Rind' entwachsen.
Und wie im Reich des Chaos und der Nacht,
Versenket in der Elemente Streit,
Durch sein gewaltig Werde Gottes Macht
Die Körperwelt hervor ließ gehen,
Die Tiefe träuft, die Winde wehen,
Das Dunkel Sternenlicht zerstreut:
So herrschet Nacht auch in der Menschheit Reichen;
Noch kämpfen der Begierden Elemente,

die Alpen zurück, aber schon in Dresden begegnen ihm die Trümmer des polnischen Heeres. Seither ist er Mitglied der polnischen Emigration. Im Jahre 1832 gibt er von Paris aus eine vermehrte Auflage seiner zehn Jahre früher zum erstenmal erschienenen Gedichtsammlung, verfaßt in Prosa, in biblischem Ton „die Bücher des polnischen Volkes und der polnischen Pilgrimschaft," eine vom echtesten Patriotismus diktirte Schilderung der Bestimmung Polens in Vergangenheit und Zukunft, läßt seinen „Herr Thaddäus" erscheinen. Nachher geht er für einige Jahre als Professor der lateinischen Sprache an die Academie nach Lausanne und gegenwärtig befindet er sich wieder als Professor der slavischen Literatur, deren Geschichte er zuletzt geschrieben, in Paris, als Dichter und Gelehrter die Interessen, den Ruhm und das Unglück seines Volkes vertretend.

Dieses Volk, als der begabteste, originellste aller slavischen Stämme, im Besitz einer ebenso beweglichen als reichen Sprache, hatte, wie es sich wohl von selbst versteht, frühe schon seine Dichter. Doch trat der Pedantismus der lateinischen Bildung, welche lange in Polen herrschend blieb, der Entwicklung polnischer Nationalliteratur bis ins achtzehnte Jahrhundert hemmend in den Weg, wo dann das geistige Leben Polens durch den gefeierten Konarski einen nationalen Aufschwung nahm, einen Aufschwung, der sich auf politische und religiöse Verfassung des Landes, auf Erziehung, Literatur und Theater erstreckte. Konarski's Bestrebungen gingen sammt und sonders aus dem Princip hervor, das Geistesleben Polens müsse reformirt, auf nationale Füße gestellt werden, so der bereits drohende staatliche Untergang der Nation verhindert werden solle. Der Bischof Krasicki und viele minder namhafte, aber gleich begeisterte Männer traten dichtend und schriftstellernd in Konarski's Fußstapfen, seine Ansichten zur Richtschnur ihrer Thätigkeit nehmend, seine Bestrebungen weiterführend, und diese Bestrebungen fanden, als die Sonne Polens vor

---

Doch der Jugend Herzen flammen.
Chaos muß der Welt des Geistes weichen,
Liebe läßt sie ihrem Schooß entstammen,
Und Freundschaft bindet ewig das Getrennte.
Und alsbald das Eis zerfließet,
Vorurtheil es weicht der Wahrheit:
Morgenröthe, sei gegrüßet,
Tag folgt dir in seiner Klarheit.

ihrem Sinken noch einmal glorienhaft aufleuchtete in Kosziuszko's Tagen, den talentvollsten, energischsten Sprecher und Anwalt in Julian Niemcewicz, dem treuen Genossen Kosziuszko's. In der Historie, im Drama, in Fabel und Roman suchte er als Autor ebenso muthvoll, kräftig und weise auf sein Volk zu wirken, wie er für dasselbe an der Seite seines großen Freundes in der Feldschlacht focht. Aber weder Wort noch Schwert vermochte das Geschick Polens, ein um so bittereres da großentheils selbstverschuldetes, mehr abzuwenden. Es verschwand aus der Staatenreihe Europas. Du kennst ja die betrübende Geschichte. Die sogenannte welsche Praktik, welche noch immer unsere Cabinette leitet, reißt ein ganzes Volk ebenso gefühllos auseinander, wie sogenannte Verhältnisse zwei verbundene Menschenherzen auseinander zwingen. Die zwei deutschen Adler begnügten sich mit den Stücken, welche ihnen der russische Petz von dem gestohlenen Polen hinwarf, und bedankten sich noch recht schön bei ihm — ach, auch das Adlergeschlecht kann entarten. Was noch den Namen Polen trug, wurde lebendig in den Sarg der russischen Tyrannei hineingezwängt, aber da geschah ein Zeichen: über diesem Sarg ging in himmlischer Schöne der Polarstern des nordischen Dichterhimmels auf, der Genius von Adam Mickiewicz. Wunderbare Contraste! Bei diesem Volke fällt der Höhepunkt seiner Poesie mit dem vollkommenen oder beginnenden Triumph seiner politischen Existenz zusammen, bei einem andern dagegen mit der Vernichtung dieser Existenz; als England unter Elisabeths Regierung den entscheidenden Anlauf zu seiner Laufbahn als Weltmacht nahm, dichtete Shakspeare, als Polen verloren gegangen an Fremde, begann Mickiewicz zu dichten. Der Erstere sang dem Aufgang der Glückssonne seines meerumwogten Heimatlandes gleichsam den jubelnden Festgruß entgegen, während die Gesänge des Letztern als die herzergreifendste Elegie ob den Trümmern Polens schweben.

Man hat Mickiewicz den polnischen Byron genannt, man hat viel von den Einflüssen deutscher Literatur auf seine Poesie gesprochen. In der That hat letztere offenbar bedeutend auf ihn gewirkt und sein Genius steht in Wahrheit mit dem des großen Lord in inniger Wahlverwandtschaft. Aber dessenungeachtet ist es die primitive Kraft, welche vor Allem an dem polnischen Dichter anzuerkennen ist, jene Kraft, welche alle Ausstralungen moderner Bildung in dem Brennspiegel einer durchaus originellen Weltanschauung zu vereinigen vermochte, einer Weltanschauung,

deren Grundelement die slavische Nationalität. So ist Mickiewicz durch und durch ein Poet der Gegenwart nicht minder, als er durch und durch Nationaldichter ist. Die Verjüngung, welche zur Zeit des Auftretens unseres Dichters durch die Romantik in die Literatur Europa's kam, fand in ihm in Bezug auf die polnische Poesie ihren Herold. In Wilna hatte sich ein Kreis aufstrebender Männer und Jünglinge um ihn versammelt, an deren Spitze er der sogenannten Classicität, jenem Zopfgespenst aus den Tagen Ludwigs XIV., das Europa auf seinen Alexandrinerstelzen so lange durchstirmelte, den Krieg erklärte. Indem er sich aber einen Romantiker nannte, faßte er die Romantik in ihrem wirklichen und eigentlichen Wesen, nämlich als Volksleben, und aus dem innersten Kern desselben leitete er den Quell seines Gesangs. Daß er das Romantische also aufgefaßt, hat er namentlich und ausdrücklich durch folgende Romanze bezeugt, die er auch geradezu „Romantik" überschrieben:

Höre doch, Mädchen!
— Doch sie hört nicht. —
Tag ist's, sieh', das ist das Städtchen!
Niemand ist bei dir, sei so bethört nicht!
Sag', weßhalb so um dich faß'st du?
Mit wem sprichst du? sag', was hast du?
— Doch sie hört nicht.

Bald, gleich todtem Felsgebild,
Starrt auf einen Fleck sie wild;
Bald läßt das Auge sie schweifen,
Bald ihren Thränen den Lauf;
Will Etwas halten, will Etwas greifen,
Schluchzet tief und lacht laut auf.

„Bist du bei Nacht das? — Mein Hans, ja das ist er!
„Ach, er liebt im Tode noch!
„Hieher, hieher, Langvermißter!
„Aber leise, leise doch!

„Und warum leise? Mutter mag's hören!
„Den Todten wird sie nicht stören! —
„So wärst du todt denn? Ach, mir ist bange!
„Bange? Was thäte Hans mir zu Leid?
„Er ja ist's, das ist dein Auge, deine Wange,
„Das dein weißes Kleid.

„Und du selbst bist wie ein Tuch so weiß,
„Kalt, wie kalt sind deine Hände!
„Hier an meine Brust dich wende,
„Lippe drück' an Lippe heiß!

„Ach, wie es kalt dort sein muß im Grabe!
„Ja, du starbst! zwei Jahre ist's her! —
„Nimm mich mit, wenn ich dich nicht habe,
„Ist die Welt mir leer.

„Schlimm mir bei den Menschen geht es;
„Ich weine, da spotten sie:
„Ich rede, Keiner versteht es;
„Ich sehe, sie sehen nie!

„Komm' Tags auch einmal! — Wenn dieß nur ein Traum?
„Nein, nein, mein Arm hält dich umfaßt. —
„Ach, wohin fliehst du so in Hast?
„Du kamst ja kaum, du kamst ja kaum!

„Mein Gott, der Hahn hat gekräht,
„Das Morgenroth färbet die Scheiben.
„Ach, kannst du denn nicht bleiben
„Bei ihr, die sonst vergeht?"

So mit dem Liebsten koset das Mädchen,
Folgt ihm, schreit auf, stürzt zusammen.
Ihr Fall, ihr Angstschrei locket das Städtchen
Von allen Seiten zusammen.

Die Menge rufet: „Sprechet Gebete!
Hier muß sein Geist sie umschweben.
Der Hans muß hier sein bei seiner Käthe,
Er hat geliebt sie im Leben!"

In das Gemüth des Volkes, in seinen Glauben, seine Liebe, seine Lust und Schmerzen sich hineinlebend, lenkte Mickiewicz seinen Blick auf die Vergangenheit Polens und auf den Grund und Boden geschichtlicher Erinnerungen stellte er als einen getreuen Spiegel für Gegenwart und Zukunft seine nationalen Heldengedichte hin, den „Konrad Wallenrod," die „Grazyna," den „Herr Thaddäus," die uns, wie Mickiewicz's Werke überhaupt, durch mehr oder minder gelungene Uebertragungen längst zugänglich wurden.

Der „Konrad Wallenrod" — merkwürdigerweise mit russischer Censur gedruckt, so kurzsichtig handelt zuweilen die argwöhnischste Tyrannei — ist

die Perle slavischer Heldenpoesie nicht nur, sondern auch die genialste, kühnste Protestation des polnischen Nationalbewußtseins gegen seine Unterdrücker. Der Stoff ist aus den Zeiten genommen, in welchen der Orden der Deutschherrn eroberungssüchtig mit Schwert und Feuer gegen Lithauen wüthete. Der Held der Dichtung, Hochmeister Konrad Wallenrod, wird von Mickiewicz hingestellt als großartiger Rächer seines Heimatlandes Lithauen am deutschen Orden und so entwickelt die Fabel sich folgendermaßen. Bei einem der sengenden und mordenden Einfälle der Deutschritter wird ein junger Lithauer, Alf geheißen, von ihnen weggeschleppt, getauft, im Ritterthum geschult, kurz zum künftigen Mitglied des Ordens erzogen. Allein ein gefangener Waidelotte (Priester und Sänger) aus Lithauen hält in dem heranwachsenden Jüngling das Andenken an die Heimat wach, erfüllt seine Seele mit Heimweh und Haß gegen den Orden und bei der ersten Schlacht, in welcher Alf, jetzt Walter geheißen, unter deutschen Fahnen gegen seine Landsleute fechten soll, geht er sammt dem Waidelotten zu diesen über:

Wie ein Falk, entrissen dem Nest und im Käfig genähret,
Raubten die Jäger ihm auch mit quälendem Schmerz die Besinnung —
Läßt man ihn endlich heraus, die Brüderfalken zu jagen,
Wie er in Wolken sich hebt und wie mit den Augen geführet,
Hoch in der Heimat Blau des unermeßlichen Raumes,
Athmet freiere Luft und vernimmt der Fittige Rauschen —
Waidmann, kehre nach Haus mit dem Käfig, nicht warte des Falken!

In sein Vaterland gekehrt, lernt Alf die Tochter des lithauischen Fürsten Kiejstut, Aldona, kennen und lieben, sie ihn, und der Vater, dem der junge Tapfere durch seine Kenntniß des deutschen Heerwesens gegen die Deutschritter große Dienste leistet, vermählt das Paar. Aber die Maientage der jungen Ehe gehen schnell vorüber, der Andrang des unterjochungslustigen Deutschordens wird dräuender und immer dräuender — da faßt Alf, großherzig das eigne Glück opfernd, einen unerhörten Racheplan, entreißt sich den Armen der Gattin, verschwindet aus Lithauen, durchzieht abenteuernd mehrere Länder, kehrt dann unter dem Namen Konrad Wallenrod nach Preußen zurück, tritt zu Marienburg in den deutschen Orden und wird nachmals zum Hochmeister desselben erwählt. Als solcher beginnt er seinen Racheplan in Vollziehung zu setzen, indem er den Orden allmälig demoralisirt und durch seinen Ver-

trauten, jenen alten Waidelotten, der jetzt in Mönchsmaske und unter dem Namen Halban um ihn ist, es einleitet, daß ein gegen Lithauen projektirter Feldzug mißlingen und die Kraft des Ordens beinahe vernichten muß. Inzwischen hat Aldona das Kloster verlassen, worein sie der scheidende Gatte geborgen, und ist nach Marienburg gekommen, wo sie in einem einsamen Thurm als Klausnerin lebt, oftmals heimliche Zweisprach mit dem Geliebten pflegend, doch seinem Anblick sich beharrlich entziehend. Dem rachedurstigen Halban scheint indeß der Hochmeister den Schlag gegen den Orden zu lange zu verzögern und deßhalb tritt er bei einem festlichen Banket, wo Wallenrod Gesang, „den Wein der Seele," verlangt, als Waidelotte verkleidet vor den Hochmeister und weckt mit einem Liede, welches von Walter, Aldona und Lithauen tönt, alle Furien der Erinnerung und Rache in der Brust desselben. Konrad springt auf, seine „Augen fliegen irr, wie Schwalben vor dem Sturm," er entreißt dem Waidelotten die Laute und singt seinen Ordensbrüdern, gleichsam als Vorbild seines Wollens und ihres bevorstehenden Schicksals, die wundervolle Ballade „Alpuhara":

Maurische Sitze lagen gestürzt schon,
Maurisches Volk schleppt Bande,
Nur noch Granada's Vesten sich wehren,
Aber die Pest ist im Lande.

Auf Alpuhara's Thürmen Almansor's
Wenige Helden noch streiten,
Unter den Wall trug Fahnen der Spanier,
Morgen zum Sturme zu schreiten.

Früh' mit der Dämmrung dröhnten Geschütze,
Mauern und Wäll' sind zersprungen,
Schon von den Minarets schimmern die Kreuze,
Spanier in's Schloß sind gedrungen.

Einzig Almansor, schauend sein Häuflein
Ritterlich kämpfend geschlagen,
Haut sich durch Schwerter, haut sich durch Pfeile,
Flieht und verwirrt, die ihn jagen.

Und auf der frischen Schlossesruine,
Unter den Leichen verweilend,
Badet beim Mahl im Wein sich der Spanier,
Raub und Gefangene theilend.

Jetzo die Thorwach' meldet den Führern,
Daß aus der Fremde sich dringend
Drauß' um Gehör ein Ritter beworben,
Neues und Wichtiges bringend.

Araberkönig war es, Almansor;
Spaniern sich zu ergeben,
Sicher Versteck flieh'nd war er gekommen,
Einzig nur fleht er um's Leben.

„Spanier, auf eurer Schwelle die Stirne
Bin ich zu neigen erschienen,
Eurem Propheten Glauben zu schenken,
Euerem Gotte zu dienen.

Daß ein besiegter Araberfürst kam,
Bruder der Sieger zu werden,
Und als Vasalle Fremden zu huld'gen,
Weithin erschall' es auf Erden."

Tapfere Helden ehren die Spanier.
Als ihn erkannten die Sieger,
Hielten umarmt als Waffengesellen
Freundlich ihn Führer und Krieger.

All' auch umarmt Almansor, den Führer
Hielt er am längsten umfangen,
Blieb ihm am Nacken, drückend die Hände,
Und an den Lippen ihm hangen.

Schwach auf die Kniee sinkt er, jedoch mit
Zitternden Händen noch bindend
Fest um des Spaniers Füße den Turban,
Sich auf der Erde nachwindend.

Setzt in Bestürzung all', wie er umblickt,
Und mit dem Lachen des Tollen,
Gräßlich verzerrt die bläulichen Lippen,
Blutig die Augen geschwollen.

„Sehet, ihr Giauren! wie ich so blaßfahl,
Rathet, warum ich gekommen?
Habe getäuscht euch, komm' von Granada,
Habe die Pest mitgenommen.

„Haucht' mit dem Kusse tief in das Herz euch
Tödliches Gift zum Verderben,
Schaut, wie es quält mich, schaut, und auch ihr müßt
Aehnlichen Todes nun sterben!"

Wälzend sich schreit er, Arme verzerrend,
Lassen möcht' er sie nimmer,
Schmieden die Spanier all' an die Brust sich,
Grinsend noch lacht er, und immer
Lachend verschied er. — Nimmer die Wimpern,
Nimmer die Lippen sich schlossen,
Höllisches Lachen ewiglich blieb in
Eisige Lippen gegossen.
Und aus der Stadt fliehn zitternd die Spanier,
Dschuma*) verfolgt sie mit Würgen,
Tödtet des Heers Rest, eh' sie entflohn sind
Von Alpuhara's Gebirgen.

Hierauf führt der Hochmeister das Ordensheer wirklich nach Lithauen und ins Verderben, indem er es durch Unthätigkeit entmuthigt und dann der Winterkälte und dem Hunger preisgibt. Triumphirend über das Gelingen seines Anschlags eilt Konrad nach Marienburg zurück und zu dem Thurm der Klausnerin, diese auffordernd, jetzt, nachdem er sein Rachegelübde gelöst, mit ihm in die Heimat zu fliehen und dort die alten Tage des Glückes zu erneuen. Aber Aldona übersieht in ihrer zarten Weiblichkeit nicht, was dem Mann der heißen Leidenschaften entgehen konnte: die unausfüllbare Kluft zwischen Sonst und Jetzt, übersieht nicht, daß sie sowol als der Geliebte gealtert, daß ihre Liebe nur noch von der Erinnerung zehren könne, vor der Wirklichkeit auslöschen würde. Alf verläßt die sich Weigernde in Verzweiflung und auf dem Heimweg in die Stadt gellt ihm plötzlich ein dreimaliges „Wehe!" in die Ohren, jener Todesruf, den die Richter der Vehme über den Vervehmten auszurufen pflegen. Es ist in der That ein heimlich Ting über ihn gehalten, seine Verrätherei an dem Orden enthüllt worden, und als ihm jener Ruf an die Ohren schlägt, kennt er sein Loos. Er kehrt noch einmal zu Aldona's Klause, bietet ihr sein Lebewohl und sagt ihr, er werde ihrem Thurm gegenüber einen andern beziehen und von dort aus jeden Morgen mit einer schwarzen Fahne, jeden Abend mit einer Lampe ihr ein Lebenszeichen geben, schleudere er die Fahne oder Lampe aus dem Fenster, dann — Aldona versteht ihn. Er verschließt sich hierauf mit Halban in den bezeichneten Thurm und als die Bluträcher unten an der Pforte ihr

*) Die Pest.

„Wehe“ rufen und die Thüre einbrechen, füllt sich der Vervehmte einen Becher mit Wein und Gift und trinkt sich den Tod. Die Vollstrecker des Urtheils dringen über Treppen und Gänge herauf und herein.

Alf ihrer harrte mit gezücktem Schwert,
Doch blasser wird er stets, wankt, stützt im Falle
An's Fenster sich, stolz blickend, reißt herab
Den Meistermantel, wirft zur Erd' ihn hin:
„Da habt ihr meines Lebens Sünden alle!
Zum Tod bin ich bereit, was wollt ihr mehr?
Von meinem Amt verlangt ihr Rechenschaft?
Auf viel tausend Todte blickt umher,
Auf Dorf und Stadt, von Flammen hingerafft!
Hört ihr den Sturm? Schneewolken jaget er,
Und dort erstarrt der Rest von eurem Heer.
Hört' ihr? Es heulen Hunde gieriglich,
Sie beißen um den Rest des Mahles sich.
Ich that's; bin groß und stolz, zerstört zu haben,
Mit einem Schlag so viele Köpf der Hyder!
Zu stürzen wie ein Simson Säulen nieder
Und unter ihren Trümmern mich begraben.“
Sprach's, sah zum Fenster, fällt und stirbt, jedoch
Zuvor hinab die Lampe schleudernd noch,
Die dreimal sich im Kreise drehend blinkt,
Vor Konrads Blicken endlich niedersinkt;
Der Feuerdocht glimmt im vergoßnen Oel,
Wird immer kleiner und verfinstert ganz,
Als gäb' er endlich noch ein Todeszeichen,
Wirft er den letzten großen Flammenkranz,
Und lischt dann aus, indeß beim Sterbeglanz
Von seinem Licht Alfs Augen auch erbleichen.
Im selben Augenblick zum Thurme drang
Ein Schrei von gellem abgerißnem Klang —
Aus wessen Brust? o, leicht ist das zu fassen,
Und leicht begreift, wer ihn vernommen nur,
Daß jene Brust, der solch ein Schrei entfuhr,
Nie einen Laut mehr würde hören lassen.
Es lag darin ein ganzes Menschenleben.
Die Saiten einer Laute so erbeben
Gemischten Tons von starkem Griff und springen,
Indem ein Lied sie scheinen anzuklingen,
Doch Niemand harre, daß es je vollende.

In Konrad Wallenrod vereinigt sich der melancholische Zauber der Sagen, der Volkslieder des Nordens mit südlicher Pracht der Erfindung und Darstellung und das Ganze erhält, durchleuchtet von der Flamme der reinsten Vaterlandsliebe, um so höhere Bedeutung, da es, scheinbar völlig absichtslos, der polnischen Nation einen treuen Spiegel ihrer Geschicke, ihrer Mängel, ihrer Kraft, ihrer guten und bösen Leidenschaften vorhält. Wie der Waidelotte in seiner Dichtung vor den Hochmeister tritt, trat Mickiewicz mit derselben, als einer heiligen Mahnung, vor sein Volk, von dem Gedanken geleitet und begeistert von dem Wunsch:

Könnt' eigenes Feuer in die Brust ich gießen
Der Hörer, wecken die Gestalten wieder
Verstorbener Vergangenheit, und schießen
Mit Worten tönend in das Herz der Brüder;
Vielleicht, daß sie in dem Momente noch,
Gerührt vom Klang der heimatlichen Lieder,
Im Herzen fühlen würden altes Beben,
Und fühlen alte Seelengröße wieder,
Und einen Augenblick durchlebten hoch,
Wie ihre Ahnen einst ihr ganzes Leben!

Die „Grazyna" hat denselben Grundgedanken, wie der Wallenrod, und ähnlichen Stoff. Das Gedicht besingt ebenfalls eine Episode aus den Verzweiflungskämpfen der Lithauer, nur daß hier ein Weib, Grazyna, die Gattin des lithauischen Fürsten Litawor, die Trägerin der poetischen und patriotischen Idee ist und sich heldenmüthig für Heimat und Gatten opfert. Mickiewicz entrollt hier in kühnen Umrissen das nationale Leben, die Sitten und Gebräuche der heidnischen Lithauer, im Gegensatz zu der barbarischen Kultur ihrer deutschen Bedränger. Hat er uns aber in diesen beiden Heldengedichten in die mittelalterliche Geschichte seines Volkes versetzt, so führt er uns in seiner dritten großen Dichtung, im „Thaddäus oder der letzte Sajasd in Lithauen," sein Land und dessen Bewohner in Zuständen vor, welche der neuesten Zeit angehören. Der historische Rahmen dieser Schlachtschitz = Geschichte *) ist nämlich das Jahr 1812, welches durch Napoleons Feldzug nach Rußland die polnische

*) Schlachtschitz — nicht eigentlich ein Edelmann, sondern jeder freie Pole, der Staatsbürgerrecht genießt und ausübt. Man wurde Schlachtschitz durch Adoption, durch Reichstagsbeschluß, der Jude wurde es durch den bloßen Uebertritt zum Christenthum.

Nation ihre Wiederherstellung hoffen ließ, und die Fabel dreht sich um einen Sajasd *), einen jener vielen Mißbräuche, woran Polens Eintracht sich zersplitterte, Polens Kraft sich verblutete. Der epische Faden, welcher sich durch das Gedicht zieht, ist nur ein dünner, aber es schießen an denselben nationale Schilderungen, lithauische Genrebilder und idyllische Landschaftgemälde wie eine reiche Perlenschnur an. Der Held und die Heldin der Dichtung, Thaddäus und die liebliche Sophie, treten mehr in den Hintergrund, sind gleichsam nur da, um die erotische Seite dieses polnischen Romans höchsten Styles zu vertreten, desto bedeutender und großartiger treten die Charaktere des Sendzia (Richters), des Juden Jankiel und des Bernhardiners Robak, zweier glühenden Patrioten, der drei Schlachtschitz Gervasy, Sascianek und Matschek hervor. Die komische Saite schlägt der Dichter an in seiner Schilderung des Erben der gräflichen Familie Hereschko, welcher Sentimentalität und Romantik affektirend als eine gar ergötzliche Figur in diese sarmatischen Szenen tritt, nicht minder komisch geben sich der Rejent und der Assessor mit ihrer belustigenden Hunderivalität und mit vollendetem Humor ist die ältliche Kokette Telimene geschildert, die ihre Netze nach dem jungen Thaddäus auswirft, zuletzt aber mit dem romantikisirenden Grafen sich begnügt. Der Knoten der Fabel schürzt sich dadurch, daß Gervasy seinen Herrn, den Grafen, gegen den Sendzia Sopliza, welcher der Oheim des Thaddäus ist und viele Güter der Familie Hereschko in Besitz hat, zu einem Sajasd beredet, was sich der Graf endlich gefallen läßt, nicht aus Interesse, sondern weil die Sache „romantisch" zu werden verspricht. Gervasy führt wirklich den Sajasd

---

*) Zu Zeiten der polnischen Republik, erklärt Mickiewicz, war die Execution richterlicher Urtheile sehr schwierig; es konnte auch nicht anders sein in einem Lande, wo die Executivgewalt gar keine Mittel hatte, den Spruch geltend zu machen, zumal die Vornehmen Haustruppen hielten. War es daher dem Klagenden gelungen, ein günstiges Gerichtsurtheil zu erlangen, das ihm den Besitz eines von einem Andern innegehabten Gutes zuerkannte, so mußte er sich an den Ritterstand d. h. an den Adel des Kreises wenden, der auch eine executive Gewalt hatte, damit das Gesetz in Wirkung trete. Bewaffnet, das Decret in Händen, zogen Verwandte, Freunde und Nachbarn, in Begleitung einer Gerichtsperson, Wozny genannt, in das Gut, in dessen Besitz den Kläger das Decret setzte. Oft erst nach Blutvergießen extradirte dort der Wozny dem Klagenden die Possession des Gutes. Eine solche bewaffnete Execution des Decrets hieß Sajasd. In den ganz alten Zeiten, wo noch die Gesetze geachtet wurden, wagte es auch der Mächtigste nicht, einem Gerichtsurtheile Widerstand zu leisten; selten waren solche bewaffnete Ueberfälle und fast nie blieb Gewaltthat ungestraft. Das Verderben der polnischen Sitten zur Zeit der Republik vermehrte auch die Sajasden, welche beständig die Ruhe Lithauens störten.

gegen das Herrenhaus Sopliz, allein die Executirung wird durch herbeigekommenes russisches Militair verhindert, und nun vereinigen sich die beiden polnischen Parteien gegen die Moskowiter, schlagen dieselben und da inzwischen der große polnische General Dombrowski mit der Vorhut der französischen Armee herbeieilt, so endigt der Sajasd mit einer doppelten Verlobung, die sich zu einem patriotischen Fest steigert voll freudiger Hoffnungen auf die Wiedergeburt Polens. Ich sagte, an diesen Faden seiner Fabel läßt Mickiewicz eine kostbare Perlenschnur von Schilderungen lithauischer Natur, polnischen Lebens anschießen. Willst du, daß ich für dich einzelne Perlen aus dieser Schnur breche? Wohl, so höre zuerst, was der Dichter von den Wäldern seines Landes singt:

Was habt ihr mir nicht, Heimatbäume, schon verliehen,
Wenn, schlechter Jäger ich, der Freunde Spott zu fliehen,
Weil ich das Wild verfehlte, in dem Dickicht jagte
Gedanken und Gefühle, wenn es mir bejagte
Zu setzen mich auf Sumpfesinseln, jagdvergessen,
Hin zu dem grauen bärtgen Moos mit Silbertressen,
Von der zerdrückten Brombeer' dunkelblau begossen;
Bei Rosenhügeln, von dem rothen Schmuck umflossen
Der Preißelbeer', Korallenperlen gleich; umfangen
Ringsum von Dunkelheit, und droben überhangen,
Wie von gesenkten grünen Wolken, von den Aesten!
Der Sturm da tobte über dem Gewölb', dem festen,
Er seufzte, schäumte, heulte, lärmte, donnernd krachte,
So seltsam mich betäubend, daß ich manchmal dachte,
Den Lärm ein über'm Haupt mir hängend Meer wohl machte.
Und ringsumher gelagert so die Wälder waren
Von Litwa, die ehrwürdigen, die wunderbaren!
Der Faulbaum, von dem wilden Hopfenkranz umwunden,
Die Vogelbeer' im Hirtenroth, dem frischgesunden,
Die Haselnuß mit grünen Zeptern, wie Mänaden,
In Trauben eingekleidet und in Nüsse-Faden
Wie Perlen. Unter Waldesjugend! Rings umschließen
Den Hagedorn die Hahnebutten, Brombeer'n küssen
Mit schwarzer Lippe Heidelbeeren. Alle halten
An Händen sich, wie Tänzerpaare, die gestalten
Den Tanz. Eh'leute paarweis' sie umstehn. Im Reigen
Vor allen Waldesreihen hoch erhaben zeigen

An Schlankheit sich des Wuchses und durch Farbentöne
Der Mann, die Lärch', die weiße Birke, seine Schöne.
Und dann, wie Greise hin auf Kind und Enkel, schauen
Im Reiz der Stille Buchen hin, die ehrbar grauen;
Matronenpapeln, moosig bärtge Eichen, stützen,
(Fünfhundert Jahr' auf redlich alten Rücken sitzen)
Sich auf zerbrochnem Hagbuchstamm, auf Eichen,
Die ihrer Ahnen sind zu Stein gewordne Leichen. —
Wie Stadtruinen unten ists! Gefallne Eichen,
Vom Boden ragend, ungeheurem Denkmal gleichen.
Auf sie gestützt, wie Wand- und Säulentrümmer, zeigen
Sich Aestesarme mit den halbverfaulten Zweigen,
Umhegt vom Graszaun. Dahinein zu seh'n, ein Grausen,
Mich abhielt stets. Des Waldes Wirthe drinnen hausen:
Der Eber, Bär und Wolf! Am Eingang, halbzerbissen,
Gebein liegt kecker Gäste, die sie hier zerrissen.
Manchmal heraus durch Grases Grün ins Freie,
Wie Wassersprünge, schießen auf zwei Hirschgeweihe,
Und wohl, wie gelbe Blitze durch die Bäume zischen,
Wenn in dem Wald gefallne Stralen drin erlischen.

Bist du begierig, eine ächtpolnische Schlachtschitz-Wirthschaft kennen zu lernen? Folg' nur dem Dichter, er macht dich heimisch in einer solchen Behausung, wenn er von dem „Matz aller Matze", von dem Dobrzyner Matscheck und seinem Wohnsitz spricht:

Wie vor den Männern er hervorragt, so erhoben
Im Dorf sein Haus war, zwischen Kirch' und Schenke droben.
Besucht war's selten. Arme nur dort ein sich fanden,
Da Thore ohne Flügel, Gärten zaunlos standen.
War nirgends Saat, und Birkchen wuchsen im Reviere,
Doch dient dem Dorf das Vorwerk, schien's, zum Hauptquartiere;
War größer, stattlicher, als jede andre Hütte.
Die rechte Seite hatte Ziegel in der Mitte.
Beim Magazine waren Vieh- und Pferdeställe;
Nach Schlachtschitzsitte aneinander jede Stelle.
Doch Alles alt, verfaulte schon. Die Dächer schienen
Wie grün mit Blech beleget; Gras und Moos hier grünen,
Die wie auf Wiesen wuchsen. Einem Hängegarten
Das Strohdach gleichet, denn Gewächse aller Arten,
Wie Disteln, rother wilder Safran und Camillen
Und Fuchsschwanz mit den vielen Farben ihm entquillen.
An Seitendächern Nester sind und Taubenschläge,

Am Fenster Schwalben nisten. An der Schwelle rege
Sich Löcher wühlen in den unbetretnen Rasen
Und springen auf und nieder weiße Seidenhasen.
Im Hofe sieh', im Unkraut und Absinth die alten
Zerschlagnen viele Kreuze, die ein sicher Zeichen,
Daß hier in ungeweihter Erde ruh'n die Leichen
Von Männern, die hier plötzlich unverhofft gefallen.
Wer hin zum Haus, zum Speicher, Magazin will wallen,
Dem bis zum Dach die Wände schwarz wie von Insekten
Erscheinen würden. Ueberall dort Kugeln steckten,
Den Löchern in der Erde gleich, wo Wespen heckten.
Und Riegel, Nägel, Hacken an der Thür zerhauen
Sind, oder Säbelspuren noch daran zu schauen.
Man probte hier einst sicher Siegmuntawkaklingen,
Von deren Hieb die Köpfe von den Nägeln springen,
Die schartlos bleiben, hauet man damit auf Eisen.
Und über'm Thore könnte man die Wappen weisen,
Doch Käsereih'n die Armatur verbau'n daneben,
Auch Schwalben sie mit ihren Nestern rings verkleben.
Im Hause drin, im Wagenschuppen und im Stalle
Sind Rüstungen, sowie in alter Waffenhalle,
Vier ungeheure Helme unterm Dache hingen,
Mars-Stirnenzierden. Drin' jetzt Venusvögel singen,
Die Tauben, ihr Gru, Gru! wenn ihre Brut sie speisen.
Die Krippe decket wie ein Netz ein Hemd von Eisen,
Weit ausgespannt, und Schuppenpanzer sind die Raufen,
Worin der Knecht den Fohlen gibt die Grummethaufen.
Am Heerd die Köchin gottlos schon Rappiere stählte,
Die in den Ofen steckend sie zum Bratspieß wählte.
Der Roßschweif, Wiener Beute, muß sogar entstieben
Die Handmühl'. Hausfrau Ceres, kurz, hat Mars vertrieben,
Auch Flora und Vertumnus mit Pomonen
In Haus und Stall und Scheune friedlich jetzo wohnen.

Weißt du, in einer der schönsten Stunden unseres Beisammenseins schritt ich an deiner Seite in der Polonaise dahin, aber ich verfehlte immer den Takt der Musik; das machte: mein Herz schlug einen andern Takt. Der Schalk in deinen Augen kicherte darob, aber war es denn meine Schuld, daß der Druck deiner Hand mir so elektrisch durch die Nerven zitterte? Sieh', an diese Polonaise dachte ich, als ich neulich wieder am Schluß des „Thaddäus" die Beschreibung des polnischen Nationaltanzes las. Hier hast du sie:

Der Podkomorzy *) schreitet vor, und rückwärts streifet
Des Kontusch **) Puffe, dreht den Schnauzbart und ergreifet
Sophiens Hand, sie zierlich grüßend zu erbitten
Zum ersten Paar; zu andern Paaren Andre schritten.
Das Zeichen schallt, der Tanz beginnt, von ihm geleitet.
Mit rothen Stiefeln auf den Rasen hin er gleitet,
Der Säbel glänzt, der Gürtel reichen Schein verbreitet,
Und langsam er, fast lässig kann man sagen, schreitet.
Doch jeder Schritt des Tänzers jede Regung kündet,
Was er im Sinn hat, Alles, was er nur empfindet.
Jetzt steht er still, als wollte er die Dame fragen.
Und neigt zu ihr und will ins Ohr ihr Etwas sagen.
Das Haupt die Dame wendet, ihn zu hören scheuet.
Er zieht die Mütze, neiget tief sich — da erfreuet
Sie ihn mit einem Blicke, aber noch sie schweiget.
Und langsamer er schreitet, spähend, wie sie blicket,
Mit seinen Augen. Endlich lächelt er beglücket
Durch ihre Antwort. Schneller geht er, stolzer sehend
Auf seinen Nebenbuhler. Bald er, also gehend,
Auf seine Stirn die Confedratkamütze drücket
Mit ihrem Reiherbusche; bald sie schüttelt, rücket
Sie endlich in die Quere, seinen Schnauzbart streichet.
Er geht und Alles neidisch hinterher sich schleichet.
Wie gern mit seiner Dame er die Menge flöhe!
Und manchmal hält er, höflich hebend in die Höhe
Die Hand, und freundlich bittend, daß vorbei man ziehe;
Und manchmal überlegend, wie geschickt er fliehe,
Nimmt andern Weg und möchte gern sie irre leiten,
Die Lästigen beständig aber ihn begleiten,
Belagern ihn von allen Seiten, ihn umschlingend.
Da wird er bös; die Rechte an den Säbel bringend
Sagt gleichsam er: Weh, Eifersücht'ge! und doch lache
Ich ihrer. Dann mit stolzer Stirn, im Auge Rache,
Dreht er sich um, grad' auf die Menge loszugehen.
Die Tänzer aber wagen ihm nicht fest zu stehen,
Sie weichen — und, die Ordnung ändernd ihrer Reihen,
Von Neuem nun verfolgen ihn. — Und Alle schreien:
„Das ist vielleicht der Letzte! junge Leute, sehet,
O seht, es ist der Letzte wohl, der so verstehet

---

*) Zur Zeit der polnischen Republik ein bedeutender Würdeträger, ein princeps nobilitatis.

**) Der orientalisch lange und weite Ueberrock.

Zu führen Polonaisen!“ Und die Paare wallten
Mit Heiterkeit und lärmend; bald sie sich entfalten,
Bald schließen sie sich wieder; gleich den Riesenschlangen,
Sind sie in tausend Windungen umhergegangen.
Die bunten Farben und die bunten Schmucke blinken,
Von Damen, Herren, Kriegern in der Sonne Sinken,
Wie eine goldne Schildkrötschale, die vom Grunde
Des dunkeln Rasens absticht. Jetzt die Tänzerrunde
Beschließt den Tanz, und Bravo's und der Töne Schallen
Und endlose Toaste ringsum widerhallen.

Nach der Betrachtung dieser größern Schöpfungen unseres Dichters vergönne noch einen Rückblick auf einige seiner frühesten. Dahin gehören die schönen „Sonette aus der Krim“, geschrieben in Tagen verlorener Liebe, im ersten Exil. In diesen Sonetten gab er dem Zug seines slavischen Naturel nach, das nach dem Orient hinstrebte. Man sieht deutlich, daß er, durch die Steppen und an den Küsten der zauberischen Halbinsel des schwarzen Meeres streifend, Betäubung und Vergessenheit suchte:

Mein Renner schwingt sich wie der Wind, und dennoch' sporn ich ihm die Flanken,
Wald, Felsen, Thäler fliegen bunt an mir vorüber wie Gedanken,
Sturmwellen gleich entschwinden sie und ich, fortstürzend immer wilder,
Berausche mich, betäube mich im steten Wirbel neuer Bilder.
Und wenn mein schäumend Roß nicht mehr auf meiner Stimme Rufen achtet,
Das Leichentuch der Finsterniß den hellen Schmuck der Welt umnachtet,
Dann mischen sich vor meinem Blick der Wälder, Felsen, Thäler Schatten,
Die sich im sonnenheißen Aug', als einem Prisma, glühend gatten.
Die Erde schläft, ich schlummre nicht, ich stürze mich in Meerflut nieder,
Und eine Welle, voll und schwarz, kommt grollend und der Strand hallt wieder;
Ich neig' ihr meine Stirn entgegen, ich öffn' ihr meine Arme weit.
Sie aber gießt sich auf mein Haupt, vom Chaos ist es jäh umzogen,
Und ich erwarte, daß mein Geist, gleich einem Kahn in Wirbelwogen,
Auf einen Augenblick verschwinde, sich tauchend in Vergessenheit.

Unter der üppigen Blumenfülle, welche die orientalisch angehauchten Sonette aus der Krim entfalten, birgt sich ein Herz voll heißer Schmerzen, oder auch ist ihr Inhalt oft ein tiefsinniger Gedanke, schneidend wie ein Schwert, aber verhüllt unter den Myrthenkränzen der Gleichnisse:

Mit dem Band des Wimpels spielt kaum der Wind, die Welle hebt
Sich im Widerschein des Lichts, wie des Mädchens Busen bebt,
Das von Liebesglücke träumt und erwacht und seufzt und wieder
Sinkt in Schlummer nieder.
Segel am entblößten Mast schlafen, Banner nach der Schlacht;
Wie an Ketten festgeknüpft wieget sich das Schiff nur sacht,
Die Matrosen athmen auf und die Fremden in der Runde
Freuen sich der Stunde.
Meer! es wohnt auch der Polyp in der Tiefe deiner Flut,
Im Gewimmel deines Volks schläft verborgen er und ruht,
Wenn der Himmel wolkig stürmt; aber kehrt die Ruhe wieder,
Reckt er lange Glieder.
Seele, die Erinnerung wohnt, ein Gei'r, in deinem Grund,
In des Schicksals wildem Sturm schläft sie und du bist gesund,
Aber wenn die Ruh' ins Herz wiederkehret und Vertrauen,
Fassen es die Klauen.

Einmal in morgenländischen Anschauungen heimisch geworden, vermochte sich der Dichter nicht sogleich wieder von selben loszureißen und so dichtete er im Ton und Geist der Sonette aus der Krim auch einige umfangreichere Sachen, wie „Schanfari" und „Faris". Faris war der ältesten Heldenpoesie der Araber zufolge einer der wildesten Wüstenritter und größten Dichter, der sich der Treulosigkeit seiner Freunde wegen mit allen Menschen entzweite, in die Wüste entwich, mit Löwen und Tigern in freundlichen Verkehr trat, sich weit und breit als Räuber furchtbar machte und es sogar mit Samum und Huragan, den tödtlichen Wirbelwinden der sandigen Wildnisse, aufnahm. In letzterer Situation stellt sich der Faris in folgenden Versen dar, um dann, siegreich aus ihr hervorgehend, in unbändigem Freiheitsgefühl aufzujauchzen:

Huragan, der Stürmer erster in dem afrikan'schen Land,
Wandelte allein und einsam über heiße Fluten Sand,
Er erblickte mich von weitem, stutzte drob und stille stehend,
Also vor sich hin dumpf braust er, sich im Wirbel rundum drehend:
„Was für einer von den Stürmern, meinen jüngern Brüdern, wallt
Dort von so erhebnem Fluge, unbedeutender Gestalt,
Und erdreistet sich, die Lande zu bereten, die mein Reich?"
Brüllend also, kampfbegierig kam er, pyramidengleich.
Als er merkt', daß ich nur sterblich, aber nicht entfliehen wollte,
Stampft er mit dem Fuß und grollte,
Daß Arabien bebt' davon,
Packte wie der Greif den Vogel

Mich mit seinen Klauen schon,
Sengte mich mit heißem Qualme,
Wirbelt' Staub auf mit den Flügeln,
Schleudert mich hinauf, hinunter,
Thürmt den Flugsand auf zu Hügeln.
Auf mich raffend, kämpf' ich munter,
Seine Lenden ihm zerreißend,
Und sein sandig Fleisch zermalme
Ich, mit Zähnen ihn zerbeißend.
Huragan will meinem Arme sich entschwingen säulengleich
Auf zum Himmel, nicht entschlüpft' er, barst und stürzt' und niederrann,
Er im Sandesregen dann
Mir zu Füßen wie ein Stadtwall fallend — eine Riesenleich'.
Ich erholte mich und blickte, zu den Sternen stolz blickt' ich,
Und mit goldnen Augen blickten alle Sterne,
Alle blickten auch auf mich.
Außer mir war Niemand, Niemand auf der Erde nah' und ferne —
Ha, mit offner Brust hier athmen, auszuathmen, welche Lust!
Ja, ich trink' in vollen Zügen!
Alle Luft Arabistans
Kann kaum meiner Brust genügen.
Ha, mit offnen Augen schauen, auszuschauen, welche Lust!
Ausgespannt sind meine Augen,
So ins Weite,
So ins Breite,
Daß sie mehr umfassen Welt,
Als der Horizont enthält.
Ha, die offnen Arme strecken, auszustrecken, welche Lust!
Wonnig, selig zu der Welt ausstreck' ich die entzückten Arme,
Und es scheint, daß ich von Osten bis nach Westen sie umarme:
In das endlos Blaue flieget mein Gedanke gleich dem Blitze,
Höher, höher und noch höher, bis zur höchsten Himmelsspitze.
Wie die Biene mit dem Stachel auch das Leben sich entreißt,
So vertieft mit dem Gedanken in den Himmel sich mein Geist.

Aber das phantastische Bilderspiel des Orients schwindet sogleich vor den Augen des Dichters, wenn er den gramschweren Blick wieder auf sein Vaterland richtet und ihn dann, brennend von gerechtem Haß, gegen den moskowitischen Unterdrücker desselben aufschlägt. Diesem Haß ist eines der letzten Werke Mickiewicz's entsprossen, die kostbare Schilderung „Rußland", nach der verunglückten Polenrevolution von 1830 erschienen, ein blutigrother Nothschrei gegen die herandringende russische Barbarei,

ein Nothschrei, dem der flammende Zorn, wie es oft geschieht, den bittersten Sarkasmus, den geißelndsten Hohn beimischt. Wenn wir Deutsche einst, wie wir jetzt schon insgeheim dem russischen Einfluß gehorchen, offen unsere knechtischen Rücken unter die russische Knute beugen, dann werden vielleicht unsere Enkel durch dieses Gedicht zum rächenden Befreiungskampf sich begeistern, vielleicht sühnen sie dann unsere Schmach, in die versunken wir uns den Zuruf des polnischen Dichters gefallen lassen mußten:

Deutsche, harret noch ein Kleines!
Wenn der Ukasen Donner einst erschallt
In eure Ohren, wenn der Knuten Hagel
Auf eure Nacken stürzt, wenn euch beleuchtet
Der Brand von euren Städten und euch dann
Die Worte mangeln, nach des Zaars Befehl
Tief anzubeten, demuthsvoll zu preisen
Knut' und Ukas', Siberien und Kibitken —
Dann singet nur mit euren feilen Zungen
Dem Kaiser Lieder, wie ihr schon gesungen. *)

Eine ebenso gedrängte als treffende Würdigung der ganzen Erscheinung Mickiewicz's hat kürzlich Mauritius in seinem Buch „Polens Literatur- und Culturepoche seit 1831" gegeben durch die Worte: „Er schuf mit Umstürzung der alten Formen, nicht nach dem Geschmack der modernen Zeit eine französische **poësie extravagante**, obgleich er sich der freiesten Subjektivität überließ, sondern suchte die Idee mit dem Leben zu versöhnen, die Idee des Schönen auf seinem wilden Boden anzupflanzen und das Volk zum Verständniß der Gegenwart zu führen." Derselbe Kenner polnischer Zustände fügt noch bei: „Die gebildete Welt seufzt, wenn sie daran denkt, daß Mickiewicz heute lieber eine pietistische Kanzelrede hält, als durch seine Dichtungen den Nationalgeist zu beleben sucht, und daß er nicht mehr jener freie, parteilose, die Ereignisse beherrschende geniale Barde von ehemals ist."

---

*) Meint Mickiewicz hier etwa den „teutschen" Dichter, von dem die klassischen Verse auf die Insel Ischia herrühren:

Stille herrscht auf dieser Insel,
Deren anmuthsvolles Bild
Dargestellt von keinem Pinsel
Werden kann, so hold und mild —

und der ja die zaarische Majestät einmal als den „Volksbesieger" angesungen hat?

So ist es also wahr, was das Gerücht schon seit längerer Zeit von Paris her flüsterte? Der große polnische Genius verlöscht allmälig in den dumpfen Schwaden der Frömmelei? Schrecklich, schrecklich. Hat denn Nichts Bestand, Nichts Dauer? Freilich beugt sich am Ende selbst das stärkste Herz unter der Wucht des Grams, und wir können dem verbannten Dichter, der mit seinem Waidelotten im „Wallenrod" ausrufen darf:

Ach, einsam in der Fremde hier ergrauend,
Ich Sänger, hab' nicht wem zu singen, wehe!
Die Augen weint' ich aus, gen Lithau'n schauend,
Heut, wenn ich seufzend nach der Heimat sehe,
Nicht weiß ich, wo mein liebes Vaterhaus,
Ob hierhin, dorthin, anderswo hinaus —

ja, diesem können wir Vieles verzeihen. Aber Pietisterei — das ist fürchterlich. Ach, das Alter, meine Freundin, das Alter ist über ihn gekommen, jene entsetzliche Kälte der Seele, die sich am Ende noch an dem unreinen Feuer einer gemachten Gläubigkeit zu wärmen sucht. Wahre die Flammen deiner Jugend und Liebe, du Theure, damit sie noch hell und lustig dein Herz durchlodern, wenn dereinst der unerbittliche Winter seine Silberfäden in deine braunen Locken schlingt.

2.

Zwei Todte.

Mein Vaterland, ich seh' die Mauern, sehe
Die Säulen, Bogen, Thürme, die zuvor
Der Ahnen Eigenthum,
Nur seh' ich nicht den Ruhm,
Den Lorbeer seh' ich nicht, den Stahl, der ehe
Die Väter schmückte! Ha, die Stirn verlor,
Die Brust verlor, die nackte, ihre Zier.
Die Striemen dort, weh dir!
Die Beulen und das Blut! Wie bist du häßlich,
Du schönste Frau! Zur Welt ruf' ich hinaus,
Zum Himmel auf, sagt an:
Wer hat ihr das gethan? Und gräßlich, gräßlich,
Wie schwere Ketten ihr die Arm' umzieh'n!
Am Boden sitzet sie in Gram und Graus,
Die Locken wild zerstreut und schleierlos,
Und zwischen ihren Knien
Verbirgt die Arm' ihr Angesicht und weint.
Ja, wein' Italien, dir blüht sonst kein Glück,
Geboren du zum Loos
Der Weltherrschaft im Glück und Mißgeschick.
Wenn meine Augen glichen Wasserbächen,
Doch könnt' ich nun und nimmer
Gnug weinen um dein Leid und deine Schmach,
Du Herrin sonst, jetzt eine arme Magd.
Wohl schreiben oder sprechen
Muß, wer gedenkt an deinen einstgen Schimmer:
Groß war, klein ist sie! So sagt man und fragt:
Warum, warum? Wo ist die alte Kraft,
Wo Muth und Waffen, wo Beharrlichkeit?
Wo ist dein Schwert? Sag' an!
Wer raubte dir's? Was hat dich so erschlafft?
Wer zog im kühnen Streit
Dir ab den Mantel und der Stirne Band?

Wie fielst du oder wann
Von deiner Hoheit und so tief zur Erde?
Und keiner von den Deinen hob die Hand,
Um dich zu schützen? Waffen, Waffen! Ich
Allein will kämpfen, sterben ich für dich.
Gib Himmel, daß zum Brand
Mein Blut in jeder Brust Italiens werde!

Also redet ein edler Todter sein geknechtetes Vaterland an, dessen alten Dichtern an die Seite zu treten er vom jüngern Geschlechte allein würdig ist. Der selige Geist Dante's scheint sich auf den Grafen Giacomo Leopardi niedergelassen zu haben, auf welchen mit vollstem Recht das Dichterwort anzuwenden: „Die Guten sterben jung." Mit den angeführten Strophen aus seinem Canto „an Italien" hat der Dichter seine Stellung zu seiner Zeit und zur Poesie deutlich bezeichnet, eine Stellung, die ihn durchweg in Denkungsart und Wort als antik, als classisch erscheinen läßt, d. h. als genährt mit dem Geist von Hellas und Rom und in diesem Geiste dichtend. Wahrlich, eine großartige Erscheinung diese glühende Männerseele, den Republikanersinn eines Grachus mit athenischer Grazie verbindend, auftauchend aus der Entnervung seines Landes und Volkes, keusch und tapfer.

Leopardi ist 1798 zu Recanati in der Mark Ancona geboren, wie Mickiewicz als Sproß einer unreichen adeligen Familie. Die tolle Lustigkeit des Knabenalters, die kühnen Kraftäußerungen der Jünglingsjahre waren ihm versagt, denn er hatte einen mißwachsenen Körper mit zur Welt gebracht und krankhaft reizbare Nerven. So schon frühe ganz auf sein Inneres angewiesen, mußte ihm die Erniedrigung seines schönen Heimatlandes um so fühlbarer werden, da er dem Bewußtsein dieser Erniedrigung schon aus physischen Gründen nicht durch leichtsinnige Hingabe an die Genüsse des Lebens entrinnen konnte; wie es die Art und Weise so vieler seiner Landsleute ist. Gab es für ihn Genüsse, so konnten es nur geistige sein, und wie ihn, solche aufzusuchen, seine antike Seele von selbst zum Studium der Alten trieb, so mußte dieses Studium hinwiederum dazu beitragen, alle seine Gedanken mit der reinen Flamme des Alterthums anzuglühen, ihn nicht zu einem jener Philologen, denen meist nur die Schale der antiken Welt in plumpen Händen bleibt, nein, zu einem Kenner, zu einem Vertrauten der Alten zu machen, der werth

gewesen, mit ihnen zu dichten, zu handeln, zu leben und zu sterben. Im Vaterhause erzogen, welchem ihn später seine Grundsätze entfremdeten, erwarb er sich noch als Jüngling den Ruf eines der geistreichsten Sprachkenner seines Vaterlandes und seine zwei Gesänge „an Italien" und „über ein Denkmal des Dante," das in Florenz errichtet werden sollte, die 1818 erschienen, brachten den gewaltigsten Eindruck hervor und gaben den Italiänern die Gewißheit, daß der Geist, welcher dereinst dem Dante und Petrarca ihre zornschweren, patriotischen Ermahnungen und Prophezeihungen eingegeben, unter ihnen noch nicht erloschen sei. Denn wo ist poetische Kraft, poetischer Zorn zu finden, wenn nicht in den strenggemessenen, und doch so schwungvollen Worten, die Leopardi in dem letztern der genannten Gedichte seinen Landsleuten zuruft:

So starb denn unser Ruhm dahin auf ewig?
So würd' Italiens Klage nimmer stumm,
Und nie der Hohn beendet?
So lang ich lebe, schallt mein Ton ringsum:
Zu euern Ahnen, wüste Nachkömmlinge,
Zu den Ruinen wendet,
Gemälden, Schriften, Statüen euch und Tempeln!
Denkt an des Landes Weh, und kann ermannen
Euch nicht das Licht von solchen Glanzexempeln,
So eilt und zieht von dannen!
Nicht ziemet solch' verdorbener Verein
Der hohen Geister mütterlichem Hause;
Statt Faulen sich zu weih'n,
Bleib' einsam sie in ihrer Wittwenklause.

Dieses männliche Zürnen des Dichters über die Schwäche und Zerrissenheit seines Heimatlandes, über die Trägheit und Gesunkenheit seiner Zeitgenossen, verbunden mit dem Stolz der Erinnerung an eine ruhmreiche Vergangenheit, hat seinen vollendetsten Ausdruck gefunden in dem Canto „an Angelo Mai, als er Cicero's Bücher über die Republik aufgefunden hatte." Hier schwebt Leopardi's Gesang adlergleich majestätischen Fluges einher, an Gedankenschwung und edler Einfachheit den schönsten Hymnen Pindars gleich, hier reißt die Begeisterung den Schleier der Schwermuth von seinem Auge weg und läßt ihn bezüglich des Wiederauffindens classischer Schriftwerke ausrufen:

Ja, Italia
Steht noch in Himmels Schutze, das ist nur
Das Werk himmlischer Wesen;
Dieß einzig ist die rechte, wahre Stunde,
Die alte Tugend wieder zu erneun,
Die rauhe der italischen Natur.
Die lebend einst gewesen,
Bezeugen's durch den Ruf, aus Grabes Schlunde
Erstehen die vergeßnen Heldenreih'n
Und fragen: Heimat, kann's in diesen Zeiten
Der Trägheit feig zu sein dir Lust bereiten?

Leopardi besuchte 1822 Rom und die Frucht seines dortigen Aufenthalts waren mehrere gelehrte Arbeiten, die in dem damaligen preußischen Gesandten am päbstlichen Hof, Niebuhr, den Gedanken erweckten, dem Dichter eine Professur an der berliner Universität auszuwirken, aber Leopardi's Gesinnung paßte eben nicht zu der reaktionären Tendenz, die sich damals in Berlin breitmachte, dazu kam seine fortwährende Krankheit und seine heiße Heimatliebe, und so zerschlug sich Niebuhrs Plan. Der Dichter wandte sich, immer heftiger von physischen Leiden gefoltert, wieder an seinen Geburtsort zurück. Sein Zustand legte ihm die schmerzlichste Entsagung auf, die Beschäftigung mit seinen geliebten Hellenen und Römern, Zerwürfnisse mit seinem Vater, der des Sohnes freimüthiges Streben heftig mißbilligte, traten ein, die Trauer über Italiens Versunkenheit in den tiefsten Schlamm der Knechtschaft nagte unaufhörlich an ihm und jene Tage mögen dieser starken Dichterseele wohl die Klage entrissen haben: „Ich habe Alles verloren; ich bin ein Stamm, welcher fühlt und gepeinigt wird.“ Damals hat wahrscheinlich sein schmerzbebender Mund auch die schrecklichen Worte ausgesprochen:

Vielleicht hat unsre Müh'n und unsre Lasten
Und unsre unglückselgen Trieb' und Schmerzen
Der Himmel sich zum Zeitvertreib erkoren.

Von jetzt an wurde der Schmerz immer ausschließlicher Leopardi's Muse, und in dem Maaße, in welchem sein Ruhm sich verbreitete, wurden seine Produktionen karger an Lichtblicken und hüllten sich immer mehr und mehr in das Gewand einer zwar niemals schwächlichen, aber jeder Hoffnung unzugänglichen Trauer.

Und ward denn diese Trauernacht, dieses gleich edle wie unglückliche Leben nie erhellt von dem Stern, der ewig glorreich ob den irdischen Finsterniſſen steht, von der Liebe? fragſt du. Es ſcheint kaum. Die Canzone, welche Leopardi „an ſein Mädchen“ gedichtet, iſt an ein Weſen gerichtet, „das nicht vorhanden, an eines von jenen Bildern himmliſcher und unausſprechlicher Schönheit und Tugend, welche ſich der Phantaſie oft im Wachen und im Traum darbieten,“ und wenn der Dichter in den Terzinen „die erſte Liebe“ ſagt:

Des Tages denk' ich, da zum erſten Mal
Der Liebe Kampf ich fühlt' und in mir grollte:
Weh', wenn dieß Lieb iſt, welche Pein und Qual!
Indeß die Blick' ich an den Boden rollte,
Schaut' ich nur jene, die in dieſes Herz
Zuerſt den Eingang fand, ohn' daß ſie's wollte!
Wie triebſt du, Liebe, mit mir böſen Scherz!
Warum erzeugte mir ſo viel Verlangen
So ſüßer Trieb und, ach, ſo vielen Schmerz! —

ſo dürfen wir annehmen, daß dieſe Klage jenem unbeſtimmten Liebesſehnen geweiht ſei, jener Unmöglichkeit des Erfaſſens eines Ideals, welches die Seele Leopardi's geſchaffen, eine Annahme, die bekräftigt wird durch die Strophe:

Nicht hoff' ich, jemals dich
Als Lebende zu ſchauen,
Es wäre denn, daß meine Seele ſich
In fremden Räumen und auf neuen Auen
Erging. — — Sofern der ſelgen Engel
Du einer biſt, den durch der Menſchheit Mängel
Verſchmäht die ewge Weisheit zu erniedern,
Um in Verweſungsgliedern
Des leichenhaften Lebens Qual zu leiden,
Oder im Weltenkranz
Ein andres Land in ſeinen Kreis dich ſchließt,
Dich ſchönern, ſonnennähern Sternes Glanz
Und mildrer Hauch umfließt:
So nimm' von hier, wo kurz die Jahr' und trübe,
Den Hymnus an von unbekannter Liebe.

Ueberhaupt mußte die Liebe, wie wir Modernen ſie verſtehen, wie ſie uns erſt durch das Chriſtenthum und die Romantik gegeben wurde, unſerm Sänger fremd bleiben, denn ſie war dem Alterthum fremd und

er, um einen banalen aber bezeichnenden Ausdruck zu gebrauchen, lebte und webte nur im Alterthum. Leopardi, mit dem Geist eines Hellenen und der Sinnesart eines Römers ausgestattet, mußte das romantische Liebeselement von sich ablehnen, oder er brauchte dieß nicht einmal zu thun, weil es von vorneherein keinen Zutritt in sein Empfinden, sein Denken fand. Den Fond von Zärtlichkeit, den sein Gemüth besaß, opferte er auf dem Altar der Vaterlandsliebe, und möglicherweise brachte ihn schon seine körperliche Verfassung in eine Stellung zu den Frauen, die ihm nur eine etwas angekältete Schwärmerei für ein wesenloses Idol zum Bedürfniß machte. Wie indifferent seine antike Natur gegen die süßeste und peinvollste Leidenschaft sich verhalten, kann sein Gedicht „Sappho's letzter Gesang" schlagend beweisen, das man von Sophokles gedichtet glauben könnte, und die Feuerworte, die er bei Gelegenheit der Hochzeit seiner Schwester Paolina an die Frauen richtet, haben durchaus Nichts von der Ueberschwänglichkeit der Huldigungen Petrarca's, sondern man glaubt einen der stahlherzigen Republikaner des alten Roms zu vernehmen in den herrlichen Versen:

Frau'n, viel müßt ihr erweisen
Dem Vaterland! Zum Nachtheil nicht und Spott
Des Menschenstammes ward anheimgestellt
Es eurem süßen Auge, Feur und Eisen
Zu bändigen. Es denkt und handelt Held
Und Weiser, wie ihr wollt. Soweit der Gott
Des Tages den Wagen kreist, wird euch gehuldigt.
Von euch fordr' unsrer Zeit
Vernunft ich. Eure Hand
Hat denn die heilge Flamme schlecht berathen
Der Jugend? Ward denn schwach und umgewandt
Eure Natur? Daß schlaff die Geister heut'
Und niedrig ihre Thaten,
Daß Nerv' und Sehn' und Feuer
Der alten Kraft fehlt, ist die Schuld nicht euer?

Das Jahr 1825 sah Leopardi in Oberitalien erscheinen, wo er sich längere Zeit in Mailand aufhielt. Ein Jahr später verließen seine gesammelten Gedichte in Bologna die Presse. Von Mailand wandte er sich nach Florenz, wo einige der bedeutendsten Geister der italischen Gegenwart um ihn sich sammelten, und auf kurze Zeit wieder nach Recanati heimgekehrt, ging er bald wieder nach Florenz zurück, wo er eine streng-

gewählte Sammlung seiner Dichtungen erscheinen ließ unter dem Titel: **Canti** *). Aber zugleich steigerten sich seine Nervenleiden so furchtbar, daß sie ihm fast jede Arbeit unmöglich machten. Sein treuer Freund, Ranieri, geleitete ihn 1833 nach Neapel, unter dessen balsamischem Himmel Linderung der unerträglichen Qualen zu suchen, denen Körper und Geist des armen Dichters mälig erlag. Noch beinahe vier Jahre lang schleppte er diese peinvolle Existenz hin und nur zuweilen noch rang sich sein energischer Geist siegreich aus all' dem Ueberschwall psychischer und physischer Schmerzen hervor oder lächelte ihm ein kurzer Huldblick des Geschickes, wie z. B. in der Freundschaft eines verwandten Geistes von jenseits der Alpen, in der Freundschaft und dem Umgang Platens, deren Erwerbung und Genuß in diese letzte Lebensperiode Leopardi's fällt. Endlich, am 27. Januar 1837, streifte seine schwergeprüfte Psyche ihre quälende Hülle von sich, und wohl mag er mit Frohlocken den Tod begrüßt haben, er, dem schon frühe der Sehnsuchtslaut von den Lippen gequollen:

O Sterbliche,
Ihr thränenwerthen, o, es ist schon Glück,
Dürft ihr von einem Weh
Aufathmen — Seligkeit,
Wenn euch von jedem Weh der Tod befreit.

Dem italischen Dichter geselle ich hier einen deutschen, jenem im Leben freundschaftlich nahestehend, durch Sinnesart und Dichtungsweise innerlichst verwandt, in frühem Tode noch vorangehend: Platen, ohne alle Frage eine der schönsten Zierden der deutschen Dichterhalle, ob er gleich, um es von vornherein auszusprechen, wie die Vorzüge des edeln Italers, welchen ich dir, meine Freundin, so eben vorzuführen versucht, so auch den Hauptmangel desselben theilt, das Entbehren einer wirklich schöpferischen Phantasie. Freilich besaß er Alles, diesen Mangel zu verbergen, zu ersetzen, aber vermissen läßt er ihn nur in seinen prachtvollen „Festgesängen."

August Graf von Platen-Hallermünde wurde am 24. Oktober 1796 zu Ansbach geboren, in einer reichsgräflichen Familie zwar, doch

*) Deutsch von K. L. Kannegießer, Leipzig, Brockhaus 1837.

nicht im Schooß des Reichthums, was ihm aber nur in Deutschland, dieser Heimat der jämmerlichsten Spießbürgerei, vorgerückt werden konnte. Ist es denn nicht eben der höchste Stolz der deutschen Träger des Genius, daß sie meist aus der niederdrückenden Atmosphäre der Armuth und Sorge zur Sonnenhöhe des Ruhmes sich emporschwangen, daß sie das Vestafeuer der Kunst, trotzdem, daß sie mit selber meist nach Brot gehen mußten, in seiner ganzen Jungfräulichkeit wahrten? Die Mutter, eine bedeutende Frau, scheint auch ihren Eigenschaften gemäß auf Platens Kindheit eingewirkt zu haben. Als jüngerer Sohn dem Militairstand bestimmt, fügte er sich, wenn auch mit innerm Widerstreben, gehorsam dem väterlichen Willen, eine Ueberwindung, die einem so ganz und gar philhellenischen Gemüth schwer genug gefallen sein mag. Er legte zwar schon frühe Hang zur Poesie und zu lernbegierigem Lebensernst an den Tag, zog aber durchaus keine Aufmerksamkeit auf sein dichterisches Talent und wissenschaftliches Streben, dem er sich, 1810 zum Lieutenant ernannt, nach Abthuung seiner Amtspflichten mit brennendem Eifer hingab. Die hölzerne Parade- und Wachstubenlangeweile erhielt eine wohlthätige Unterbrechung durch den zweiten Feldzug nach Frankreich, den Platen 1815 mitmachte und, wie aus einer in dieser Zeit an seinen Freund Xylander gedichteten Epistel hervorgeht, scheint er sich damals in vollem Maaße kriegerischer Begeisterung hingegeben zu haben, welcher aber der zweite pariser Friede ein baldiges Ziel setzte. Ohne Gelegenheit gehabt zu haben, viele Lorbeeren zu erringen, und auch ohne jenen bis zu eckelhafter Brutalität hinaufgeschrobenen Franzosenhaß, von denen sich in jenen Tagen so viele, selbst edle, deutsche Geister hinreißen ließen, nicht bedenkend, daß ja all' die Schmach, welche die Franzosen über Deutschland gebracht, nur von diesem selbst verschuldet gewesen, kehrte Platen über den Rhein zurück und es gereicht ihm zur Ehre, daß er wohl gegen Frankreich zu Feld gezogen, nicht aber dessen Söhne, wie es so viele deutsche Maulhelden thaten, hintennach mit Koth bewarf. *) Als

*) In der erwähnten Epistel an Xylander heißt es unter Anderm:

Es decke Lethe's Welle,
Was dieses Volk verbrach;
Nicht wir sind dessen Richter,
Ein Andrer hält Gericht:
Zu preisen liebt der Dichter,
Zu schelten liebt er nicht.

eine Ausbeute, die nachher von großem Einfluß auf sein ganzes Leben, brachte er aus diesem Feldzug jene außerordentliche Reiselust mit, der er später Worte gab in dem allerliebsten Liedchen:

O wonnigliche Reiselust,
An dich gedenk ich früh und spat,
Der Sommer naht, der Sommer naht,
Mai, Juni, Juli und August,
Da quillt empor,
Da schwillt empor
Das Herz in jeder Brust.
Ein Thor, wer immer stille steht,
Drum Lebewohl! und reisen wir!
Ich lobe mir, ich lobe mir
Die Liebe, die auf Reisen geht!
Drum säume nicht
Und träume nicht,
Wer meinen Wink versteht!

Aber für jetzt mußte er sich noch auf sehnsüchtige Reisegedanken beschränken und von kleinern Touren, wie von einer 1816 in die Schweiz unternommenen, riefen ihn die beschränkenden Lieutenantsverhältnisse immer bald wieder heim. Heimgekehrt warf sich dann sein innerer Drang abermals auf die Erwerbung von mancherlei Kenntnissen, besonders sprachlichen, und so entschloß er sich, um diesen Drang wirklich fruchtbar zu machen, eine Universität zu beziehen. Er ging 1818 nach Würzburg, welches er ein Jahr später mit Erlangen vertauschte, um seine philologischen und philosophischen Studien fortzusetzen. Hier brachte er es zur Kenntniß der meisten alten, neuen und orientalischen Sprachen, hörte Schelling, war bei Schubert wohl gelitten, knüpfte ein loses Verhältniß mit der deutschen Burschenschaft, ein festeres mit Rückert, dessen Basis das Studium orientalischer Sprachen und Poesie. Und wie er zu dem Hariri — (du kennst ihn ja diesen arabischen Virtuosen, an dessen brillanten Reim- und Witzspielen wir uns gemeinschaftlich erbauten —) der deutschen Zunge auf die nürnberger Burg wallfahrete, so suchte er in Ferientagen von Erlangen aus Goethe in Weimar, Jean Paul in Baireuth, Uhland und Schwab in Stuttgart auf, so daß ihn bald ein Band der Bekanntschaft, der Freundschaft mit vielen der bedeutendsten Geister verband. Das phantasievolle Leben des Orients, wie er es durch seine Sprachstudien kennen lernte, wie es durch Hammers Forschungen, durch Goethe's westöstlichen Divan,

durch Rückerts östliche Rosen den Deutschen damals näher gebracht worden, regte Platen an, den Wohllaut seiner Seele in „Gaselen" *) auszuströmen, deren 1821 und 1823 eine Sammlung erschien. Er wollte hier das süße anakreontische Getändel, das, wie er sagt, doch auch einen wirklichen Werth in der Poesie hat, wenn es mit Anmuth behandelt wird, seinen Landsleuten in schmeichlerischen, von morgenländischem Bilderduft durchzogenen Liedchen an's Herz legen, aber das Publikum nahm diesen Versuch sehr kalt auf. Diese Gaselenkost war ihm zu fremdartig, es wußte nicht, was es daraus machen sollte, und bald gab sich die Ansicht laut, diese Orientalerei und Gaselenmacherei sei im Grunde doch weiter Nichts, als leere Reimspielerei. Die Freunde Platens erbosen sich zwar bis auf diesen Tag über diese Ansicht, welche am schroffsten von Karl Immermann ausgesprochen wurde **), aber ich glaube, unsere Zeit verdient in der That keinen Vorwurf, wenn sie Gediegeneres verlangt, als Nachbildungen persischer Dichter, die unter den Rosen von Caschmir ein thatenloses, schwelgerisches Leben hinträumten. Merkwürdigerweise hat einer von Platens Gegnern, Heine, eines seiner innigsten Gasele einem giftigen Angriff gegen den Dichter zu Grunde gelegt. Es lautet:

Ich bin wie Leib dem Geist, wie Geist dem Leibe dir!
Ich bin wie Weib dem Mann, wie Mann dem Weibe dir!
Wen darfst du lieben sonst, da von der Lippe weg
Mit ewgen Küssen ich den Tod vertreibe dir?
Ich bin dir Rosenduft, dir Nachtigallensang,
Ich bin der Sonne Pfeil, des Mondes Scheibe dir.
Was willst du noch, was blickt die Sehnsucht noch umher?
Wirf Alles, Alles hin: du weißt, ich bleibe dir!

Hieraus kannst du abnehmen, in welchem Geist diese „weichlichen Gesänge" gedichtet sind. Sie mögen als eine Formerweiterung unserer Poesie gelten, und wer sich an ihrem melodischen Tonfall, an ihrem „schelmischen, schmeichlerischen" Gelispel ergötzen will, mag es thun, aber eine Wirkung zu üben, ein Menschenherz in seinen Tiefen aufzu-

*) Das Gasel besteht aus Verspaaren, deren erstes und die zweite Zeile jedes folgenden einen einzigen, immer wiederkehrenden Reim hat. Die deutsche Literatur ist bereits überreich an Gedichten dieser Form, die oft dazu dienen muß, Gedankenarmuth hinter Reimgeklingel zu verbergen.

**) Von den Früchten, die sie aus dem Gartenhain von Schiras stehlen,
Essen sie zu viel, die Armen, und vomiren dann Gaselen.

regen oder das aufgeregte zu beruhigen, sind sie keineswegs im Stande. Zur gleichen Zeit, in welcher die Gaselen entstanden, suchte Platen auch nach anderen Formen umher, sein dichterisches Fühlen und Wollen darin auszuprägen und fand sie im Lied und in der Romanze, wie die 1821 gedruckten „Lyrischen Blätter" bezeugen. Aber noch immer floß der Strom seines Gesanges etwas karg, obgleich die Romanzen „Saul und David", „König Odo", „Schneiderburg", „Mädchens Nachruf" und manches tiefempfundene Lied die spätere Fülle dieses Stromes ahnen lassen, wie dieses:

Laß tief in dir mich lesen,
Verhehl' auch dieß mir nicht,
Was für ein Zauberwesen
Aus deiner Stimme spricht?
So viele Worte dringen
An's Ohr uns ohne Plan,
Und während sie verklingen;
Ist Alles abgethan.
Doch drängt auch nur von ferne
Dein Ton zu mir sich her,
Behorch' ich ihn so gerne,
Vergeß' ich ihn so schwer!
Ich bebe dann, entglimme
Von allzu rascher Glut:
Mein Herz und deine Stimme
Verstehn sich gar zu gut!

Auch zum Drama wandte sich jetzt Platen und schrieb die Lustspiele „der gläserne Pantoffel", „der Schatz des Rampsinit", „Berengar", „der Thurm mit sieben Pforten", das Schauspiel „Treue um Treue", glatte Dichtungen voll feinen Witzes und lyrischer Anmuth, aber ohne rechtes Leben; der dramatische Nerv fehlt. Alle diese Stücke mochten gut sein, zu Erlangen vor einem kleinen, gewählten Publikum aufgeführt zu werden und zu gefallen, aber zu einer weitergreifenden Einwirkung auf das deutsche Theater mangelte ihnen die Kraft. Es ist etwas Ankältendes in allen. Was aber Platen auf direktem Wege nicht erreichen konnte, die Befreiung der deutschen Bühne von der Unnatur und Hanswursterei, womit Müllner und Consorten damals in ihren Stücken das Schicksal nothzüchtigten, durch selbstständige dramatische Produktionen, das versuchte er auf dem Weg der poetischen Polemik anzustreben. Als Rüstzeug zu diesem preisverthen Kampf bot sich ihm die Form der

aristophanischen Comödie an, und in dieser Form schrieb er, darüber klagend, daß sich in Deutschland, da alles Oeffentliche und Politische ausgeschlossen bleiben müsse, für die wahre Comödie weiter kein Stoff finde als der literarische, im Jahre 1826 „die verhängnißvolle Gabel", zunächst gegen die Verzerrung der Schicksalsidee in den trochäenrasselnden Tragödien damaliger Zeit, gegen die Müllner *), Houwald, Raupach gerichtet, welche das Theater beherrschten, während Uhland's „Herzog Ernst" und „Ludwig der Baier" unbeachtet blieben, dann aber auch der Hohlheit und Erbärmlichkeit der Restaurationszustände überhaupt den Spiegel vorhaltend. Freilich, um ein Aristophanes zu sein, bedarf der Dichter eines athenischen Publikums, eines athenischen Staatshaushalts, aber Platen hat in Deutschland, diesem „Obertollhausüberschnappungsnarrenschiff", wie man es mit einem seiner „weltkugelumsegelnden" komischen Worten nennen könnte, dem unsterblichen Hellenenmeister würdig nachgeeifert. Die ziemlich bedeutenden Anforderungen, die das Stück an den Leser stellt, indem der Genuß desselben durch genaue Kenntniß der Restaurationsliteratur bedingt ist, vergütet es durch seine bezaubernd schöne Form und durch die schmeichlerische Musik seiner Verse. Wie anmuthsvoll entfaltet sich z. B. folgende anapästische Schilderung des Vorgebirgs der guten Hoffnung, wie es der Jude Schmuhl dem Schäfer Mopsus vormalt:

Auf jenem Gebirg, wo die Hoffnung wohnt, ists ganz wie im Land der Schlaraffen,
Und der Boden wie Sammt und der Himmel wie Glas und die Wolken wie Flocken von Purpur.
Und die Sonne, wie lacht sie in Klarheit stets! doch breitet sich schattige Wölbung
Von Gebüsch zu Gebüsch und von Baume zu Baum und es neigt sich Rose zu Rose.
Stets knospets im Laub und es wimmeln darin Papageien und bunte Fasanen,
Stolz wandelt der Pfau durch silbernen Sand und schlägt goldaugige Räder,
Und es taucht sich der Schwan und der Kolibri schläft in dem flaumigen Kelche der Tulpen,

---

*) Der kleinlichen Geists und der Zanksucht voll, wie ein Spitz an der Kette, gebelfert,
Und zuerst mißbraucht den erhabenen Styl und die tragischen Formen entwürdigt,
Der ohne Natur und Charaktergehalt manch überherodisches Machwerk
Aneinandergeflickt und zusammengeklext rabulistische Galgenintriguen.

Und der Harzbaum würzt die geschwängerte Luft und der feine Geruch des
Jasmins auch,
Und die Aloë blüht und es breiten umher Palmbäume den riesigen Fächer,
Und der Springquell füllt in beständigem Scherz alabasterne Becken mit
Goldschaum:
Dort kühlt sich im Bade der Jungfrauen Leib in der Jünglinge nackter
Gemeinschaft;
Hyazinthenes Haar fällt über das Haupt, fällt über den prächtigen Nacken,
Es verkündet der Wuchs kein irdisches Maaß und die Haltung schwebet in
Anmuth.
Sanft plätschert um sie die melodische Flut und es hebt sich Flötengesäusel,
Vom Winde verweht, der leis' im Gefolg' balsamischer Düfte daherzieht,
Und er schüttelt vom Ast, im Vorbeigehn mild, den vergoldeten Ball der
Orange,
Und die kühlende Frucht der Granate mit ihr, für in Zukunft Dürstende
sorgend.
Dort quält kein Schmerz und die bitterste Pein ist dort wie ein Seufzer
der Liebe;
Dort lehnt sich der Freund an die Schulter des Freunds, wie bange vor
einstiger Trennung,
Und der Epheu mischt sein ewiges Blatt in die wallenden Locken der Dichter;
Als Lüge nur gilt dort Alter und Tod, das Unmögliche nennen sie wirklich.

Platen schrieb später noch eine literarische Comödie „der romantische Oedipus" betitelt, worin er wiederum gegen die schlechten Tragöden Deutschlands überhaupt, speziell gegen Immermann und Heine zu Felde zog. Das war ein großer Mißgriff, denn beide sind größere Dichter als Platen, und wenn auch sein Angriff auf Immermann einigermaßen entschuldigt wird dadurch, daß dieser erst in späterer Zeit seine bedeutendsten Werke verfaßte, so muß es uns jetzt nur mitleidswerth erscheinen, wenn Immermann von Platen als Nimmermann verhöhnt wird, Immermann, diese kerngesunde Manneseiche im deutschen Dichterwald. Daß Heine Platens Ausfälle über seine „Judenschaft", seinen „Synagogenstolz", seinen „Knoblauchsgeruch", die witzlos und gemein, nicht ruhig hinnehmen würde, war leicht vorauszusehen. Auf einen groben Klotz gehört ein grober Keil, das ist ein altes Sprüchwort in Deutschland, und dieser grobe Keil war Heine's Cynismus, den er im dritten Band der Reisebilder mit dem Schlägel des zügellosesten Sarkasmus auf Platen hineintrieb. Der ganze Streit war ein widerwärtiges Skandal, nur Immermann suchte ihn in seinem komischen Heldengedicht „Tulifäntchen"

in die Sphäre des Humors zu erheben und war auch ehrenhaft genug, später Platens Verdienst öffentlich und in warmen Worten anzuerkennen.

Inzwischen hatte sich der Dichter, nachdem er schon 1824 einen Ausflug nach Venedig gemacht, dessen Frucht die „Sonette aus Venedig" *), von der bairischen Lieutenantsexistenz losgemacht und im Herbst 1826 eine längere Reise nach Italien angetreten, „satt von seinem Vaterlande." Der Nebeldunst des Unmuths, des Mißbehagens, der ihn schon lange her umzogen, lüftet sich bereits in den reinen Alpenlüften der Schweiz, in beruhigterer Stimmung durchzieht er die lombardische Ebene und die Schönheit von Florenz gießt zu Gesängen stimmend ihre sonnige Fülle über seine Seele. Zum Dank singt er der Arnostadt eine Ode, die ihren Namen trägt und voll toskanischen Schmelzes ist. Die alte Roma, in welcher er den Winter verlebte, stimmte ihn mit ihrer Ruinenwelt wieder ernster und mehrere Oden, worunter „die Pyramide des Cestius", „in der Neujahrsnacht", „Acqua Paolina", „Lebensstimmung" hervorglänzen, geben Zeugniß, wie die Eindrücke der Siebenhügelstadt

---

*) Venedig liegt nur noch im Land der Träume
Und wirft nur Schatten her aus alten Tagen,
Es liegt der Leu der Republik erschlagen,
Und öde feiern seines Kerkers Räume.
Die ehrnen Hengste, die durch salzge Schäume
Dahergeschleppt, auf jener Kirche ragen,
Nicht mehr dieselben sind sie, ach, sie tragen
Des korsikan'schen Ueberwinders Zäume.
Wo ist das Volk von Königen geblieben,
Das diese Marmorhäuser durfte bauen,
Die nun verfallen und gemach zerstieben?
Nur selten finden auf der Enkel Brauen
Der Ahnen große Züge sich geschrieben,
An Dogengräbern in den Stein gehauen.
Hier seht ihr freilich keine grünen Auen,
Und könnt euch nicht im Duft der Rose baden;
Doch was ihr seht an blumigern Gestaden,
Vergeßt ihr hier und wünscht es kaum zu schauen.
Die stern'ge Nacht beginnt gemach zu thauen
Und auf den Markus Alles einzuladen,
Da sitzen unter herrlichen Arkaden
In langen Reih'n Venedigs schönste Frauen.
Doch auf des Platzes Mitte treibt geschwinde,
Wie Canaletto das versucht zu malen,
Sich Schar an Schar, Musik verhaucht gelinde.
Indessen weh'n auf ehr'nen Piedestalen,
Die Flaggen dreier Monarchien im Winde,
Die von Venedigs altem Ruhme stralen.

mit den wechselnden Empfindungen des eignen Herzens in ihm gerungen. Letztere neigten sich wieder immer mehr zu Melancholie, wozu ein krankhafter Nervenzustand beitragen mochte, auch trug er sich viel mit der Einbildung, im Vaterland nicht anerkannt zu werden, und in solchen Stunden der Schwermuth mag er ausgerufen haben:

O süßer Tod, der alle Menschen schrecket,
Von mir empfingst du lauter Huldigungen:
Wie hab' ist brünstig oft nach dir gerungen,
Nach deinem Schlummer, welchen Nichts erwecket!
Ihr Schläfer ihr, von Erde zugedecket,
Von ewgen Wiegenliedern eingesungen,
Habt ihr den Kelch des Lebens froh geschwungen,
Der mir allein vielleicht wie Galle schmecket?
Auch euch, befürcht' ich, hat die Welt bethöret,
Vereitelt wurden eure besten Thaten
Und eure liebsten Hoffnungen zerstöret.
Drum selig Alle, die den Tod erbaten,
Ihr Sehnen ward gestillt, ihr Fleh'n erhöret,
Denn jedes Herz zerhackt zuletzt ein Spaten.

Mit dem Frühjahr 1827 Rom verlassend, geht er nach Neapel, hier in „heilsamer Luft", unter „unwandelbarem Himmel" zu genesen und in seinem farbensatten Idyll „Bilder Neapels" gibt er eine Schilderung der herrlichen Stadt und ihrer Bevölkerung, in welcher Schilderung das Colorit südlicher Natur und südlichen Lebens meisterhaft wiedergegeben und nur leise durch subjektiven Anhauch getrübt wird. Seitenstücke zu diesem Idyll sind die beiden Gedichte „die Fischer auf Capri" und „Amalfi." Die Stimmung des Dichters wird immer sicherer, heiterer, wozu besonders die Bekanntschaft und Freundschaft eines deutschen Landsmanns, des Malers und Dichters August Kopisch, beiträgt, die er in Neapel erwirbt. Den Herbst bringt er in Sorrent, der Heimat Torquato Tasso's zu und wird hier durch die Nachricht, daß der König von Baiern dem Dichter des Faust einen Huldigungsbesuch abgestattet, zu der glanzvollen Ode: „An Goethe" veranlaßt. Glaub' aber ja nicht, meine Freundin, die schönen Rhythmen dieses Gedichtes enthielten, an Goethe gerichtet, eigentlich eine Schmeichelei für den Baierkönig. Wie immer, so hat Platen auch hier seine stolze Unabhängigkeit bewährt und der gewöhnlichen Indifferenz und Indolenz der deutschen Fürsten Betreffs alles Höhern eine sehr bittere Pille gereicht:

Denn daß die Dichtkunst irgend ein edles Volk
Aufregend hinreißt, Staunen erweckt es kaum,
Doch wer erstaunt nicht, wenn ein deutscher
König im Busen erzieht Begeistrung?
Schutzherr der Kunst wird? Seltner, seltener ists,
Als jenes Mannes Kronperle, die leuchtende,
Die einst der Ehrgeiz Kleopatra's
Warf in den Becher und stolz zermalmte.

Das folgende Jahr sieht den Dichter Italien nach allen Richtungen hin durchschweifen und auf den Inseln Elba und Palmaria sich aufhalten, in Rom wird er mit Wilhelm Waiblinger bekannt, diesem wilden schwäbischen Dichter, dessen Herz zu frühe brach im wüsten Wirbel des Lebens, in Parma dichtet er die Ode „die Wiege des Königs von Rom", in Piemont werden ihm seine eigenen Gedichte confiscirt, aus der Lombardei wendet er sich wieder südwärts nach Florenz, von dort nach Siena, wo er seine „Abbasiden" zu verfassen beginnt. Dieses Gedicht in neun Gesängen entnimmt seinen Stoff den Mährchen der tausend und einen Nacht und besingt in dem einfachen Versgang der serbischen Volkslieder die Abenteuer der wandernden Söhne des Chalifen Harun al Raschid. Die phantastische Mährchenwelt des Orients gaukelt in diesen Gesängen an unsern Augen vorüber, getragen von dem Wohllaut platen'scher Diktion, und die ganze Dichtung ist durchweg durchsichtig klar, gemessen und bei allem Bilderreichthum episch einfach gehalten, weßhalb sie auch, wie Gödeke in seiner Biographie Platens richtig bemerkt, nicht entzündet, nicht hinreißt, aber mit wohlthuender Wärme erfüllt, uns nicht in Furcht und Schrecken setzt, aber in gleichmäßiger, sanfter Spannung erhält, nicht zum Lachen reizt, aber eine milde Heiterkeit über das Gemüth ausströmt. Neben den „Abbasiden" entstehen, während der Dichter seine italischen Streifereien unermüdlich fortsetzt und über Ravenna, Bologna, Ferrara zu einem längern Aufenthalt nach Venedig zurückgeht, die meisten seiner sinnvollen, schlagenden und lieblichen „Epigramme", deren Inhalt ein sehr bunter, aus Leben, Natur, Kunst, Literatur und Reiseeindrücken geschöpfter, deren Form das griechische Distichon mit seiner Prägnanz und Zierlichkeit. *)

---

*) Sophokles.
Fromme bekrittelten mich, weil fromm ich den Sophokles nannte,
Aber es wohnt Ehrfurcht gegen das Himmlische doch

Von Venedig kommt Platen 1829 zum zweitenmal nach Neapel und verweilt dort beinahe drei Jahre, während welcher sich eine neue Phase seines dichterischen Strebens in ihm entwickelt. Indem er sich nämlich aus den Wirrnissen seiner Zeit in die Vergangenheit flüchtet und historischen Studien ergibt, deren unmittelbares Resultat seine „Geschichten des Königreichs Neapel", deren poetisches aber nur eine geschärfte Theilnahme an den Ereignissen der Gegenwart sein konnte, da diese Ereignisse, ich meine die Julirevolution und den Aufstand der Polen, ein Gemüth wie Platens, so empfänglich für die Freiheit und alles Edle, nothwendig ergreifen mußten. So wandte er sich denn aus dem Studium vergangener Zeiten, aus dem Reich idealischer Kunstbestrebungen in die Wirklichkeit und gab in einer Reihe von politischen Gedichten, deren erstes die Ode an Karl X., das politische Glaubensbekenntniß eines deutschen Mannes und Dichters, in einer Reihe von Gedichten, deren herrlicher Zorn keine Schranke anerkennt, außer die Gränzlinie der Schönheit. Die sterbenden Polenhelden läßt er den Deutschen zurufen:

Wir geh'n zu Grab erschöpft und laß
Nach manchem kühnen Strauß,
Und athmen unsern Russenhaß
In eure Seelen aus.

Tiefer in ihm, als irgend es träumt ein modernes Gebetbuch:
Auf dem Theater sogar sprachen die Griechen zu Gott.

Byron's Don Juan.

Für dein reizendes, episches Lied hast wohl du verdient dir's,
Glorreich über dem Staub griechischer Sänger zu ruhn.

Triumph.

Einer Lawine vergleich ich den Dichter, es wälzt ja der Feind selbst
Rasch ihn weiter; es kommt eine gerechtere Zeit.

Madonnenverehrung.

Längst zwar trieb der Apostel den heiligen Dienst der Natur aus,
Doch es verehrt sie das Volk gläubig als Mutter des Gotts.

Papstthum.

Wäre der Geist nicht frei, dann wär' es ein großer Gedanke,
Daß ein Gedankenmonarch über die Seelen regiert.

An die Märtyrer der Freiheit.

Flattert in heiligen Scharen um uns und die blutenden Fahnen
Schwingt in der Schlacht, wenn einst Männer und Sklaven im Kampf.

Erscheinung Christi.

Christus erschien, doch leider in höchst unseligem Zeitraum,
Als sich das Menschengeschlecht neigte zu tiefem Verfall.
Langsam drang sein lehrendes Wort in barbarische Seelen,
Drang in verderbte zugleich, die es sophistisch entweiht.

Es zwang uns Uebermacht ins Joch,
So treu wir uns verschanzt:
Doch weht die weiße Fahne noch
Auf unser Grab gepflanzt.
Ergreift sie einst und liebevoll
Gedenkt an unsre Pein!
Der ungeheure Frevel soll
Mit Blut gerochen sein.
Wir neiden unsern Sieger nicht,
Ihn trifft der Zeiten Fluch,
Von ihm und seinem Alba spricht
Das allerspät'ste Buch.
Stets waltet glücklich ein Tyrann,
Das ist der Menschheit Loos;
Was bleibt dem unterdrückten Mann?
Ein Grab im Erdenschooß.
Doch ihr, gewarnt durch unsre Qual:
Sei's morgen oder heut,
O seid nur noch ein einzig Mal
Das alte Volk des Teut!

Die Gefahr, welche man neuester Zeit als Russophobie hat lächerlich machen wollen, in ihrem ganzen Umfang erkennend, schreibt Platen die Gedichte „der Rubel auf Reisen," „an einen deutschen Staat," führt in den kühnen Terzinen „das Reich der Geister" Dante vor, wie er dem nordischen Imperator zermalmende Worte ins Angesicht schleudert, und stellt sich vor das civilisirte Europa als warnende Kassandra hin in der Ode:

Deinem Loos sein Klagen geweiht, Europa!
Aus dem Unheil schleudert in neues Schreckniß
Dich ein Gott stets; ewig umsonst erflehst du
Frieden und Freiheit!
Kaum versank allmälig, im trägen Zeitlauf
Jener Zwingburg südlicher Bau zu Trümmern,
Wo des Weltherrn Zepter dem Inquisitor
Schürte den Holzstoß:
Sieh', da keimt schon, unter dem Hauch des Nordpols,
Frischen Unheils wuchernder Samen leis auf:
Hoch als Giftbaum ragt in die Luft bereits dieß
Riesige Scheusal!

Selbst dem Beil furchtloser Begeisterung trotzt
Dieser Stamm, der Alles erdrückt, und keiner
Wolke, weh' uns, rettender Blitz zerschmettert
Wipfel und Ast ihm!
Ketten dräu'n, wie sie nie geklirrt, der Menschheit
Bangen Hals zuschnürend, und parricidisch
Reiht im Wettlauf mächtiger Ungeheur sich
Frevler an Frevler.
Noch einmal, wie's kündet die alte Fabel,
Ueberm Haus blutgieriger Tantaliden
Sein Gespann rückwärts mit Entsetzen lenkend
Schaudert Apollo!
Zwar der Hahn kräht; aber er weckt die Welt nicht!
Selbst des Einhorns Stachel vielleicht zersplittert:
Adler Deutschlands, doppelter, kreise wachsam,
Schärfe die Klau'n dir!

Der Tod seines Vaters, 1832 erfolgt, führte den Dichter noch einmal über die Alpen zurück, und einen einsamen Winter zu München verlebend, dichtete er das geschichtliche Drama „die Liga von Cambrai", dessen Thema der venetische Patriotismus und das, gleich den vorhin berührten Gedichten, eine Zeugung der Zeiteindrücke war, in welcher Platen die Macht und Kraft der Freiheits- und Vaterlandsliebe gegenüber unterdrückungssüchtiger Tyrannie künstlerisch verklären wollte und zugleich den originellen Versuch machte, die Idee des Republikanismus, einen republikanischen Staat zu dramatisiren. Im folgenden Jahr sah der Dichter sein geliebtes Venedig wieder, wo das liebliche Idyll „das Fischermädchen in Burano" entstand, kehrte aber zu Ende des Jahres wieder nach München, um eine neue Ausgabe seiner Gedichte zu revidiren, was er zu Augsburg vornahm, bei seinem Freund, dem Grafen Friedrich Fugger lebend, dem er später seine schönsten Festgesänge widmete. Diese Hymnen hielt Platen für das Beste, was er hervorgebracht. Er hat darin den begeisterungstrunkenen und dennoch so maßvollen Pindaros zum Vorbild genommen und die Ergüsse seiner Phantasie, die hier in der That großartig und füllereich auftritt, dem musikalischen Tonfall hellenischer Rhythmen angepaßt, mit einer Sicherheit und Anmuth, mit einem Schwung und Glanz, wodurch diese Festgesänge wohl das Höchste sind, was die deutsche Sprache in reimloser, rhythmischer Poesie aufzuweisen hat. Platen weiß mit seinen griechischen Versmaaßen

eine Schallmalerei, ein musikalisches Accompagnement des Gedankens zu geben, welches das feinere Ohr entzücken muß. So z. B. gerade in der Hymne an den Grafen Fugger, wenn er singt:

Dich besucht tonreich Polyhymnia, sie,
Frühster Wildheit Bändigerin,
Die am Hämus einst des Orpheus heilige Laute bespannte:
Ihm zunächst lag zahm des Leu'n
Blonde Braut, friedfertig saugend hing an der Zitze der Wolf;
Auf dem Zweig saß ruhig der Aar, und die Ceder
Beugte voll Sehnsucht zu dem Sänger herab
Ihr im Luftraum schwelgendes Haupt,
Während seinem Ton sich sanft aufblätterten bebende Rosen.

Mit den schönsten der Hymnen, unter welchen die „auf den Tod des Kaisers" noch besonders hervorzuheben ist, entstanden zu gleicher Zeit auch die vollendetsten Balladen unseres Dichters. Concises Erfassen des Stoffes, meist eines geschichtlichen, und dessen Ausprägung in klarer Kürze ist der Charakter derselben, der vornehmlich im „Pilgrim von St. Just", im „Grab im Busento", in der „Gründung Karthago's" hervortritt. Die lieblichste Milde liegt über das „Klaglied Kaiser Otto des Dritten" gebreitet und eine rührende balladenhafte Elegie ist

Der alte Gondolier.

Es sonnt sich auf den Stufen
Der seebespülten Schwelle
Ein Greis am Rand der Welle
In weißer Locken Zier;
Und gerne steht dem Fremdling,
Der müßig wandelt, Rede
Auf seiner Fragen jede
Der alte Gondolier.

Er spricht: Ich habe rüstig
Lagun' und Meer befahren,
Doch hab' ich nun seit Jahren
Kein Ruder eingetaucht:
Es hangt die morsche Gondel
An Stricken in der Halle,
Wo Alles im Verfalle,
Wo Alles ungebraucht.

Es ist der Herr des Hauses
Nach fernen Himmelsstrichen
Seit langer Zeit entwichen,
Für unsre Bitten taub;

Der Gute zog von hinnen
Am Tag, als Bonaparte
Der Republik Standarte
Ließ werfen in den Staub.

Er stand in beßten Jahren,
Als er von uns geschieden,
Doch, lebt er noch hienieden,
So ists ein greiser Mann.
Er sprach: und soll ich dienen,
So sei's in fremden Ländern,
Hier soll mit Ordensbändern
Mich schmücken kein Tyrann.

Wir blieben, ach, und schauten,
Wie Kirchenraub und Schande
Beging die schnöde Bande
Nach schnell gebrochnem Eid!
Wir sah'n, wie jene Wilden
Den Bucentau'r zerschlugen,
Und unsre Seelen trugen
Ein unerhörtes Leid.

Wir sah'n den Markuslöwen
Zum fernen Strand entführen,
Wir sah'n, wie man mit Schwüren
Und mit Besiegten scherzt!
Wir sah'n zerstört von Frevlern,
Was würdig schien der Dauer,
Wir sah'n an Thor und Mauer
Die Wappen ausgemerzt.

Doch leb' ich und betrachte
Die theure Stadt noch immer,
Erquick' im Morgenschimmer
Die Glieder schwach und alt.
Von meines Herrn Palaste
Vermocht' ich nicht zu weichen,
Auch läßt er gern mir reichen
Den kleinen Unterhalt.

Da denk' ich meiner Jugend,
Und wie ich als Matrose
Gefolgt der Windesrose
Bei Sturm und Sonnenstral;
Und wie blockirte Tunis

Und jene Türkenrotte
Mit seiner schönen Flotte
Venedigs Admiral.

O holder Tag, als Emo's *)
Heimzug die Flotten theilte
Und ihm entgegeneilte
Der Doge Paul Renier!
Gedenk' ich jener Zeiten,
Wird meine Seele milder;
Es fliegen jene Bilder
Wie Engel um mich her!

In Deutschland wußte sich Platen schlechterdings nicht mehr heimisch zu fühlen **) und so eilte er im Frühjahr 1834 wieder Italien und über die Städte der Lombardei und Toskana's Neapel zu. Seebäder und das Klima des paradiesischen Golfes stellten seine längst wankende Gesundheit wieder in Etwas her, allein seine italischen Freunde scheinen demnoch den Stempel des Todes bereits auf seinem Antlitz geschaut zu haben und betrachteten ihn, wie ein deutscher Berichterstatter sagt, in Wahrheit als einen Sterbenden. Er verbringt indeß in heiterer Muße den Winter in Florenz und schifft lebensfroh im März 1835 nach Sizilien, der hellenischen Schutzgottheit der schönen Insel folgendes Lied, wohl sein wärmstes, als Gruß darbringend:

Inbrünstige fromme Gebete
Dir, Kypria, send ich empor,
Indem ich die Küsten betrete,
Die Haine dir eigen zuvor!

Du lächelst noch immer dem Gruße
Der Gläubigen, innig und mild;
Nie konnten die Götzen der Buße
Verdrängen das göttliche Bild.

Hier wird in den sterblichen Adern
Von dir die Begier noch entfacht,
Noch stehn die gewaltigen Quadern
Der Tempel, die Säulen der Pracht.

---

*) Er was der letzte Seeheld der venetischen Republik.

**) Dieß Land der Mühe, dieses Land des herben
Entsagens werd' ich ohne Seufzer missen,
Wo man bedrängt von tausend Hindernissen
Sich müde quält und dennoch muß verderben.

So glänzte die Sonne hernieder,
Als einst dem Adon du erschienst:
Du kommst; es erneue sich wieder
Der schöne lebendige Dienst.

Dich seh' ich, o Kypris, erscheinen
Im festlichen Zuge der Lust:
Die Götter der Liebe, die kleinen,
Umflattern die wonnige Brust.

Dein Wagen, um welchen sie kosen,
Rollt längs des entzückten Gestads,
Mit Reben und üppigen Rosen
Umflochten die Speichen des Rads.

Erregt an des Lenzes Erwarmung,
Indeß du die Welten umfliegst,
Ruht Alles in deiner Umarmung:
O heilige Liebe, du siegst!

Nach Durchstreifung Siziliens geht er nach Calabrien, von da nach Neapel, das ihm Gelegenheit gibt, mit Leopardi Freundschaft zu schließen. Von einer krankhaften Scheu vor der sich nähernden Cholera befallen, wendet er sich wieder nach Sizilien, denn, schreibt er brieflich, die Cholera wird zwar Sizilien nicht verschonen, aber dort ist es wenigstens poetischer zu sterben oder vielmehr begraben zu werden; es gibt dort natürlich gar keine protestantische Gottesäcker und man hat wenigstens das Vergnügen, auf freiem Felde beerdigt zu werden, vorausgesetzt, daß noch ein Vergnügen dabei ist. Ob diese Aeußerung wohl von der Todesahnung diktirt war? Es scheint so. Im Oktober nach Palermo gegangen, im November zum Winteraufenthalt in Syrakus eingetroffen, erkrankte er daselbst am Fieber, steigerte es durch eigenmächtiges Anwenden unpassender Arzneien und erlag ihm am 5. Dezember 1835. Ein edler Sizilier ließ ihn bestatten, setzte ihm ein Denkmal und rühmende Worte darauf. Eine bessere „Grabschrift" hat sich der Dichter in dem Sonnett, welche diese Aufschrift trägt, mit Lapidarschrift in die Nachwelt hineingeschrieben.

Einer ausgebreiteten Popularität, einer uhland'schen Volksthümlichkeit wird sich Platen kaum jemals zu erfreuen haben. Die Sphäre, worin er sich bewegt, ist zu sehr die der Kunst. Nicht daß ihm die Natur mangelte, aber indem er diese stets zur Kunst zu erheben sucht,

verflüchtigt sich ihr Inhalt ihm oft unter den Händen und Nichts bleibt als die glatte Form. In dieser ist er Muster für alle Zeiten geworden und die ergreifende Einfachheit, die Reinheit und Frische seiner Sprache ist unübertrefflich. Alle seine Werke tragen den Stempel künstlerischer Vollendung, sind sorgfältigst bis ins kleinste Detail ausgemeißelt, aber wie sie in plastischer Schönheit glänzen, so sind sie auch meist marmorkalt. Es ist von Goethe's Werken gesagt worden, daß sie als marmorne Götterstatüen Deutschland zieren, aber nie eine That gebären werden, sieh', dieses Wort läßt sich auch auf Platens Dichtungen anwenden; doch zuweilen röthen sich die blassen Wangen dieser Götterbilder, wie angehaucht von der Rosenglut lenzhafter Begeisterung, und ihre Brüste heben sich, wie geschwellt von dem Wogenschlag der Leidenschaft.

Nachdem er todt, wurde ihm, wie es in Deutschland Bezugs großer Geister herkömmlich, Fülle der Anerkennung. Man bemüht sich unsäglich, seine Verdienste recht ins Klare zu setzen, man dichtete nicht nur lobpreisende Todtenklagen auf ihn, sondern ließ ganze Bücher über ihn drucken. Meine guten Landsleute machen den Tod zur unumgänglichen Bedingung ihrer Bewunderung und haben nun einmal die Caprice, einem Todten lieber tausend Zähren nachzuweinen, als einem Lebenden nur ein einzigmal beifällig zuzulächeln. Der Ruhm ist in Deutschland eine Passionsblume, die nur auf Gräbern blüht.

Mit ruhigem, ernstem Sinn und gebildetem Ohr soll man die Werke Platens in sich aufnehmen. Sie haben nichts Pikantes, nichts Verführerisches und man muß die strenge Schönheit ihrer Form überwunden haben, bevor man die Holdseligkeit derselben zu begreifen und zu genießen fähig ist. Nur wer des Dichters Frage: Wer belauscht tiefernstes Lied? seinerseits bejahend beantworten kann, der

> Möge nah'n, auftretend sacht und ohne Geräusch. Er behorcht
> Keines Lehrlings rohen Versuch. Des geübten
> Schleifers Fuß dreht leicht den befeuchteten Stein:
> Also wälzt auch meines Gesangs
> Rad sich fort, und vielbetont, nicht bloß das Erhabene pflegt er,
> Auch der Anmuth Flüchtigkeit,
> Streut dem Baum gleich Früchte sammt unzähliger Fülle des Laubs.

3.

Schwäbische Dichter.

Der schwäbische Volksstamm gilt für gemüthlich und scheint diese Eigenschaft von seinem Wohnsitz sich angeeignet zu haben, denn die Physionomie des Schwabenlandes ist wesentlich eine gemüthliche. Es ist Einem in Schwaben so recht heimlich. Da gibts keine Alpenfirne, keine Gletscher, keine himmelanstrebende Felskolosse und höllentief niederstürzende Caskaden, aber nichts desto weniger bleiben die grünen Berge der Alb, die Waldnacht des Schwarzwaldes, die einsame Majestät des Hohenstaufen, die Donau, der Neckar, die Murg, die Enz und Brenz, die Rems und Fils mit ihren Thälern immer schön und lieblich. Du triffst keine erhabenen Partieen, aber überall treten dir idyllische Landschaftsgemälde entgegen, die Vergangenheit blickt in zahllosen Burgruinen melancholisch von den Hügeln hernieder und aus den blauen Augen der blondlockigen Schwabentöchter lacht dich die Gegenwart heiter an. Wohl hatte deiner edelsten Kinder eines, mein theures Heimatland, das vollste Recht, von dir zu singen und zu sagen:

Glückselig Suevien, meine Mutter!
Auch du, der glänzenderen, der Schwester
Lombarda drüben gleich,
Von hundert Bächen durchflossen!
Und Bäume genug, weißblühend und röthlich,
Und dunklere, wild, tiefgrünenden Laubes voll —
Und Alpengebirg auch überschattet,
Uraltes, dich; denn nah dem Herde des Hauses
Wohnst du und hörst, wie drinnen
Aus silbernen Opferschalen
Der Quell rauscht, ausgeschüttet
Von reinen Händen, wenn berührt
Von warmen Stralen
Krystallenes Eis, und umgestürzt

Vom leichtanregenden Lichte
Der schneeige Gipfel übergießt die Erde
Mit reinestem Wasser. Darum ist
Dir angeboren die Treue.

Die Treue! Hörst du, meine Angela? Die Treue! Kennst mich ja als echten Schwaben, weißt, daß ich bestimmt nicht vor dem vierzigsten Jahre, schwerlich sogar mit demselben klug werde, darfst also meiner Treue versichert sein.

Aber lass' mich noch Einiges Betreffs meines Heimatlandes sagen.

Du wanderst durch die hügelige Gegend hin und erholst deine Augen von der scheinbaren Eintönigkeit deiner Straße durch den Anblick des fern von Südosten blau hereindämmernden Alpengebirges, ein mächtiger Forst nimmt dich auf und die Waldeinsamkeit schließt dich eine Zeitlang gänzlich ab von der Welt. Aber plötzlich lichtet sich der Forst und an seinem Saum zieht sich eine Hügelkette dahin, deren Spitzen das Dorf, welches an ihrem Abhang liegt, vor der Rauheit der Nordwinde schützen. An die Ufer des kleinen Seees, der am Fuß der Hügel seine anmuthige Fläche breitet, ziehen sich Traubengelände hinab, dichte Gruppen mächtiger Obstbäume verstecken halb die bemoosten Dächer der dorflichen Wohnungen, die hoch von einer sorgfältig unterhaltenen Kirche überragt werden, deren hellrothe Thurmspitze sich kühn und frei in die Luft hebt. Auf dem Dach der Kirche klappert der Storch und lehrt seine ängstliche Brut das Nest verlassen. Rings um das Gotteshaus lagert sich der Kirchhof mit seinen ländlichen Denksteinen oder armen schwarzen Holzkreuzen. Die Mauer, welche ihn umzieht, ist von wildem Flieder oder von Epheu überwuchert und faßt die Hinterseite des Pfarrhauses ein, das mit seinen hellen Fenstern, hinter welchen Vorhänge (in den Augen des Volkes ein großer Luxus) sichtbar, und mit seinem wohleingezäunten Blumengarten auf höhere Ansprüche deutet. Vertiefst du dich in die Gassen des Dorfes, so wirst du auf dem größten freien Platze, gewöhnlich unfern des Schul- und Rathhauses, immer eine uralte, mächtige Linde finden, unter deren Schatten in frühern Zeiten alles öffentliche Leben der Gemeinde sich bewegte und die noch jetzt der Sammelplatz der Dorfjugend ist, welche die Feierstunden der Sommerabende hier verbringt, ihre Lieder singend, ihre Scherze treibend, ihre Arbeiten

verhandelnd, die Dorfneuigkeiten besprechend und bäurische Romane einleitend und abspielend.

Ich habe dir oft erzählt, meine Angela, was für glückliche Jugendtage ich in derartigen Umgebungen verlebt, dir oft gesagt, wie sehr mich, wenn du mir fern, das Heimweh anwandle, und als wir geschieden, eilte ich, das klagende Herz in der ländlichen Stille meiner Heimat zu sänftigen. Nach durchgelittener Tragödie der Leidenschaft, deren Cothurnschritt so schmerzhaft in meinem Gemüth nachbebte, ging ich, das Idyll meiner Kindheit noch einmal zu durchblättern. Aber es wollte mich nicht mehr ansprechen. Die Heimat selbst war mir fremde geworden, die „alten bekannten Gesichter" waren verschwunden, ich fand Nichts mehr an seiner gewohnten Stelle. Wenn mir früher mein Schwabenland vielleicht in zu rosigem Licht erschienen war, so waren jetzt die Illusionen zerflossen und aschgrau und wehthuend lag die Wirklichkeit vor meinen Augen. Ein Kind des Volkes durch Geburt, Sympathie und Grundsätze, wollte ich mich wieder so recht unter ihm heimisch machen, aber ich machte bittere Erfahrungen. Wo ich früher nur Fröhlichkeit und Naivität miterlebte, fand ich jetzt Verarmung und Verdumpfung. Ich wurde angewidert und von Mitleid erfüllt durch den krassen Materialismus, in welchem sich unsere Bauerschaft bewegt oder in welchem sie vielmehr eingerostet ist, in welchem sie, trotz der Windmacherei mit dem Volksschulwesen, von Jahr zu Jahr tiefer versinkt. Das klingt trostlos, aber es ist wahr. Man glaubt nicht, wie sehr sich der Bauer mit der Scholle, die er bearbeitet, identificirt, wie seine Gedanken, wenn er je solche hat, denn gewöhnlich folgt er nur dem Instinkt, beinahe ausschließlich eine bestialische Richtung nehmen, man glaubt nicht, daß tausende von Bauernleben dahinschwinden, ohne daß die Finsterniß, welche auf dem Geist dieser Männer liegt, auch nur einmal von dem Lichtblitz einer höhern Idee erhellt würde. Eingekeilt in die geistige Unmündigkeit, die das Ideal unserer Cabinette, angenagt von Nahrungssorgen, werden sie durch hier römischen, dort durch pietistischen Obskurantismus vollends versimpelt. Jene unselige Verhimmelung alles Menschheitlichen, die von oben herab mit heimlichem Behagen geduldet und von der Pfaffheit eingedonnert wird, jene phantastische Ueberschwänglichkeit, vermittelst welcher man das Volk um die Güter der Erde prellt und die ihm eben durch ihre kolossale Impertinenz imponirt, ja, sie nimmt im schönen Schwabenland

alljährlich in erschreckender Weise überhand. Geht es so fort, so wird in kurzer Zeit eine stinkende pietistische Dunstschichte auf unsere herrlichen Thäler sich lagern, an unsere Berge sich anhängen und unter ihrem Bleidruck die vielbelobte schwäbische Lebensheiterkeit ersticken, sofern wir nicht vorher in der frömmelnden Reimjauche ersaufen, welche der Herr Albert Knapp unermüdlich aus dem stuttgarter Nesencloak schöpft und beharrlich über das Land ausgießt.

Besonders etwas sonst Gewohntes läßt mich mein neuer Aufenthalt im Vaterland vermissen: die schwäbischen Originale. Freilich sterben die Originalmenschen allenthalben aus. Die niederdrückende Verallgemeinerung einer engherzigen, kaltsinnigen Denkart wird unter der Masse immer herrschender und vor dieser Uniformirung des Lebens bergen sich die Originale scheu in ihre Gräber. Mit Lust erinnere ich mich daher an drei Prachtexemplare von originellen Menschen, welche mein Heimatdorf besaß. Das war der Pfarrer Haselbaum, der Krämer Dotterig und der gräfliche Förster Kleinheinz, „drei Narren unter einem Hut," wie man sie collectivisch nannte, aber drei seelengute, wie man niemals beizufügen vergaß. Die Frage in Betreff der Gelehrsamkeit Sr. Hochwürden ist immer eine problematische geblieben und nur so viel constatirt, daß er sein theologisches Wissen bei einem östreichischen Grenadierregiment sich erworben, mit welchem er seit den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts bis nach der Schlacht bei Leipzig feldpredigend in der Welt umhergezogen. Einer Lagerbekanntschaft verdankte er seine Erhebung zum Seelenhirten unserer Pfarrgemeinde, deren Abgott er wurde durch die tüchtige Hausmannskost seiner Moral, durch seine unermüdliche Bereitwilligkeit, zu rathen und zu helfen, und durch seine derbe Jovialität. Den Sohn des Krieges konnte er nie verleugnen; schritt er mit Alba und Meßgewand angethan zum Altar, so geschah es in der Haltung eines Grenadieroffiziers, der seine Compagnie zur Attaque führt, und den Kelch trug er wie eine Muskete. Mit dröhnender Stimme sang er die Messe, wobei er das schöne Latein zu einer **lingua ignota** machte, auf der Kanzel spielte seine gewaltige Faust wie auf einer Trommel, und wenn er die Gemeinde ermahnte, glaubte man die Posaunenstöße des jüngsten Gerichtes leibhaftig aus seinem Munde hervorbrechen zu hören. Außerhalb seiner geistlichen Funktionen stets in kriegerischen Erinnerungen schwebend, hüllte er seine lange hagere Figur in einen Anzug

von soldatischer Knappheit und so ritt er, die unendlich langen Beine fast am Boden schleppend, auf einem kleinen Klepper im Dorfe und dessen Umgegend herum, täglich die Hütten der Armuth aufsuchend, um redlich sein Brot mit ihr zu theilen, Kranke besuchend und Heilmittel spendend, Traurige tröstend mit mildem Humor statt pietistischer Faselei, Zwieträchtige versöhnend und Lasterhafte bessernd. Bücher verachtete er, ich glaube, es fand sich kein halbes Dutzend derselben in seinem Hause, aber sein Hang zur Geselligkeit, zum Discutiren, zu gutmüthigem Streiten war ein leidenschaftlicher. Ohne Gast zu essen, war ihm die fatalste Sache von der Welt und oft verschob er sein Mittagessen um mehrere Stunden in der Erwartung, der Zufall werde noch einen herbeiführen. Uebrigens lebte er arm, denn hatte er Etwas, so gab er so lange als der Vorrath ausreichte. Er schlief auf hartem Lager und aß aus irdenem Geschirr. Man sagte ihm, denn allenthalben gibt es böse Zungen, zwei Schwächen nach. Er verehre nämlich bis zum Uebermaaße den Napoleon und wenigstens bis zur Gränze des Uebermaaßes den Wein. „Der Wein erfreut des Menschen Herz und macht sein Angesicht glänzend wie Oel," diese war die einzige Bibelstelle, die er je ins Gespräch verflocht, und wenn er auch schwerlich den Unterschied zwischen den Dogmen der verschiedenen christlichen Bekenntnisse hätte bezeichnen können, so war er dagegen im Stande, die feinsten Unterscheidungsmerkmale anzugeben von all den Weinen, welche je seine Kehle hinabgeglitscht. Kam er auf dieses Kapitel zu sprechen, so konnte er hinreißend beredt werden. In Beziehung auf sein Idol Napoleon kaum minder, aber diese Gesprächsmaterie fand bei den zwei speciellen Freunden des Pfarrers, dem Krämer Dotterig und dem Förster Kleinheinz ganz und gar nicht denselben Anklang wie die Weinmaterie. Im Gegentheil, der Napoleon war der Erisapfel, welcher den Frieden des „goldnen Lamms," das unser Trio für sein „Hauptquartier" ansah, wie es Haselbaum nannte, beinahe täglich störte. Denn Dotterig und Kleinheinz waren dem Napoleon spinnefeind. Der Erstere war, bevor er im Dorf seinen Kramladen etablirt hatte und dabei wohlhabend, fett und asthmatisch geworden, in seinen jungen Jahren rheinüber und lange Zeit als Tabuletkrämer in Frankreich umhergewandert und Augenzeuge der bedeutendsten Auftritte der großen Revolution gewesen. Er fand die Sache vortrefflich und kehrte heim mit einem Tituskopf und als entschiedener Republikaner, der mit **liberté** und **egalité**

erschrecklich dick that, „**Sacristi!**“ fluchte und in der Schenkstube des goldenen Lamms fürchterlich gegen Könige und Aristokraten rumorte, ohne indessen viel Proselyten zu machen, denn da war Einer, der ihm die Stange hielt, nämlich der Förster Kleinheinz. Das war so ein „alter Deutscher,“ ein Freund des Throns und Altars, dem die Franzosen Gift und Galle, die höchste Autorität aber, mit welcher er alle Argumente Dotterigs niederschlug: „Der Graf hat's gesagt!“ Anfangs hatte zwar Dotterig gegen diese Autorität rebellirt und einmal ausgerufen: „**Sacristi**, der Graf kann meinetwegen ein ebenso vernagelter Oelschädel sein wie du selbst!“ da war aber Kleinheinz ganz unsinnig mit dem Hirschfänger auf ihn losgefahren und hätte ihn ohne der übrigen Gäste Dazwischenkunft unfehlbar todtgestochen, denn wenn man seinen Herrn und Grafen einen Oelschädel schalt, was konnte man Todeswürdigeres begehen? Seit diesem hirschfängerlichen Abenteuer war Dotterig, wenigstens in Gegenwart des Försters, in seinen Ausdrücken gemäßigter geworden und schimpfte jetzt, statt Revolution zu predigen, nur noch viel heftiger auf den Napoleon, worin Kleinheinz brüderlich mit ihm harmonirte, denn der Napoleon, welcher die große Revolution gebändigt und rückgängig gemacht, mußte natürlich dem republikanischen Dotterig, und der Napoleon, welcher das „heilige römische Reich“ zu Boden geschmissen und zugleich der Souverainität des gräflichen Hauses H. den Todesstoß gegeben, mußte dem äußerst stabilen Kleinheinz ein furchtbarer Stein des Anstoßes sein. „Er hat **la grande revolution**, seine **mère**, verrathen und verkauft, **le coquin**,“ schloß Dotterig in der Regel seine Schimpfmanifeste gegen Napoleon, „ja, seine Mutter hat er geschändet, der verfluchte, gelbhäutige **bougre**, hol' ihn der Teufel!“ „Das heilige römische Reich,“ geiferte Kleinheinz dazwischen, „bedenkt, das heilige römische Reich hat er umgebracht, der tigerische Corsikaner, der Bluthund der, welcher uns aus katholischen alten Deutschen zu Würtembergern gemacht, zu lutherischen, daß wir, potz Schnepfen und Rebhühner, alle mit einander dem Teufel in die Gosche fahren — der Graf hat's gesagt!“ „Bomben und Mörser, Unsinn, Nichts als purer, barer Unsinn!“ donnerte plötzlich die Stimme Sr. Hochwürden, „wie könnt ihr Flegel, die ihr nie eine Bataille gesehen, euch unterstehen, über den Kaiser zu raisonniren? Wart', ich will euch! Der hatte ja mehr Hirn in der kleinen Zehe, als ihr vornen und hinten in euren Kartoffelköpfen!“ „Aber-

Hochwürden," warf Kleinheinz ein, „das heilige römische Reich und dessen Armee, bei der Ihr selbst gestanden —" „Und die sich toujours von dem corsischen Knirps schlagen ließ," fügte Dotterig belfernd bei. „Bomben und Mörser," versetzte der Pfarrer, „was versteht ihr davon? Konnte es doch keine größere Ehre geben, als sich von Napoleon schlagen zu lassen, — Punktum finale." Derartige Zänkereien dauerten gewöhnlich an, bis man sich zur Weinflasche wandte, deren Geist die dissonirenden Geister der „drei Narren unter einem Hut" sogleich zu friedlicher Harmonie umstimmte. Ja, in der Neigung zum Wein, im Abscheu gegen das Wasser, da waren sie stets einig und die sieben Zechbrüder Uhlands konnten gegen das lautere Element nicht verächtlicher gesinnt sein, als die drei Dorforiginale. Haselbaum ging, auch beim schönsten Wetter, nie aus, ohne einen mächtigen Regenschirm an einer Schnur um den Hals hängen zu haben, denn er behauptete, der Regen hege eine specielle Malice gegen ihn, Kleinheinz trug das ganze Jahr hindurch wasserdichte Stiefeln und Dotterig hatte einen schönen Brunnen, der in seiner Küche hervorsprudelte, verspünden lassen, weil er, wie er sich ausdrückte, nicht immerfort das nüchterne Gegurgel anhören konnte, ohne daß es ihm schwach im Magen wurde. Allen Drei that es herzlich leid, daß zum Kochen der Speisen noch keine andere Substanz als Wasser gebraucht werde, und Dotterig, der zuweilen Reisebeschreibungen las, machte einmal seinen Freunden alles Ernstes den Vorschlag, ihre Waschungen gleich den Arabern in der Wüste künftig mit Sand abzuthun. Allabendlich, pünktlich mit dem Untergang der Sonne, beendigte der Pfarrer seine Hirtengeschäfte, verließ der Förster seine Wälder, der Krämer seinen Ladentisch und dann sah man Einen nach dem Andern gravitätisch über die Schwelle des „goldenen Lamms" steigen, um an dem gemüthlichen runden Tischchen im Erker der Schenkstube den Wein ihre Herzen erfreuen und ihre Angesichter glänzend machen zu lassen,

Denn dem Guten ists zu gonnen,
Wann am Abend sinkt die Sonnen,
Daß er in sich geht und denkt,
Wo man einen guten trinkt.

Gotts Augenlid! Wohin bin ich gerathen? Ich wollte dir über schwäbische Dichter sprechen und gab dir dafür den Umriß von einem Stück schwäbischen Lebens. Verzeih' mir, daß ich mich durch Jugend-

Erinnerungen von unserm Thema abbringen ließ. Ich las dieser Tage in Joseph Ranks „vier Brüdern aus dem Volk“, einem Buch voll schöner Ursprünglichkeit, aber auch voll Wunderlichkeit und Ueberhetzung. Es erweckte in meinem Gedächtniß meine ländliche Knabenzeit wieder und unwillkürlich drängten sich Reminiscenzen derselben auch auf diese Blätter.

Gewiß hast du schon über die „schwäbische Dichterschule“ sprechen hören oder gelesen. Die schwäbische Schule? Gibt es eine solche oder hat es jemals eine gegeben? Ich verneine und nenne es geradezu abgeschmackt, wenn man Uhland, Schwab, Kerner, Mörike, Pfizer, Vischer und andere schwäbische Dichter unter der Collectivbezeichnung „schwäbische Schulen“ zusammenthut. Die Landsmannschaft der Genannten rechtfertigt es ja keineswegs, wenn man von ihnen als einer Schule spricht, und wenn auch manche derselben etwas Verwandtes haben, so gehen dagegen die meisten in Anlage und Uebung ihres Talentes wieder total auseinander und der Schulbegriff findet höchstens auf Uhland und Schwab seine Anwendung, insofern sie sich wie Meister und Schüler verhalten, wobei ich kaum zu bemerken brauche, wie ich weit entfernt bin, in diesem Verhältniß etwas Herabwürdigendes für den liebenswürdigen Schwab zu sehen. Richtet er doch in der ersten Ausgabe seiner Gedichte selbst die bescheidenen, freiherzigen Worte an Uhland:

— mich laß immer froh gestehen,
Daß ich dein ält'ster Schüler bin,
Will den in mir die Nachwelt sehen,
So zieht mein Schatten aufrecht hin.

Allerdings hat Uhland nicht auf Schwab allein, sondern auf alle seine dichtenden Landsleute eingewirkt und sind die Spuren dieser Einwirkung in ihren Werken deutlich genug wahrzunehmen, allein hat er nicht auf die deutschen Lyriker der Gegenwart sammt und sonders mehr oder weniger gewirkt und wenn seinen Landsleuten vermöge ihres schwäbischen Naturels sein Vorbild nachhaltiger vorgeschwebt, darf er deßhalb als Stifter einer Schule angesehen werden, deren sogenannte Mitglieder, um es noch einmal zu sagen, sogar nach ganz verschiedenen Richtungen hin ihre poetische Begabung ausstralen, ohne einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt ihrer Weltanschauung zu haben, wenn nicht etwa die von Uhland

angeregte Hinneigung zu frischer Natur und elegischer Naturbetrachtung als dieser Mittelpunkt gelten soll?

Ich stelle also hier schwäbische Dichter nur unter dem Gesichtspunkt der Landsmannschaft zusammen und nicht als poetische Innung oder gar als Verfechter einer literarischen Parteifahne.

Kommst du einmal nach Schwaben, und der Himmel gebe, daß es bald geschehe, führt dich dein Weg herunter von den Ausläufern des Schwarzwalds ins Neckarthal und kommst du, das alte Tübingen, die ehrwürdige **alma mater**, vor dir, herein auf die Neckarbrücke, so wirst du am Ende derselben, rechts vom Stadtthor ein bescheidenes Haus erblicken, hinter welchem sich ein Garten hinaufstreckt in jähabfallende Rebenhügel. Dort stehe still und betrachte dir das Haus. Da wohnt Ludwig Uhland,

Ein lieber, wackrer, weihevoller Mann,
Ein Mann, der bessern Samen ausgesäet,
Als den die Zwitter aus der Erde stampfen,
Ein Mann von echtem, treuem Schwabensinn,
Und der des Liedes Banner weidlich schwang,
Als unsre Bübchen noch mit Marmeln spielten.

Aber hast du dir die Wohnung des theuren Mannes betrachtet, so wende die Blicke linkshin den Fluß hinauf, an dessen Ufer sich die Stadt herabzieht. Da wirst du unfern der Brücke eine bürgerliche Behausung bemerken mit einem runden Erker und einem ummauerten Gärtchen davor. Sieh', dort lebte der herrliche, unglückselige Friedrich Hölderlin, dem die Liebe seiner Diotima und ihr Verlust das Herz trunken gemacht und gebrochen und den Geist in die Finsterniß der Verrücktheit getaucht, dort lebte er viele, viele elende Jahre, er, von dem ein vielbekannter Kritiker in einem seiner wenigen wahren und gerechten Aussprüchen gesagt: „Der göttliche Wahnsinn dieses Dichters ist in seiner Art das Herrlichste, was die Poesie kennt," er, der in seinem mächtigen „Schicksalslied" singt:

Es kann die Lust der goldnen Erndte
Im Sonnenbrande nur gedeihn,
Und nur in seinem Blute lernte
Der Kämpfer frei und stolz zu sein.
Triumph! die Paradiese schwanden;
Wie Flammen aus der Wolke Schoß,

Wie Samen aus dem Chaos, wanden
Aus Stürmen sich Heroen los.

Der Noth ist jede Lust entsprossen,
Und unter Schmerzen nur gedeiht
Das Liebste, was mein Herz genossen,
Der holde Reiz der Menschlichkeit;
So stieg, in tiefer Flut erzogen,
Wohin kein sterblich Auge sah,
Mildlächelnd aus den schwarzen Wogen
In stolzer Blüthe Cypria.

Die Klagen lehrt die Noth verachten,
Beschämt und ruhmlos läßt sie nicht
Die Kraft der Jünglinge verschmachten,
Gibt Muth der Brust, dem Geiste Licht;
Der Greise Faust verjüngt sie wieder, —
Sie kommt wie Gottes Blitz heran,
Und trümmert Felsenberge nieder
Und wallt auf Riesen ihre Bahn.

Mit ihrem heilgen Wetterschlage,
Mit Unerbittlichkeit vollbringt
Die Noth an einem großen Tage
Was kaum Jahrhunderten gelingt,
Und wenn in ihren Ungewittern
Selbst ein Elysium vergeht,
Und Welten ihrem Donner zittern:
Was groß und göttlich ist, besteht.

Es ist bekannt, daß Uhlands Auftreten lange ignorirt wurde, d. h. von der Kritik ignorirt wurde, denn diese richtete sich damals beinahe ausschließlich nach den Orakelsprüchen, welche der Alte von Weimar von sich gab, und man weiß, daß Goethe in seinen alten Tagen neben manchen Schwachheiten auch die an sich hatte, gegen selbstständiges Dichterstreben kalt und ablehnend sich zu verhalten, während er oft mit vollen Backen Nachahmerei und Mittelmäßigkeit lobte. Man lese nur seine gesammelten Recensionen. Die Kritik also schwieg, als Uhland zugleich mit den Arndt, Stägemann, Schenkendorf, Freimund Reimar in den Jahren 1812 — 1815 die patriotische Saite auf der deutschen Dichterharfe anschlug, als er später der öffentlichen Meinung seines heimatlichen Volksstammes in Wort und Lied die mächtige Stimme lieh und deutsche Gesänge dichtete, eindringlich wie Geisterruf, tönend wie Erz, die Kritik

schwieg, als er das Tauerspiel „Herzog Ernst", das Schauspiel „Ludwig der Baier" schrieb, beide voll kerniger Gesundheit und Naturfrische, die Kritik schwieg, als er seine hochherrlichen Balladen, seine ergreifenden Romanzen sang. Aber das Volk nahm seinen Dichter in sein Herz auf und machte ihn zu seinem Liebling. Das Volk fühlte, an Uhland habe es nicht nur einen echten Dichter, sondern auch einen Mann der Zeit. Einen echten Dichter — denn er sang wieder in Naturlauten, nachdem die deutsche Lyrik lange, lange Zeit in gespreizter Affektation sich und alle Welt gelangweilt hatte: da hatten wir den fürchterlichen Schwulst, der sich aus der Nachahmung schiller'scher Rethorik herleitete, die fade Andächtelei der Nachtreter der romantischen Schule, die abgeschmackte Nordelei Fouqué's und seiner Nachahmer — alles Affektation und Unnatur. Uhland gebührt das Verdienst, die deutsche Lyrik wieder zur Natur zurückgeführt und ihr ebendadurch den Impuls zu dem herrlichen Aufschwung gegeben zu haben, den sie in neuester Zeit nahm. Und weil sein Herz, seine Poesie so tief im Naturleben wurzelte, konnte ihn auch die Romantik nicht auf Irrwege bringen. Wenn der helle Farbenreichthum mittelalterlichen Lebens, die thatkräftige Herrlichkeit des Mittelalters in seinen Gedichten eine große Rolle spielt, so verhindert dieß unsern Dichter nicht, zugleich auch der Mann, der Wortführer seiner Zeit zu sein, denn ihm sind Romantik und Freiheit nicht, wie sie es so Manchem waren und sind, schroffe Gegensätze, nein, ihm verbinden sie sich zur harmonischen Einheit eines ebenso freien als poetischen Volkslebens, und das ist die echte und gerechte Romantik. Nicht versäuselnd in nebelhafter Ekstase, nicht verschwimmend in absurder Minniglichkeit oder zerschmelzend in andächtelndem Servilismus, sondern markig, hochgesinnt, freimuthsvoll tritt das Mittelalter bei Uhland auf, und weil er den Kern desselben, das Volksthümliche erfaßt, wird es uns in seinen Gedichten so lieb, während uns die Mittelalterlichkeiten so vieler anderer Poeten nicht nur kalt lassen, sondern geradezu anwidern. Uhland reichen wir mit vollstem Vertrauen die Hand, wenn er uns in die Zeit der Kühnheit und der Minne, ins schwertrasselnde Mittelalter zurückführt, ihm folgen wir gern in den Zauberwald der Sage, ins „alte, romantische Land," mit ihm weilen wir theilnehmend bei seinen Rittern und Königinnen, Fürstensöhnen und Troubadours, Pilgern und Schäfern, Edelfräulein und Wirthstöchterlein, denn überall finden wir da wirkliches Leben in

Hülle und Fülle und nie vergißt der Dichter unter all' diesen Wundern, welcher Zeit Kind er ist, welcher Zeit Kinder wir sind, nie entwischt ihm der Faden, der aus den Herrlichkeiten des Mittelalters zurückleitet in die Gegenwart. Indem er so der Vergangenheit in glänzendster Weise ihr Recht widerfahren ließ, mit der Gegenwart aber fortschritt und durch dieses Fortschreiten an der Zukunft baute, ist er Deutschlands Lieblingsdichter geworden, dessen hohe sittliche Reinheit, die aber weit von ärmlicher Moralitätshetzerei entfernt ist, besonders ein Frauenherz wohlthuend anhauchen muß, während seine patriotische Gediegenheit das Männergemüth erhebt und begeistert.

Uhland'sche Lieder oder Balladen herzusetzen, lasse ich wohlweislich bleiben. — Wer wird sie nicht alle kennen? Willst du aber wissen, welches mir die liebsten, so antworte ich dir: „Der Schäfer", „Bertrand de Born", „das Schloß am Meer" und „die verlorene Kirche".

Uhland ist am 26. April 1787 zu Tübingen geboren, studirte Jurisprudenz, wurde 1810 Doktor der Rechte. Dann reiste er nach Paris, um dort mittelalterliche Handschriften zu erforschen. Das Mittelalter ging ihm auf. 1812 nach Stuttgart gezogen, ergreifen ihn die großen Vorgänge dieses und der folgenden Jahre mächtig. Er beginnt zu dichten und seinem Volke theuer zu werden. 1814 erscheint die erste Sammlung seiner Gedichte, 1819 wählt ihn seine Heimatstadt in die würtembergische Ständeversammlung, 1830 erhält er den Lehrstuhl der deutschen Sprache und Literatur an der tübinger Hochschule. Aber als das liberale Prinzip nach der Julirevolution auch in Deutschland sich Bahn zu brechen schien, stellte sich der edle Dichter an die Spitze der würtembergischen Opposition, und als man ihm den Urlaub verweigerte, gab er der Regierung seine Professur zurück, um fortfahren zu können, Diener des Volkes zu sein. Die Lauheit desselben — das politische Bewußtsein der Neuzeit ist noch ganz und gar nicht unter dem würtemberger Volk heimisch — veranlaßte ihn und seine Freunde, voran der liebenswürdige, hochherzige Denker und Redner, Paul Pfizer, von der parlamentarischen Kampfbahn abzutreten, die in Deutschland seit den Bundestagsbeschlüssen von 1832 unmöglich eine That erzeugen kann, und seither lebt er sehr zurückgezogen in seiner Vaterstadt, wie man sagt, gänzlich versenkt in die Erforschung deutscher

Vorzeit, als deren Frucht eine großartige Volksliedersammlung von ihm erscheinen soll. Ach,

Der in allertrübsten Tagen, in den Tagen unsrer Schande,
Dennoch seine Lieder weihte dem geliebten Vaterlande,
Der aus eingestürzten Hallen, aus der Vorzeit dunkelm Schacht
Gold der Liebe, Gold der Treue glänzend hat an's Licht gebracht,
Daß aus frischbelaubtem Stamme alte Zeiten neu erblühten,
Daß für Vaterland und Freiheit alle Herzen neu erglühten,
Daß der Widerhall erwachte in dem deutschen Dichterwald,
Daß Gesang aus tausend Kehlen rings von allen Zweigen schallt —

dieser Mann ist verstummt, seit Jahren tönt seine Rede nicht mehr zu seiner Nation und „müßig hängt die Laute in der Halle." Zürnen dürfen wir ihm nicht, aber beklagen müssen wir mit allen Guten sein Schweigen und nur die Ueberzeugung von seiner Unersetzlichkeit machte mich unlängst so keck, den Zuruf an ihn zu richten:

Balladenmeister, hast du nicht
Vom Held Harald uns einst gesungen,
Wie er, vom Zauberschlaf bestrickt,
Dasitzt in Waldes Dämmerungen,
Das schlummertrunkne Aug' gesenkt,
Die Arme thatenlos verschränkt,
Nur träumend nach dem Schwerte greifend,
Wenn Blitze zucken, Donner rollt,
Der Nachtsturm ob dem Haupt ihm grollt
Und fährt durch Eichenwipfel pfeifend?
Du selber bist der Held Harald!
Des Wissens Waffe in den Händen,
Des Rechtes Panzer umgeschnallt,
Des Muthes Gürtel um die Lenden,
Den Eichenzweig als Helmeszier,
Am schwarzrothgoldnen Bandelier
Das blanke Hüfthorn der Romanze —
So trateſt du dereinst einher,
Und warfst des Liedes goldnen Speer
Und schleudertest des Wortes Lanze.
Du selber bist der Held Harald!
Bestrickt vom Zauber alter Kunden,
Verträumst du in der Vorzeit Wald
Der Gegenwart mühvolle Stunden;
Und wenn dir trägt der Widerhall
An's Ohr den fernher groll'nden Schall

Von all' der Zukunft dräu'nden Wettern,
So setzest du nur träumrisch matt
Das Hüfthorn an den Mund, anstatt
Mit voller Seele dreinzuschmettern.
Wach' auf, wach' auf, o Held Harald!
Entraffe dich des Zaubers Zwängen,
Aus altersgrauer Forschung Wald
In die Arena einzusprengen,
Wo einst dein Kampfruf hell getönt,
Wo Luft und Erde hat gedröhnt
Von deinem Schwertschlag allerwegen.
Wach' auf! Der Feind droht um und um,
Zeit ists, die Lanze wiederum
Für Recht und Volksthum einzulegen.
Dringt nie in deine Einsamkeit
Das bunte Faseln all' der Gecken,
Die sich in hohler Eitelkeit
Aus Zwergen woll'n zu Riesen strecken?
Und hörst du nie das Luggegirr,
Und hörst du nie das Truggeschwirr,
Womit man Hohn spricht deinem Volke?
Wach' auf! In all' den faulen Witz
Lass' zucken deiner Losung Blitz
Aus deines Schweigens düstrer Wolke!
Wohl ruht es süß auf Lorbeern sich,
Doch war das Volk nicht dein Bekröner?
Und träumen oder handeln, sprich,
Ruh'n oder wandeln, was ist schöner?
O wandle Held, o handle Held,
Es ruft ja wiederum in's Feld
Das Volk den alten, treuen Schläger.
Es ruft, o sprich dein: „Ich bin hier!"
Und dann voran mit dem Panier,
Du wackerster Standartenträger!

Uhland nacheifernd mit reichem Talent und unermüdlichem Streben nach dem Bessern und Höhern hat sich Gustav Schwab, der gastfreie, treuherzige, um deutsche Literatur mannigfach verdiente Schwabe, einen Ehrenplatz in der deutschen Dichterhalle gesichert. Das Feld, in welchem er sich bewegt, ist weniger das des unmittelbaren lyrischen Ausdrucks, des Liedes, als vielmehr das der schildernden Poesie, der Erzählung, deren Form er nach allen Seiten hin angebaut hat in Ballade, Romanze

und Legende, bald geschichtliche Stoffe in farbenhellen Bilderreih'n entfaltend, wie in seinen Romanzenkränzen von den „Kammerboten", vom guten „Herzog Christoph", vom Freiheitskampf der „Appenzeller", welchen letztern die Krafttöne der epischen Tuba keineswegs mangeln, bald biblischen Mythen das einfache, aber immer schöne Gewand seiner Darstellung umwerfend, wie in seiner lieblichen „Legende von den heiligen drei Königen", bald in den Sagenkranz Schwabens und der Schweiz schimmernde Perlen webend, wie sein „Gewitter", seine „Glocke von Wunnenstein", seine „Heidenkapelle bei Belsen", seine „Schöpfung des Bodensees", seine „Ida von Toggenburg", bald Sagen der antiken Welt Ton und Farbe verleihend, wie in seiner „Gründung von Marseille" und in seiner „Insel der Seelen", bald auch in tiefergreifenden Balladen und Romanzen der eigenen Phantasie schöpferisch gestaltend den Lauf lassend, wie er dieß mit klassischer Meisterschaft in Dichtungen „des Fremden Königreich", „die Gottesbraut", „das Opfer" gethan hat. Eine Ballade voll geisterhafter Anklänge ist „der Todesklang":

Es steht an Finnlands Gränzen
Ein festes Schloß erbaut,
Das in des Mondes Glänzen
Weit über die Lande schaut.
Zu Füßen ihm in Eile
Schießt bodenlos ein Fluß,
Man hört auf eine Meile
Fernher den rauschenden Gruß.
Dort ist seit alten Tagen
Oft schon in stiller Nacht
Ein Klingen, ein süßes Klagen
Hellmahnend aufgewacht.
Wem gilt es wieder heute?
Es ist ein mächtiger Troß,
Der Hauptmann und seine Leute,
Gekommen als Wach' aufs Schloß.
Der Hauptmann in dem Saale
Liegt schon im halben Schlaf,
Geküßt vom Mondenstrale,
Ein schöner, schwedischer Graf.
„Wer drunten musiciret,
Und spielt so schöne Stück'?
Wer mir zu Ehren rühret
So holde Feldmusik?"

Die Tön', ach, die dich laben,
Spielt einer, den du nicht kennst:
Ich seh's wohl tauchen und baden
Im Flusse das Gespenst.
„Es tragen mich die Laute
Auf Flügeln ins Schwedenland,
Dort sitzt die Liebe, die Traute,
Was stützt sie sich auf die Hand?"
Sie möchte wohl sitzen in Thränen,
Wär' ihr dein Loos bekannt;
Du fliegest auf diesen Tönen
In ein gar ander Land!
Im Schlafe schon spricht der Knabe:
„Nun, glaub' ich, schlummr' ich ein!
Mir träumt, ich läg' im Grabe,
Ich zög' in Himmel ein!"
Ach, Träumen ist es nimmer,
Du junger Schwedengraf!
Dein Haupt im Mondenschimmer
Neigt sich zum ewigen Schlaf.
Der Geist taucht unter in Schweigen,
Er hat sein Werk vollbracht;
Die Wellen fallen und steigen,
Der Fluß rauscht durch die Nacht.

Gustav Schwab ist geboren 1792 in Stuttgart, diente von 1815 an seinem Vaterland in mit Eifer, Segen und Ruhm bekleideten Lehrstellen, zog sich für einige Jahre auf eine Dorfpfarrei zurück und wirkt jetzt als Prediger in seiner Vaterstadt. Das Predigerwesen tritt, freilich immer herzlich und ansprechend, auch in seinen dichterischen Produktionen hie und da zu langathmend hervor und er vergißt dann, sich concis zu fassen, prägnant abzurunden. Liebenswürdig, wie als Poet, ist er auch als Mensch. Ueberall folgte ihm Liebe und er hat sich, von der Vornehmthuerei und Herabblickerei so mancher literarischen Autorität weit entfernt, insonderheit auch den Dank vieler jungen Dichter erworben, denen er mit väterlichem Wohlwollen anregend und berathend beigestanden. Ohne leidenschaftliche Parteinahme, aber die Entwicklungsphasen der Literatur stets jugendfrisch mitdurchlebend, auch das seinem eigenen Naturel Fremdartige und wenig Zusagende mit Theilnahme beachtend und nach

Verdienst anerkennend, ist Schwab einer der Wenigen, an deren Kranz selbst Neid und Lästersucht nicht zu tasten wagen.

Du kennst doch die rührende Historie von der weinsberger Weibertreue, jenen guten mittelalterlichen Witz, dessen Kunde die Jahrhunderte hinabklingen wird, wie sie aus den Aeolsharfen flüstert, welche in den Ruinen der weinsberger Burg angebracht sind? Unterhalb dieser Burg hebt sich das Haus des guten, guten Justinus, des „theuren Schattenspielers", des berühmten Poeten und Geistersehers. Von der Thurmwarte seiner gastfreundlichen Wohnung hat schon mancher Trostsuchende getröstet, mancher Kranke gesundend, mancher Dichter dichtend in die Rebenhügel und grünen Thäler des schwäbischen Unterlandes hineingeblickt. Sogar der Doktor Strauß fühlt sich heimisch bei dem lieben Herbergvater mit den schönen dämonologischen Augen, der Kranke zu heilen, köstliche Lieder zu dichten und mit Geistern zu verkehren weiß.

Kerners Vaterstadt ist das weite, soldatenvolle und menschenleere Ludwigsburg, dessen Oede er in seinen Reiseschatten lächerlich macht, wenn er von der Stadt „Grasburg" spricht. Geboren 1786, lag er am Gymnasium der Heimat, dann in der Klosterschule Maulbronn den Studien ob, mußte aber beim Tode seines Vaters selbe aufgeben, um die Kaufmannschaft zu erlernen. Durch Vermittlung des Dichters Conz von dieser mit Widerwillen betretenen Lebensbahn abgebracht, ging er 1804 nach Tübingen, um Medicin zu studiren. Sein originelles Leben und Treiben auf der Universität und wie er, akustischer Versuche wegen, mit allerlei Federvieh und kriechendem Gethier in einer Stube zusammenlebte, hat uns Varnhagen von Ense, der feinsinnige Biograph und Kritiker, beschrieben. In diese Zeit fallen zwei Bekanntschaften, welche Kerners dichterische Begabung weckten, die Bekanntschaft mit Uhland und die Bekanntschaft mit „des Knaben Wunderhorn", jener köstlichen, durch Arnim und Brentano veranstalteten, Sammlung deutscher Volkslieder. 1809 promovirte er, ging dann auf Reisen, practicirte heimgekehrt an verschiedenen Orten, gab 1811 seine „Reiseschatten", 1812 die erste Sammlung seiner Gedichte heraus, begann sich um das „Hereinragen" des Geisterreichs ins irdische Leben zu bekümmern, kam 1819 als Oberamtsphysicus nach Weinsberg.

Betreffs der Somnambulerei und Geistergeschichten Kerners mußt du dich, so dir die Sache interessant, an einen andern Berichterstatter wen-

den, meine Theure; denn so oft ich meine Lenden gürtete und mich in das Geisterreich stürzte, welches sich in Kerners „Seherin von Prevorst“ und „Blättern aus Prevorst“ aufthut, so wurde mir wahrhaftig so dämmlig zu Muthe und dumm, als ging' mir ganz Prevorst mit all' seinen Bauernhäusern, Ställen und Mistpfützen im Kopf herum. Bart Barbarossa's, was das für Geschichten sind! Lassen wir sie, um uns zu Kerners „Dichtungen“ zu wenden, wie sie, in zwei Bände versammelt, bereits in mehrfachen Auflagen erschienen sind.

Wenn Kerner von der Poesie singt:

Poesie ist tiefes Schmerzen,
Und es kommt das echte Lied
Einzig aus dem Menschenherzen,
Das ein tiefes Leid durchglüht.
Doch die höchsten Poesieen
Schweigen wie der höchste Schmerz,
Nur wie Geisterschatten ziehen
Stumm sie durchs gebrochne Herz —

wenn er von seinem Dichten gesteht:

Ein Vogel singt im Sonnenschein,
Ein anderer im Regen singet,
Ein dritter schifft verstummt allein,
Und nur der Tod ein Lied ihm bringet;
Kaum hab' ich je im Sonnenschein,
Noch seltener in Lust gesungen,
Doch ist schon oft durch Nacht und Pein
Ein Lied tief meiner Brust entsprungen —

so weißt du schon, in welchen Anschauungen Kerner's Muse sich gefällt. Ja, Schmerz ist das immer wiederkehrende Thema, welches seine Lieder variren, ein aus dem tiefsten Herzen hervorquellender, durch und durch wahrer, mystisch angehauchter Schmerz, der sogar die seltenen Akkorde des frischen Lebensmuthes, welche Kerner etwa in seinen Trink- und Wanderliedern anschlägt, unabweislich durchzittert als ein stilles Sehnen, ein unausgesetztes Ringen nach dem Ueberweltlichen, z. B.

Die Straßen, die ich gehe,
So oft ich um mich sehe,
Sie bleiben fremd doch mir.
Herberg', wo ich möcht' weilen,
Ich kann sie nicht ereilen,
Weit, weit ist sie von hier.

So fremd mir anzuschauen
Sind diese Städt' und Auen,
Die Burgen stumm und todt;
Doch fern Gebirge ragen,
Die meine Heimat tragen,
Ein ewig Morgenroth.

Wir glauben in der That oft eine Somnambule singen zu hören, wenn Kerner seinem Heimweh nach der höhern Heimat Luft macht, wie in dem mystischen Lied „alte Heimat", aber wir fühlen uns stets mitfortgezogen von dem gläubigen Zug dieser reinen Dichterseele, wenn sie, fern von aller Unduldsamkeit, in kindlicher Hingebung zum Himmel emporstrebt und selbst aus dem Verlassensein von aller Welt neue Nahrung saugt für ihr frommes Gottvertrauen, wie in dem Lied:

Wohl ist es schön, zu stehen
In trauter Freunde Reih'n,
Doch schöner ist's zu gehen
In weiter Welt allein.
Mensch! bist du ganz verlassen,
Klag' keinen Augenblick!
Da kannst du erst dich fassen,
Kannst geh'n in Gott zurück.
Es täuscht die Welt, die trübe,
Dir immer Aug' und Ohr;
Die innre Welt der Liebe
Eröffnet dir ihr Thor.
In ihr lebst du versunken
In Gottes Angesicht,
Die Andern, erdetrunken,
Gewahren deiner nicht.
Ja, möchten sie dich lassen
In deinem Innern stumm,
Verlassen, ganz verlassen,
Bis deine Zeit ist um.
In Tiefen unberühret
Wächst einmal das Metall;
Wo's nachtet und gefrieret,
Sich bildet der Krystall.

Frommen Ergüssen dieser Art lauschen wir gerne, während uns vor dem pietistischen Gewäsche der Herren Krummacher, Lange, Knapp und Consorten ein wahrer Horror überkommt. Religiöse Lieder, wie sie Kerner

ausgesäet, stehen wirklich als duftreiche Lilien unter dem farbenprangenden Blumenflor des deutschen Liedergartens. Auch seine Romanzen, unter denen die bekannteste „Kaiser Rudolfs Ritt zum Grabe", meist aus heimatlichem Boden entsprossen und oft in die Molltonart der Legende übergehend, sind keine voll und hell blühenden Rosen, wie die Uhlands, sondern traumhafte Nachtviolen, unter die sich nur selten eine lustig aufgesprungene Nelke mischt, wie „der Geiger zu Gmünd" und über die hie und da ein gespenstiger Nachtfalter hinflattert, wie die Romanzen vom „Ring" und vom „Herrn von der Haide".

Aber glaube nicht, daß Kerners ganzes Wesen in mystischem Sehnen, in schmerzhaftem Klagen aufgehe. Allerdings verschwebt seine Poesie oftmals in der blauen Luft, allerdings hat er durch seine Dichtung in prosaischer Form „die Heimatlosen", deren Hauptfiguren Serpentin und Sililie ganz unfaßliche, ätherisch versäuselnde Traumbilder, beweisen, daß es ihm unmöglich, feste, wirkliche Gestalten aus Fleisch und Blut zu zeichnen, aber was ihn an der lieben Muttererde festhält, was ihn aus dem Mittel- oder Zwischen- oder Wasweißichwasfüreinemreiche immer wieder herabbringt in das reelle Leben, das ist sein Humor, der echt und liebenswürdig genug, in seinem „Bärenhäuter im Salzbad" die eigene Geisterseherei zum Gegenstand der Persiflage zu machen, ein Humor, der in den Schattenreihen seiner „Reiseschatten" bald in den Kreis der niedern Komik herabsteigt, um die bunten Narretheien des Lebens und der Menschen mit gesundestem Gelächter zu überschütten, bald durch Thränen lächelnd die Mysterien des Menschenherzens zu enthüllen sucht. Kerner hat sich selbst als „Schattenspieler Luchs" in die Reiseschatten eingeführt und spielt uns das tollste Schattenspiel vor, in welchem sich wahnsinnige Poeten, Chemiker, Studenten, elfenhafte Mädchen, Klosterbrüder, Pfarrer, Philister aller Sorten, Schauspieler, Professoren, Grafen und Gauner, Kaiser, Nonnen, Teufel, Zwerge, Gärtner und Todtengräber, Nachtfräulein und Handwerksbursche, Mondschein und Regen, Blumen und Vögel, Weinen und Lachen, Liederschmetterlinge und Krähwinkeleien, Ironie und geisterseherische Anklänge in hastigem Gewirr durcheinanderdrängen. Wie herzlich Kerner zu spaßen versteht, mag dir eine Episode aus den „Reiseschatten" beweisen, welche er folgendermaßen erzählt:

Unten in einem tiefen Thale lagen Hütten und Felder, gingen Mädchen singend am Ufer eines Flusses und sahen aus einem zarten Schleier, gewoben vom Dampfe der Blüthen und Kräuter, zu uns empor. Als ich so stand, sah ich am Fuß des Berges einen Postwagen vorüberfahren. Ich war bald entschlossen, meine Reise mit ihm fortzusetzen und erreichte den Wagen noch unweit des Berges. Der Wagen ging gar langsam, auch war hinten ein hinkendes Pferd angebunden, das an ihm rückwärts zog. Ich erkannte in diesem Pferde den ledernen Rappen des bewußten Pfarrers, als ich den Pfarrer selbst in dem Wagen erblickte. Der Pfarrer hatte das Kinn mit seiner Stockbibel unterstützt und saß neben einer Maschine, die ich alsbald für den Bronnenmacher von Grasburg erkannte. Noch saß in dem Wagen ein lustiger Koch, den ein fremder Graf in Dienste genommen hatte und der nun an den Ort seiner Bestimmung reiste. Der Tag war recht heiß gewesen, der Postwagen kam in einem langsamen Zuge von Grasburg hergeschlichen und der Bronnenmacher wie der Pfarrer klagten lamentabel über Durst und Hunger. Der Koch hing von Zeit zu Zeit wegen des Mücken- und Sonnenstichs, wie er vorgab, ein Tuch über sein Gesicht, ich bemerkte aber gar wohl, wie er da jedesmal eine Hühner- oder Fasanenkeule unter dem Tuch zum Munde brachte, deren Geruch dem Pfarrer und dem Bronnenmacher gar ärgerlich in die Nase stach. Dieß bemerkte der Koch wohl, war aber ein lustiger Kerl, weßwegen er auch also sprach: „Eine Krebssuppe wäre jetzt nicht übel!"

„Hum!" schmunzelte der Bronnenmacher.

„Ja, wenn ich jetzt eine Tafel zu besorgen hätte, so würde ich gewiß mit einer Krebssuppe den Anfang machen, und die müßte dann eine solche kraft- und saftvolle Brühe haben, daß die Krebse, von ihr gestärkt, wieder lebendig würden und vor Entzücken mit den Schwänzen wedelten, auch allerlei humoristische Stellungen machten, welches gewiß wunderlich anzusehen wäre. Auf diese Krebssuppe müßte dann nothwendig Rindszunge mit Sardellensauce folgen."

„Hum!" schmunzelte der Pfarrer.

„O, das ist vortrefflich! Meine Herren, greifen Sie nur keck zu; hier ist auch eine Citrone zum Ausdrücken darauf!"

Der Bronnenmacher und der Pfarrer streckten die dürren Zungen bei diesen Worten heraus und ließen sie so hängen.

„Aber hier diese Fleischpastete!"

„Hum!" machte der Bronnenmacher, indem er sich auf die Zunge biß.

„Herr Pfarrer, nehmen Sie den Deckel keck herab!"

Der Pfarrer lächelte convulsivisch.

„Da sehen sie in der gewürzreichsten Sauce zwei wohlappretirte Hähne, die krähen vor Entzücken, daß sie so wohl schmecken und schlagen mit den Flügeln an den Magen, der mit gebratnen Kastanien gefüllt ist."

Der Bronnenmacher strich sich mit der Hand über den Bauch.

„Ich muß selbst gestehen," sprach der Koch weiter, „sie schmecken auch ganz vortrefflich. Greifen Sie doch zu! Hier dies Pfaffenschnitzchen, das muß

ganz excellent sein, so appetitlich weiß, mit einem braunen Rande, wie Butter. Mein! drücken Sie doch einige Tropfen von dieser saftigen Citrone darauf!"

„Nun kann ichs nicht mehr aushalten," schrie der Pfarrer und biß dem Bronnenmacher in die fette Backe.

Der Bronnenmacher that einen lamentabeln Schrei.

„Ruhig," sprach der Koch, „sonst werft ihr diese Schüssel mit Kraut um; hu, das geht noch über Alles! Mit den gewürzreichsten nürnberger Bratwürsten ist es garnirt. Jetzt stech' ich mit der Gabel in eine derselben und die duftreichste Brühe spritzt wie ein Springbronnen hintennach, und dann ein Glas alten Steinwein darauf, der Teufel!"

„Meuchelmörder!" sprach der Pfarrer und bog das matte Haupt.

„Ach!" sprach ich, „der arme Mann, der erst vor ein paar Tagen von einem wüthenden Hunde gebissen wurde!"

„Wie," schrie der Bronnenmacher, „von einem wüthenden Hunde?"

„Ja," seufzte der Pfarrer, „es hat aber wohl nichts zu bedeuten, die Sache ist noch im Zweifel und hat der Chirurgus mir indeß die Nase mit einem Blasenpflaster belegt."

„So!" sprach der Bronnenmacher, „darum habt Ihr mich gebissen? O ich unglückseliger Mann, so werden alle die schrecklichen Träume noch wahr. Wißt, Nacht für Nacht träumt es mir schon ein halb Jahr, ich sei ein Hund und nage vor einem Wirthshaus die herausgeworfenen Knochen ab, worauf ich stets mit dem schrecklichsten Hunger erwache. Das deutet auf nichts Anderes als Hundswuth."

„Daß glaub' ich auch," sprach der Koch leise zum Bronnenmacher, „der Herr Pfarrer kommen mir überhaupt schon längst nicht ganz richtig vor; die Augen — — ich weiß nicht — —"

„Schweigt," sprach der Bronnenmacher leise zu ihm, „ich bin so immer mit derlei Melancholien behaftet."

Der Pfarrer schneuzte sich, der Bronnenmacher fuhr zusammen, vermeinend, der Pfarrer habe gebellt. Der Pfarrer erschrack ob dem Hinwegfahren des Bronnenmachers und sprach: „Wie? seht Ihr mir Etwas an? um Gotteswillen, sprecht!" Der Bronnenmacher konnte kein Wort hervorbringen, er bewegte sich convulsivisch und fing zu bellen an. Der Pfarrer gerieth ganz außer sich vor Schrecken, er wollte aus dem Wagen; zum Glück fuhren wir gerade in das Städtchen Hundsschnauzen ein. Da hielt der Postwagen vor dem Wirthshaus zum grünen Recensenten, um den Pferden trockenes Brod zu geben. Der Pfarrer und der Bronnenmacher schlichen sich ganz stille in eins der obern Zimmer und bestellten zwei Schinken und mehrere Bouteillen Wein. Der Koch aber war boshaft genug, alsbald vor allen Anwesenden in der untern Wirthsstube zu erzählen, wie die zwei Herren da oben von einem wüthenden Hunde gebissen worden und wie man sich in der That ein wenig vor ihnen in Acht zu nehmen habe, besonders vor dem Bronnenmacher, der eigentlich so dürr, ja noch dürrer von Natur als der Pfarrer sei, der aber

durch den Hundsbiß bereits auf das allerschrecklichste angeschwollen. Da ward das ganze Haus voll Schrecken. Vergebens schrie der Pfarrer um Fleisch, Niemand getraute sich in das Zimmer.

„Mein Hunger ist rasend! meine Geduld ist aus!“ schrie jetzt der Bronnenmacher, indem er wie eine Bombe aus dem Kessel schnaubend aus dem obern Erker herabfuhr; der Pfarrer folgte ihm als ein schmaler feuriger Schweif. Alles floh, was außer der Wirthsstube, in dieselbe; alle Thüren wurden versperrt. Die Nachbarn sprangen herbei. Der Koch rief ihnen durch das Fenster zu: „Ihr lieben Leute, sperrt eilends die Thüren des Wirthshauses, sonst wird das ganze Dorf gebissen!“ Der Koch, der Conducteur, die Postknechte, die Wirthsleute und ich befanden uns in der untern Wirthsstube. Der Koch recognoscirte durch das Schlüsselloch und machte Alles noch ärger. „Jetzt,“ sprach er, „zerbeißt der Bronnenmacher das Schloß der Thüre; ich seh's, er zischt, der Schaum steht ihm vor dem Maule. Himmel, welche Augen er macht! Der Pfarrer dreht den Kopf krampfhaft hin und her und hat sich in des Bronnenmachers Waden verbissen! Jetzt, weh, rennt der Bronnenmacher mit dem Kopfe gegen die Thüre, wie ein Mauerbrecher — weh!“

Da sprang Alles zurück, der Bronnenmacher schlug fluchend an die Thüre.

„Rette sich, wer noch zu leben Lust hat!“ schrie der Koch und sprang zum niedern Fenster der Wirthsstube mit den zwei Schinken hinaus. Der Conducteur, die Postknechte und ich folgten ihm nach. Die Postknechte warfen sich auf die Pferde, wir in den Wagen und pfeilschnell flogen wir von dannen.

Spricht man von Schwabens Dichtern, so pflegt man gewöhnlich auch Carl Mayer zu erwähnen, der einen dicken Band epigrammatischer Liederchen herausgegeben hat. Nun ja, ein gemüthliches Freuen an der Natur macht sich in diesen Reimchen überall kund, aber aus diesen zahllosen Käfer- und Grasliedchen Poesie herauszuschnüffeln, ist mein Sinn zu grobkörnig, Gott besser's! Mit ganz anderen Ansprüchen auf Beachtung und Ruhm ist Gustav Pfizer hervorgetreten, der Bruder des Patrioten Paul Pfizer, geboren 1809 zu Stuttgart, wo er auch gegenwärtig in ausgebreiteter literarischer Thätigkeit lebt. Er studirte Philosophie und Theologie, gab 1831 seine erste Gedichtsammlung heraus, reiste 1834 nach Italien, veröffentlicht 1835 einen zweiten Band Gedichte, übersetzt Byron und Bulwer, schreibt Luthers Leben, bespricht mit geistreichster Kenntniß in den „Blättern zur Kunde der Literatur des Auslands“ europäische Geistesbestrebungen, läßt 1840 „episch-lyrische Dichtungen“ erscheinen und vor kurzer Zeit „der Welsche und der Deutsche, historisch-poetische Bilder aus dem 15ten Jahrhundert.“ Sonderbar, der alte Goethe hat in geheimräthlicher Vornehmigkeit Gustav

Pfizer dereinst kritisch mißhandelt, welcher Mißhandlung Pfizer nur ein verdoppelt ernstes Streben entgegensetzte, und doch stand der junge Dichter eigentlich in geistiger Wahlverwandtschaft mit dem Dichter der Iphigenie und des Tasso. Wie es in Goethe zur Zeit, als er den ersten Theil seines Faust dichtete, speculativisch wühlte und gohr, wie er die Resultate dieses philosophischen Gährungsprocesses in klaren Bildern und Liedern auszuprägen liebte, so ist auch Gustav Pfizer in die Tiefen der Speculation hinabgestiegen und hat, was er dort geschaut und erlebt, was ihn geschmerzt und erfreut, in tiefsinnigen Dichtungen veranschaulicht, wie in den „Geheimniß", die „Epopten der Geschichte", „Gerontes", überschriebenen und in manchem schönen Sonnett, ja sogar die tändelnde Form des Gasels macht er oft zum Gefäß gedankenschwerer Anschauungen. Und wie Goethe Auge und Herz klärte, die Seele sonnte an hellenischer Schönheit, so fühlt sich auch Pfizer aus seiner verphilisterten Zeit fortgezogen nach Griechenland, zurück in die ambrosischen Tage heidnischer Freiheit, Schönheit und Heiterkeit, zurück in die rosigen Zeiten göttlicher Menschlichkeit und menschlicher Göttlichkeit. Indem er diesem Zuge folgte, ist er sehr eigenthümlich aus den Umschränkungen von Schwabens poetischer Welt herausgetreten und schrieb die anmuthsvollen, genußsinnigen Gedichte „Heidenthum", „**Dolce far niente**", „die Tafelrunde", „der griechische Tag", eine gar reizende Phantasie, deren Eingang lautet:

Heut Freunde, rief ich, wollen wir, der Phantasie ergeben,
Den schönen blauen Sommertag wie frohe Griechen leben!
Wir lassen von der Gegenwart, der Thörin, uns nicht meistern,
Wir wollen mit dem Göttertrank der Vorzeit uns begeistern!
Sie schlugen alle fröhlich ein; der Kleider lästge Moden
Sie wichen griechischem Gewand und griechisch ward der Boden.
Bald wallten leichte Mäntel uns um jugendwarme Glieder,
Wir ließen uns im Gartenhain bei Lorbeerbüschen nieder.
Wir schritten froh und leicht dahin auf purpurnen Sandalen;
Mischkessel waren aufgestellt und silberne Fialen
Im Schatten des Platanenbaums in einer Myrthenlaube;
Der Wein war süß, als stammte er aus Chios Feuertraube.
Der jugendlichen Trunkenheit war der Triumph gelungen,
Wir hatten um Jahrtausende uns keck zurückgeschwungen;
Vernichtet war die Gegenwart, verzaubert unser Norden,
Der mürrische Barbare war zum heitern Griechen worden.
Wir sangen von Anakreon, von Eros und von Rosen,
Von Schönheitswaffen, wundem Herz, von süßem Weh und Kosen.

Bald schwoll die Lippe röther auf und flammten heißre Blicke,
Bald schwanden in Vergessenheit die trüben Weltgeschicke;
Bald war der Glaube ausgetauscht — vom Himmel schauten wieder
Der seligen Olympier verjüngte Häupter nieder.
An Papst und Kirche wir nicht mehr, an Reu' und Buße dachten:
Statt von den Russen sprachen wir von frischen Perserschlachten.
Im Garten summten Bienen laut, die von Hymettus flogen
Und jede Dufteswelle kam aus Tempe's Thal gezogen.
Dann schöpften im Symposium wir herrliche Belehrung;
Am kält'sten Geist vollendete der Gott jetzt die Bekehrung.
Der letzte Trauerschleier sank vom rosenfarbnen Leben;
Grad' in den Aether meinten wir umschlungen uns zu heben;
Die laue Luft — ein einziger Kuß von Liebeskräften schwellend,
Der süße Wein — ein Naphtaquell das Innerste durchhellend.
Geflügelt aus dem Raupenstand aufflogen scheue Triebe:
Wir priesen die Unsterblichkeit der Schönheit und der Liebe.
Und als der Abend brach herein, lud schmeichelnd die Najade
Mit silbernem Geplätscher uns zum frischen Wogenbade.
Geworfen hatten wir zuvor des Diskus schwere Scheibe,
Willkommen war die Kühlung jetzt dem tagesmatten Leibe.
Und einer rief voll Trunkenheit: „O Freunde, schaut, ich wähne,
Es schwimmen gegen uns herab viel silberhelle Schwäne.
Dieß ist Eurotas! schaut, ob ihr den Götterkönig kennet,
Der in den feuchten Wogen noch von Liebesflammen brennet."
Nachdem wir uns mit Oel gesalbt, entzündeten uns wieder
Der heilge Chor des Sophokles und Pindar's Siegeslieder.
Den Göttern allen ward zuletzt ein Opfer ausgegossen,
Mit Andacht und mit Frömmigkeit der schöne Tag beschlossen.

Wenn aber Pfizer in Gedichten dieser Art eine der schwäbischen Leier ganz ungewohnte Saite anklingen läßt, so erinnert er ein andermal wieder an einen ältern Sohn Schwabenlands, an einen von dessen größten, an Schiller. Mit diesem hat er die rastlose Reflexion und den pathetisch-rhetorischen Schwung des Ausdrucks derselben gemein, eine Gemeinschaft, die keineswegs aus Nachahmung abgeleitet werden darf, sondern sich als ursprüngliche Anlage deutlich genug zu manifestiren weiß. Auch die von Schiller so hoch verklärte Idee des Weltbürgerthums, eine Idee, welche überhaupt den im Leben manchmal so engen, im Denken so schrankenlos weiten Schwabenherzen eigen, findet lebhaften Widerhall in Pfizers Brust. Von ihr geleitet, betrachtet er die Geschichte, sympathisirt mit ihren Großthaten in alter und neuer Zeit, diese Idee hat er

in so hinreißend schöne Worte gekleidet in der Elegie „der sterbende Cosmopolit“, und sie sieht uns so klagevoll an aus der „Winterscene aus Polen“:

„O mein Kind! nicht aus der Hütte geh'!
Würdest dich verirren in dem Schnee;
Heulend freche Wölfe nur und Raben
Halten jetzt im Mondschein ihren Schmaus;
Beutegierige Kosaken graben
Leichen aus dem Schnee heraus.
O mein Kind! nicht aus der Hütte geh!
Denn ein Narr schweift draußen durch den Schnee,
Würde dich erschrecken und dich fragen
Dich, du scheues Kind, der tolle Mann:
Wie man wohl aus den vergangnen Tagen
Wieder heute machen kann?
O mein Kind! nicht aus der Hütte geh'!
Wenn du dich verirrtest in den Schnee —
Hast ja keinen Vater, der dich suche,
Heim dich leite an der treuen Hand;
Schläft er unterm kalten Leichentuche,
Irrt er um in fremdem Land?
Siehe dort! ein kältezitternd Reh
Flüchtet vor den Wölfen durch den Schnee!
Laß es ein, damit es kann erwarmen.
Ja, barmherzig muß man sein, mein Kind,
Daß die Fremden auch so voll Erbarmen
Deinem flüchtgen Vater sind!“

Das nicht eigentlich die Lyrik sein Fach, daß sein Talent zu reflektirend, ich möchte sagen zu kritisch ist, um als frischer Liederquell ins Leben zu sprudeln, scheint Pfizer wohl zu fühlen, indem er neuerdings vorzugsweise Stoffe sich erlesen, in deren Bearbeitung sein Gedankenreichthum. sich didaktisch entfalten kann. So in seinen „salomonischen Nächten“, an denen aber leider der Titel das Beste geblieben, in „seinen Fragmenten aus Italien“, so auch in seinen epischen Romanzencyklen „Ezzelin“ und „die Tartarenschlacht“. Aber da führt ihn sein reflektirendes Sichten und Zurechtlegen oft gar sehr in die Weite und Breite, daß die verrufene „epische Langeweile“ nicht ausbleibt. Seine Leichtigkeit, Verse zu machen, macht ihn öfter als wünschbar vergessen, sich knapper zu fassen, ja nicht selten läßt er sich geradezu in ermüdendster Weitschweifigkeit gehen. Das ist in noch weit höherm Grade, als in den frühern, in seinem neuesten

Werke der Fall, in den fünfhundert enggedruckte Seiten füllenden, historisch=poetischen Bildern „der Welsche und der Deutsche oder Aeneas Sylvius und Gregor von Heimburg.“ Denke dir, dieses Poema zählt ungefähr zweitausend achtzeilige Strophen. Jede Strophe enthält vier gleich gereimte männliche Endungen und vier nicht gereimte weibliche. Sobald ich diese Entdeckung gemacht, wurde mir beklommen zu Muth für den Dichter, denn solche Reimspielerei, welche nicht selten den Gedanken nach dem Wort zwingen muß und, das Ganze zusammengehalten, vielfach die gleichen Reime und Gedanken wiederbringt, ist eine sehr fatale Sache. Ich fand bei der Lektüre mein Vorurtheil bestätigt. Noch gefährlicher aber für den dichterischen Werth ist der gewählte Stoff. Historisch=poetische Bilder nennt Pfizer sein Werk. Meiner Ansicht nach ist es gereimte Geschichte mit hervortretenden Lieblingscharakteren, Bilder möchte ich es deßhalb nicht nennen, weil es eine fortlaufende Erzählung mit kritischen Bemerkungen und beweisenden Aktenstücken, und man dagegen unter Bildern gewöhnlich in sich abgeschlossene Figuren versteht. Wie dem auch sei, Pfizers Riesenfleiß ist zu bewundern, seine versificirende Beharrlichkeit zu bestaunen, man kann in seinem Welschen und Deutschen Vieles finden für die Kenntniß des fünfzehnten Jahrhunderts, man stößt auf pikante Wendungen, feine, tiefeindringende Bemerkungen, überraschend gutgesagte didaktische Sätze, auf mit Begeisterung entworfene, mit Liebe ausgeführte Schilderungen, wie besonders der Abschnitt „Classische Studien“, in welchem Pfizer von Griechen und Römern spricht wie von alten trauten Genossen, man freut sich der patriotisch=hochsinnigen Grundsätze, der wissenschaftlich=freimüthigen Anschauungsweise des Dichters, man erkennt sein klares Urtheil, sein Verständniß der Geschichte, man kann sich so recht eigentlich in seinen Gedankengang hineinstudiren, ohne nur ein Pünktchen zu übersehen, weil die beleuchtende Lampe neben jedem Worte steht — aber damit ist auch Alles gesagt. Ich habe niemals eine poetische Schrift gelesen, die mich gänzlicher ausgetrocknet hätte, obgleich ich in einem Meer von Versen schwamm, mich kaum je durch ein Buch so angefröstelt gefühlt wie durch diesen Anschauungsunterricht des ausklingenden Mittelalters. Hoffen wir, daß Pfizer noch zeitig genug zu der Einsicht kommen werde, daß derartige uniformirte Verseheere eine eherne Scheidewand zwischen ihn und dem Parnaß aufführen müssen, hoffen wir, daß er sich durch die

lobhudelnden Räucherungen, womit man ihn von gewisser Seite her umdunstet, nicht in die Selbsttäuschung einwiegen lasse, durch Leistungen wie der „Welsche und Deutsche“ wirklich einen großen und schönen Zweck erreichen zu können, und daß er sein produktives Talent nicht vergeude, nur um dem Publicum recht schlagend zu beweisen, die Poesie höre immer da auf, wo die Versemacherei anfängt.

Ein originelles, frisches Schwabenherz klopft in den Gedichten Eduard Mörike's und wenn er darauf verzichtet, romanzenhafte Gestalten zu zeichnen, die ihm beinahe immer mißlingen, wenn er die Flut seiner Gefühle und Bilder in gänzlicher Absichtslosigkeit dahinwogen läßt, wie in der wundersamen Vigilie „an einem Wintermorgen“, oder sich begnügt, sie in dem Spiegel von Naturschilderungen zu zeigen, wie in der „Herbstfeier“, so fließen seine Lieder einher wie ein lustiger, blumenüberhangener Bach, aus dessen krystallener Tiefe mährchenhafte Sylphidengestalten auftauchen und an dessen Ufern da und dort ein schlanker Baum sich erhebt, unter dessen Blätterfülle goldene Gedankenfrüchte hervorschimmern, wie das „Nur zu!“ überschriebene Sonnett:

Schön prangt im Silberthau die junge Rose,
Den ihr der Morgen in den Busen rollte,
Sie blüht, als ob sie nie verblühen wollte,
Sie ahnet Nichts vom letzten Blumenloose.
Der Adler strebt hinan ins Gränzenlose,
Sein Auge trinkt sich voll von sprüh'ndem Golde,
Er ist der Thor nicht, daß er fragen sollte,
Ob er das Haupt nicht an die Wölbung stoße.
Mag denn der Jugend Blume uns verbleichen,
Noch glänzet sie und reizt unwiderstehlich,
Wer will so holdem Trug zu bald entsagen?
Und Liebe, darf sie nicht dem Adler gleichen?
Doch fürchtet sie; auch fürchten ist ihr selig,
Denn all' ihr Glück, was ist's? ein endlos Wagen!

Mörike hat auch eine Novelle geschrieben „Maler Nolten“, eine ganz eigenthümliche Produktion, einheitsvoll angelegt, phantasiereich und sprachlich schön ausgeführt, in welcher er bekundet, daß er gleich Pfizer den Ideenkreis schwäbischer Poesie verlassen, ja noch entschiedener, als dieser, der modernen Gedankenrichtung sich hingegeben. So gleichfalls Mörike's Freund, Friedrich Theodor Vischer, mit ihm in den würtembergischen Klosterschulen erzogen und, während sich Mörike von der Kanzel ins

Privatleben zurückgezogen, Professor der Aesthetik und Literatur zu Tübingen geworden. In weitern Kreisen als Kunstrichter geschätzt, ist er in Schwaben vornehmlich unter dem Studentennamen Schaffenmaier bekannt, unter dem er dereinst das humoristische Bänkelsängerlied „auf die Hinrichtung des Helfer Brehm zu Reutlingen" verfaßte, in welchem er den Volkston zugleich traf und ironisirte. Mit Lust erinnere ich mich der Stunden, wo ich in Tübingen vor dem Katheder des blondhaarigen Professors saß, der geistvollen Entwicklung seines, von hegel'schen Prämissen ausgehenden, aber mit charaktervoller Selbstständigkeit durchgeführten, Systems der Kunstphilosophie lauschend und meine Seele durch die elektrischen Schläge seines Witzes erfrischen lassend. So viel ich auch sonst der Collegia schwänzte, die seinigen frequentirte ich mit einem Eifer, ob welchem sich meine Cameraden höchlich verwunderten. Wie Pfizer thut er sich in seinen Gedichten durch die Strenge der Form und die Reinheit des Reims vor den übrigen Schwaben hervor. Leider scheint seine poetische Ader mehr brüchig als flüssig zu sein, obwohl ihr schon dann und wann eine Novellenskizze voll naiven Lachens, wie die „Leiden und Freuden des Scribenten Felix Wagner", entsprungen und manch ein Lied voll Jugendfrische oder Gedankentiefe. Ich setze zwei von seinen „Faust'schen Stimmen" her:

Klage.

Einst wird die Weltposaune dröhnen,
Und mächtig aus des Engels Mund,
Ein lauter Donner, wird es tönen:
Du Erde, öffne deinen Schlund!

Sie schüttelt träumend ihre Glieder,
Und alle Gräber thun sich auf
Und geben ihre Todten wieder,
Die kommen staunend Hauf zu Hauf.

Dann, wenn den großen Spruch zu sprechen
Der Ewge sich vom Stuhl erhebt,
Und aller Menschen Herzen brechen,
Wenn Todesangst die Welt durchbebt,

Und laut erkracht des Himmels Krone —
Wenn ringsum Schweigen fürchterlich —
Dann will ich stehn vor deinem Throne
Und fragen: Warum schufst du mich?

Kein Ende.

O sprich, warum denn soll ich leben,
Was soll der Finger, der mir droht?
Nichts ist mein Denken, Wollen, Streben,
Und was ich bin, ist eitler Tod.

Die Wonne beut mir ihre Schalen,
Und keine Freude sieht mein Herz;
Ich lieg' in tausend heißen Qualen
Und fleh' um einen Tropfen Schmerz.

Ein neues Schwert ist jede Stunde,
Das mich im tiefsten Busen trifft,
Es wird an dem verfluchten Munde
Der Liebe Becher selbst zu Gift.

Nichts ruhet aus. In tollem Schwanken
Wahnsinnig dreht die Welt um mich.
Kein Ende haben die Gedanken,
Und das, und das ist fürchterlich.

Man hat über Schwaben gesagt: von den rebenbepflanzten Bergen in die volksgedrängten Thäler herab, an den Bächen und in den Wäldern, überall rauscht es von Poesie und Gesang. So ist es denn kein Wunder, wenn alljährlich wieder neue schwäbische Poeten zu tiriliren anfangen und auch in nächster Gegenwart lerchenhafte Frühlingsrufe aus jungen Dichterherzen laut werden. So zeigt sich Ludwig Seeger aus Wildbad in seinem „Sohn der Zeit", sobald er nicht mit mehr gekünsteltem als natürlichem Zorn, mit mehr gemachter als wirklicher Begeisterung Zeitfragen discutirt, als naturtrunkener Lyriker, der sich die Seele in schweizerischer Alpenluft ausgelichtet und, nachdem er durch seine Verdeutschung der Chansons Berangers formelle Meisterschaft bewährt, Lieder gesungen voll schmelzenden Wohllauts, wie z. B. dieses:

Luft und Licht sind mir gewogen,
Breiten einen Baldachin,
Ihre würzig blauen Wogen
Schwellend mir zu Häupten hin.
Blumig liegt es mir zu Füßen,
Blickt vertraut zu mir hinan,
Rings um mich erschallts von Grüßen,
Alle Pracht ist aufgethan.

Alles neigt sich meinem Sehnen,
Mit der Liebe Zauberbann
Zieh' ich, was die Welt des Schönen
Weitum hegt, zu mir heran.
Mit Gebirg und Wald zu ringen,
Fühl' ich mein Verlangen stark,
Thal und Strom heranzuzwingen
Strebt der Seele tiefstes Mark.

Lockend breit' ich meine Arme,
Rühre Stein' aus todter Ruh',
Und von Ost und West im Schwarme
Strömt der Erde Pracht mir zu.
Aller Zauber, welcher Fluten,
Haine, Thäler, Hügel schmückt,
Ist durch des Verlangens Gluten
Herzuzaubern mir geglückt.

Und in diesem Wundergarten,
Wo hinab an blauen See'n
Tulpenbäume neben zarten
Nachtviolen prunkend stehn,
Fichten mit Platanen flüstern
Ueber schroffer Felsenwand,
Goldorangenglut mit düstern
Eichen sich zusammenfand,

Hier, wo Nord und Süd sich gatten,
Lust und Leben üppig schwillt,
Sonnenglut in kühle Schatten
Morgenfrisch hinüberquillt,
Schwäne sich im Bade schaukeln,
In der Zweige dunkelm Grün
Goldbeschwingte Sänger gaukeln,
Rosen tausendfarbig blühn:

Hier entzückt mich zu ergehen,
Meiner süßen Königin
In die feuchten Augen sehen,
An mein klopfend Herz sie ziehn,
Trinken in berauschten Zügen
Ihrer Küsse Feuerschaum —
Ach, du weißt so schön zu lügen —
Weiter, weiter, süßer Traum!

Sporenklirrende, von tiefen Herzenstönen durchzogene und von ritterlich freimüthiger Gesinnung getragene Lieder hat der Graf Alexander von Württemberg, sinnige und wohllautende haben noch Wilhelm Zimmermann, der dichterisch begabte Buchdrucker Niklas Müller und der als populärer Geschichtschreiber bekannte Ludwig Bauer gegeben. Der Letztere versuchte sich auch im Drama und strebt gegenwärtig den grandiosen Hohenstaufenstoff, an dem schon so viele Dichter gescheitert, dramatisch zu bewältigen, was ihm aber nach den bisher gegebenen Proben nicht gelingen dürfte. Früher schrieb er den „heimlichen Maluff", ein dramatisches Gedicht voll lyrischer Schöne. Aber das Drama fordert mehr, fordert vor Allem scharfumrissene, vollausgemünzte Charakteristik, Beweglichkeit der Handlung, Energie der That. Das zu geben scheint den schwäbischen Dichtern für jetzt versagt zu sein. Dagegen wollen sie sich gegenwärtig der epischen Form unserer Zeit, dem Roman, eifriger zuwenden als früher, werden aber, um Bedeutendes darin zu leisten, aus ihren engumkränzten Lebensgewohnheiten, aus ihrer verschlossenen Gemüthlichkeit herausgehen, die Brüchigkeit und Spröde ihrer Schwabenhaftigkeit mehr in Guß und Fluß bringen müssen. Vielversprechende Anfänge sind hierin bereits gemacht worden, besonders durch Ludwig Bührlen, dessen Ruf als literarischer Landschafter und Kunstnovellist schon von früher datirt und welcher unlängst einen zweibändigen Roman „die Prima Donna" erscheinen ließ, worin er ein nach eigener Anschauung der Theaterwelt glücklich erfaßtes Thema mit wahrhaft goethe'scher Klarheit und Sicherheit behandelt. Für die Dünne des sachlichen Inhalts kann die im saubersten Styl vorgetragene Conversation, welche sich weit über das gäng und gebe laienhafte Kunstraisonniren erhebt, vollauf entschädigen und wenn wir einen ergreifenden Aufschwung der Phantasie am Verfasser vermissen, so läßt er uns dagegen in den eingewebten „Faustischen Fragmenten" interessante Blicke in das Gemüth eines gereiften, denkenden Mannes werfen. Auf historischem Fundament fußend und einen höchst volksthümlichen Stoff zum Vorwurf nehmend, ist Hermann Kurtz mit seinem voll Liebe geschriebenen, vaterländischen Roman „Schillers Heimatjahre" aufgetreten. Hier findest du die erschöpfendste Schilderung des alten Schwabenlandes, schwäbischer Sitte und schwäbischen Lebens, wie es vor sechzig Jahren war. Aber

in den Anlagen hinter dem stuttgarter Schloß, in dem schattigen Grün des Thals von Blaubeuren, unter der tübinger Schloßlinde, in der Waldeinsamkeit des Schwarzwaldes, auf den fernhinblickenden Wällen von Hohenasperg, da muß man dieses Buch lesen, um es recht liebzugewinnen, um sich von ihm so ganz schwäbisch angeheimelt zu fühlen. Charaktere wie die des Herzogs Karl, des jugendlich überschäumenden Dichters der Räuber, des genial unbändigen Schubart, des in Schwaben hochberühmten Zigeunerhäuptlings Hannikel treten wahr und kräftig gezeichnet hervor, mit lebendiger Färbung, idyllischer Naivität und gutmüthigem Humor sind die Szenen in der Carlsschule, im Hause des reutlinger Bürgermeisters und in der schwarzwälder Pfarre gezeichnet, die Schilderung des asperger Kerkerlebens aber läßt fühlen, daß Manches in dem Buch allzusehr in die Länge und Breite gesponnen ist. Doch kommt unter den Szenen auf Asperg wieder gerade eine vor, welche ich für den Glanzpunkt des ganzen Werkes halte. Ich meine das Auftreten des armen Soldaten Christian, welchen militairische Schurkerei und Despotie um alle Güter des Lebens, um das Leben selbst geprellt. Die Erzählung der Leidensgeschichte dieses Opfers und der Tod seines Quälers sind von hinreißend dramatischer Wirkung. Was dem Roman da und dort mangelt, ist die organische Verknüpfung der einzelnen Glieder, die Verdichtung des Stoffes durch schöpferische Phantasie, auch wandelt der Held der Geschichte, Heinrich Roller, zu sehr bloß beschaulich und spintisirend durch dieselbe, gerade wie der liebe, lange, blaßgesichtige Hermann Kurtz selber in den Straßen von Stuttgart umhergeht. Eine eigenthümliche, freilich nur an den Roman anstreifende Erscheinung sind die „Papiere eines geistlichen Selbstmörders“ von Adolph Weisser, eine unkünstlerische, aber in üppigster Naturschwelgerei dahintaumelnde Wertheriade unserer Tage. Man merkt es diesen Papieren deutlich an, daß sie in den halbklösterlichen Zwangsmauern des Tübinger Stifts geschrieben worden, denn der schwellende Drang einer heißen, eingeengten Jünglingsseele nach Licht, Luft, Freiheit und Schönheit tobt sich darin mit maßloser Verschwendung der Einbildungskraft aus. Willst du eine Probe, wie inbrünstig dieser jugendlichgährende Most sich zu klarer Schöne zu läutern ringt, so höre einmal zu, wenn Weisser in folgende Apostrophe ausbricht:

Natur, du jugendliche Mutter, übernimm du unter uns das Lehr- und Erziehungsamt! Lege den Säugling dir an deine Brust, laß ihn trinken zur

Genüge deine nährende Milch, röthe ihm das Blut in seinen Adern und umgaukle seine ersten Tage mit der Kindheit frohesten Spielen. Den Knaben treibe hinter dem Schmetterlinge her, laß die gebadeten Glieder in des Meeres warmem Sande ihm erstarken und lachend und vergessend laß ihn auch vom Grabe seiner Mutter die aufblühende Nelke brechen, daß er sich dieselbe an den glücklichen Busen stecke. Und vor dem Jüngling thue deine goldenen Thore auf und führe ihn in deine festlichen Säle ein, laß ihn wollüstig in deinen Grotten schlummern und in deinen geheimsten Werkstätten das heilige Feuer schüren, laß das Himmelslicht der Schönheit ihn umfließen, mit dem Regenbogen der Grazien umgürte ihn, ins Auge lege ihm deinen sternenvollen Himmel nieder und über den stolzen Nacken gieße die fließende Locke ihm hinab; laß ihn unter den krystallenen Säulen der Einbildung sich ergehen und in dem Zaubergarten der Phantasie träumend sich niederlegen, in die volle Seele lege ihm den leichtgewobenen Wasserschaum, der Aphroditens keuschen Leib umfloß, in den Arm aber schließe ihm jener glänzenden Gestalten eine, die, des blauen Aethers Töchter, in den irdischen Kranz die himmlische Blume flechten, die, Aphroditens Kinder, reizend und geschäftig uns des Glückes berauschendste Schale reichen, die uns hinausführen über des Tages breite Wirklichkeit und die heiligen Träume der Nacht uns auf die Stirne legen, die mit rosigem Finger die ganze Welt mit Purpurschein umtäuschen und alles Sein und alles Leben in der Liebe unendlichem Meere baden. Wenn aber die Zeit des Traums vollendet ist, wenn die Blüthen des Baums mit dem Hauch der Winde weiter ziehen, wenn die Früchte golden durch die Aeste schimmern und aus des Weinstocks grünem Laube in üppiger Reife die Traube dem Wanderer entgegenprangt: dann sende auch den Mann hinaus ins erstere Leben. Oeffne seinem Spaten der fruchtbaren Erde Schooß, die Perle löse ihm von des Meeres zackigem Felsenriff, leite den Strom hinab das wandelnde Schiff und zaubere ihm das edle Metall aus dem verborgenen Schacht herauf, daß er das Haar der töchterlichen Braut durchkränze mit köstlichem Gestein, die königliche Krone mit goldenem Reife ziere und mit Waffe und Schwert, mit dem nämlichen Schmucke, die männliche Seite schmücke. Zu Hause aber lasse kreisen den Becher des funkelnden Weines um den gastlichen Tisch, an die Wände des Gemaches zaubre Blumenkränze und auf der Liebe weichem Lager athme die stets jugendliche Lust. Doch wenn Gram und Sorge an die Thüre pochen und wenn böser Kummer, neidisch Lust und Freude nehmend, von den Füßen des Lagers sich nicht verscheuchen lassen will, wenn Andromache einsam und allein voll der schwersten Ahnungen weint, so laß die Thüre ihrer stillen Kammer dem männlichen Hektor nie verschlossen sein, der dem schwachen Weibe die Thräne von dem Auge küßt, und sollte das böse Schicksal ihn ereilen müssen, so laß die Stunde zuvor mit dem Helmbusch des todgeweihten Mannes lächelnd das glückliche Kind noch spielen. Oder wenn Niobe trauernd steht und im Gram das Haar sich löst und irrend das Auge nach dem entschwundenen Glücke schweift, so stelle ihr den Mann zur Seite

mit dem festen Auge und dem männlich schönen Angesichte, der stolz und hoffend sie aus der Gegenwart plattem Lande in der Zukunft selige Räume weist und tröstend bald den neugebornen Säugling an die verlassene Brust ihr legt. In des Greisen Silberhaaren aber laß die blühende Tochter spielen; die Erfahrungen und Erinnerungen seines Lebens mögen allabendlich in den süßen Schlaf ihn wiegen und am Morgen erwecke ihn der Rosen Geruch, die neckisch der Enkel junge Schar dem Schlafenden um das Lager gestreut; von dem Frühlinge, deinem schönsten Kinde, lass' die Sinne ihm verjüngen, und wenn genug der heiligen Luft genossen ist, dann sende ihm an's Lager den träumenden Genius, des Lebens süße Bürde von der Lippe ihm zu küssen und mit seiner Fackel ihm voranzuleuchten in das andere Land!

Heinrich Heine.

Erinnerst du dich? Wir saßen uns einmal in einer Gesellschaft gegenüber an einem windstillen, schwülen Abend. Da waren alte Weiber mit falschen Hüften und junge mit falschen Zähnen, auch mittelalterliche, an denen Alles falsch; da waren alte Herren mit rothen Nasen, die an ihre Whistpartie, und junge mit geschnürten Taillen und schmachtenden Locken, die an gar Nichts dachten. Die Leute gaben sich entsetzliche Mühe, sich zu amüsiren, verstummten aber allmälig, als ob sie es überdrüssig würden, so gar ordinair zu sein. Eine allgemeine Stille trat ein, doch flog da ein Engel durchs Zimmer, so war es höchstens der Engel der Langeweile. Ich glaubte seinen Bleimantel träge knittern zu hören, und sah dir an, daß dir fabelhaft öde zu Muth ward. Gar zu gern hätt' ich dich angesprochen, aber meine Liebe zu dir befand sich damals in ihrem sentimentalen Stadium, und wenn sich ein Mensch in dieser Verfassung befindet, so ist Albernheit sein Name. Das wußt' ich wohl und schwieg darum klüglich. Es war eine heillose, so recht blasirte Stimmung, die durch wasserfüchtigen Thee mit hektischen Butterschnitten keineswegs verbessert wurde. Da öffnete sich plötzlich die Thüre und ein bedeutender Mann trat herein, ein öffentlicher Charakter deines schönen Landes, mit gedankenheller Stirn, das Siegel des Witzes auf dem schönen Mund, der schon so viele Weiber geküßt hatte und in parlamentarischen Kämpfen so spöttisch, so sicher, so schneidend und siegreich das Nichts eurer Halbmänner, eurer politischen Schilfrohre an den Pranger zu stellen gewöhnt war. Es ging ein Aufathmen durch die ganze Gesellschaft: der neue Ankömmling war der Messias, welcher der Schlange der Langeweile den Kopf zertrat und für uns eine ganz neue Aera der Unterhaltung anbrechen ließ. Alle regte er an, Alle

entzückte er, die alten Damen machte er ihre Möpse, die jungen den Anzug ihrer Nachbarinnen, die mittelalterlichen die problematische Wirksamkeit ihrer Reize, die alten Herrn ihre Gicht, die jungen ihre Lorgnetten und Frisuren vergessen und mich — nun mich brachte er plötzlich zu der Einsicht, was für ein unpraktisch Ding die Sentimentalität, so daß ich beschloß, dich von Stund' an nicht mehr bloß aus der Ferne petrarkaisch anzuseufzen, und dir dann beim Nachhausegehen auch wirklich ganz einfach sagte: Mein Herz, ich liebe dich!

Sieh', meine Freundin, wenn du dir die ersten Stunden jenes Abends ins Gedächtniß zurückrufen willst, so können sie dir in politischer, socialer und literarischer Beziehung die treffendste Vorstellung jenes langweiligen Zeitraums geben, den man die Restaurationsperiode nennt. Die himmlischen Götter hatten den Vorhang vor der Weltbühne heruntergelassen und, ermüdet durch die Tragödie der Revolution und des Kaiserreichs, sich schlafen gelegt, nachdem sie ihren lieben Freunden, den Göttern dieser Erde, zuvor noch den väterlichen Gedanken eingeflößt, das Völkerpublikum müsse von dem langen Drama ebenfalls ermüdet sein und es thue ihm daher ein tüchtiger psychischer Unterthanenschlaf Noth. Ja, das Schauspielhaus der Geschichte wurde geschlossen. Die Congreßstücke, eine neue Art von Comödien mit obligater russischer Hörnermusik, die dann und wann zu Laibach, Verona und anderswo aufgeführt wurden, gab man hinter verschlossenen Thüren. Das große Publikum hatte dabei Nichts zu thun, als die Gage der Schauspieler zu bezahlen, und als man nicht umhin konnte, es zur Aufführung der improvisirten Heldenspiele „Griechischer Befreiungskampf" und „Südamerikanische Revolutionen" und „Riego's Tod" zuzulassen, trug man Sorge, die freie Aussicht auf die Bühne mit Couliffen zu versperren, welche mit deutscher Waldeinsamkeit und Romantik recht dick überpinselt waren, damit sich das liebe Publikum durch den Anblick des „Untergangs von Missolunghi" und der „Schlacht von Ayacucho" nicht zu sehr alterire. Ohne Bild: Die Politik — doch dieses hellenische Wort ist hier viel zu edel — die diplomatischen Praktiken vielmehr und reaktionären Staatskünsteleien der Restaurationsperiode strebten mit aller Macht, bald metternichisch fein, bald bourbonisch plump, dahin, die Völker in jenen Zustand schlafseligen Vegetirens, stumpfsinniger Apathie hineinzudrängen, welche das Ideal des Absolutismus ist. Es realisirte sich

auch recht ordentlich, dieses Wollen, vornehmlich in meinem deutschen Vaterland, dessen Sprache du sprichst, dessen geistige Glorie du verehren und lieben kannst, ohne gezwungen zu sein, ihm Unterthanen zu gebären. Und mit der Flauheit, Erbärmlichkeit, mit der Schneckenhäuslichkeit unserer politischen Zustände ging auch die Nichtsnutzigkeit unserer socialen, die Abgestandenheit unserer literarischen Hand in Hand. Es war da für Deutschland eine Zeit hereingebrochen, die ich mit einem Schiller'schen Ausdruck eine „confiscirte" nennen möchte. Wie das Staatsleben nach dem kurzen Aufschwung jener Jahre, in welchen die deutschen Stämme ihre Fürsten von dem Joch Napoleons befreiten, bald wieder in die unvolksthümlichsten Formen zurückgedämmt wurde, so fiel auch das gesellschaftliche Leben, nachdem es vermittelst nationaler Begeisterung einen vielversprechenden Anlauf genommen, schnell wieder in krähwinkeligen Schlendrian zurück und vergnügte sich noch einige Zeit damit, minniglich zu tändeln und sich mit altdeutschen Lappen und Lappalien zu behängen. Der Geist der Mittelmäßigkeit überschattete Germania, die aber keine Jungfrau mehr war, und sie gebar auch weiter Nichts, als eine neue Auflage der althergebrachten deutschen Spießbürgerei und Philisterei, die uns denn auch aus der Literaturgeschichte jener Periode so schauerlich angähnt. Langeweile und Mittelmäßigkeit herrschten in der Literatur wie im Leben. Der alte Goethe übersetzte aus dem Chinesischen und schrieb widerliche Speichelleckereien an hohe Personen, die romantische Schule war mit ihrem frömmelnden Spektakeln, ihrer angekränkelten Mittelalterlichkeit bereits wieder verschollen, die patriotischen Sänger aus den Jahren 1809 — 15 gestorben, verdorben, verbannt oder eingesteckt. Es fehlte keineswegs an Talenten, sogar an großen Talenten, Wilhelm Müller und Josef von Eichendorff warfen ihre schmetternden Liederraketen in die Luft, Wilhelm Hauff entfaltete das anmuthigste Erzählernaturel, Immermann, Grabbe, Platen dichteten — nein, es fehlte nicht an Talenten, wohl aber an der Stimmung, ihrer zu genießen. Die Literatur sperrte sich mit selbstbehäglicher Michelei in Taschenbücher und entfaltete da eine unsägliche Erbärmlichkeit, auf der Bühne haselirte Müllner, der famose Advokat von Weißenfels, mit seinen Schicksalstragödieen und den großen Markt der Literatur versah Clauren, das Entzücken seiner Nation, vollauf mit seinen leichten, aber mit dem Peststoff hohler Sinnlichkeit inficirten Fabrikate.

Die pariser Julirevolution machte der Restaurationsperiode ein Ende, aber die Julirevolution der deutschen Literatur datirt schon von früher, datirt von dem Auftreten Heinrich Heine's, der mit seinen „Reisebildern", deren erster Band 1826 erschien, die Polignac's und Peyronnette's unserer Literatur vom Ministertische jagte und, wenn auch nicht eine neue Sonne, so doch ein neues Morgenroth über den deutschen Dichterwald aufgehen ließ.

Ich ließ einmal drucken: In Heinrich Heine offenbart sich die tiefste Empfindung neben dem starrsten Trotz, elegische Weichheit neben männlicher Kraft, die sublimste Stimmung neben einem Witz, der fähig, selbst die unsterblichen Götter lachen zu machen. Da hat man nun diese heterogenen Eigenschaften mit dem anrüchig gewordenen Wort „Zerrissenheit" gestempelt, was kann aber der Dichter der Reisebilder dafür, daß sein Vaterland, seine Zeit kein ganzes und keine ganze, daß er ein echtes Kind Deutschlands im neunzehnten Jahrhundert ist? In der That ein Kind im wörtlichen Sinn, denn sein Gebahren ist oft das eines tollen Kindes, welches nicht weiß, daß es seine prüde Gouvernante halb zu Tod ärgert, wenn es sich im Grase wälzt und mit den Füßen wunderliche Capriolen in der Luft ausführt. Da stecken dann alle unsere literarischen Waschweiber die Köpfe zusammen und fluchen und schelten auf ihn. Er hat sich selbst einmal den Hofnarren, den Kunz von der Rosen Deutschlands genannt, hiemit sich besser charakterisirend, als alle seine Freunde und Feinde es je vermocht. Ja, der buntschillernde Hofnarr, der Kunz von der Rosen des Vaterlandes ist er, reißt ihm Witze vor, erzählt ihm holdselige Mährchen, singt ihm schmeichelnde Lieder der Liebe und sagt ihm auch wieder derb die Wahrheit. Und zuweilen verzweifelt er an seiner Hofnarrenrolle, schneidet dem alten Jehova, den die deutsche Wissenschaft jetzt zum Moloch degradirt *), höhnische Grimassen und, in diesem Augenblick sein Ideal mit den Lichtern der Poesie und des Gedankens verklärend, mißhandelt er es im nächsten mit seiner Narrenpeitsche, spuckt ihm seine Sarkasmen ins Gesicht, schleift es durch den Koth — —

Heinrich Heine ist geboren zu Düsseldorf am Rhein im Jahre 1797, der Sohn eines jüdischen Vaters und einer adeligen Mutter. Nachdem

*) Siehe: „Der Feuer- und Molochdienst der Hebräer von Daumer" und „Die Menschenopfer der alten Hebräer von Dr. Gyllany."

er in Bonn, Göttingen und Berlin, wo sich Grabbe, Uechtritz, Köchy um ihn sammelten, Hörer der Rechte gewesen, promovirte er in Göttingen zum Doktor juris. Frühe sein Genie an den Tag legend, wandte er seine Kraft, neben der Poesie, insbesondere der Politik zu, war eine Zeit lang an der Redaktion der „politischen Annalen", die in München erschienen, betheiligt. Zur Zeit des Ausbruchs der Julirevolution befand er sich auf Helgoland und als ihm die Zeitungen, welche er „wilde, in Druckpapier gewickelte Sonnenstralen" nennt, das große Ereigniß gemeldet, rief er aus: „Ich bin wie berauscht. Kühne Hoffnungen steigen leidenschaftlich empor, wie Bäume mit goldenen Früchten und wilden, wachsenden Zweigen, die ihr Laubwerk weit ausstrecken bis in die Wolken. Fort ist meine Sehnsucht nach Ruhe. Ich weiß jetzt wieder, was ich will, was ich soll, was ich muß. Ich bin der Sohn der Revolution und greife wieder zu den gefeiten Waffen, worüber meine Mutter ihren Zaubersegen ausgesprochen. Blumen, Blumen, ich will mein Haupt bekränzen zum Todeskampf! Und auch die Leier, reicht mir die Leier, damit ich ein Schlachtlied finge — Worte gleich flammenden Sternen, die aus der Höhe herabschießen und die Paläste verbrennen und die Hütten erleuchten — Worte gleich blanken Wurfspeeren, die bis in den siebenten Himmel hinaufschwirren und die frommen Heuchler treffen, die sich dort eingeschlichen ins Allerheiligste — — Ich bin ganz Freude und Gesang, ganz Schwert und Flamme!" — In dieser Stimmung ging er nach Paris und traf dort mit Börne zusammen. Beide wurden Betreffs ihrer Freiheitshoffnungen bald enttäuscht und vielleicht war diese Enttäuschung und die von ihr verursachte Verstimmung der Urgrund des nachmaligen Zwiespalts zwischen den beiden Vätern unserer jungen Literatur. Börne schläft jetzt auf dem Père Lachaise und Heine hat sich bleibend in Paris niedergelassen, halb freiwillig, halb gezwungen exilirt, zuweilen ein übergroßes Behagen an Paris und den Franzosen affektirend, oft aber auch seinem Heimweh nach Deutschland, nach deutscher Luft, deutscher Lindenblüthe, deutschem Gemüth und deutscher Dummheit in Wort und Lied wie unwillkürlich den Lauf lassend. Sang er doch noch unlängst:

Deutschland, du meine ferne Liebe,
Gedenk' ich deiner, wein' ich fast,
Der Himmel Frankreichs wird mir trübe,
Das leichte Volk wird mir zur Last.

Freilich, seine Feinde werden sagen: Heine kokettirt mit Allem, also auch mit dem Heimweh, aber betrachte einmal sein Portrait und du wirst ihnen nicht glauben. Es hat auf den ersten Anblick wenig Frappantes, es ist ein harmloses deutsches Gesicht, dem die halbgeschlossenen Augen den Ausdruck träumerischen Sinnens geben. Schlichte blonde Haare beschatten die etwas steile Stirne, die Nase ist lang und wohlgebildet, im Kinn endigt die längliche Physionomie etwas hastig, aber der schöne Mund ist so recht „minneliederlich" geformt und umkräuselt von den Arabeskenlinien des Witzes, des Sarkasmus. In neuerer Zeit soll Heine stattlich dick geworden sein, allein an diesem Dicken möchte sich Cäsars Theorie von der Gefährlichkeit und Harmlosigkeit der Magern und Fetten schwerlich als stichhaltig erweisen.

Sehen wir vorerst von Heine's übrigen Schriften ab, um die bereits mehrmals aufgelegte Sammlung seiner lyrischen Produkte, der er den Titel „Buch der Lieder" gegeben, einer ausführlichen Besprechung zu unterwerfen, zugleich mit Berücksichtigung neuerer Gedichte, die er theils in seinem „Salon" umherflattern läßt, theils in Journale verstreute.

Das „Buch der Lieder" beginnt mit den „jungen Leiden". Heine hat hier die Liebesgeschicke seiner Jünglingsjahre und die Eindrücke, welche sie ihm zurückgelassen, geschildert und meistens düstere Nachtstücke gegeben, erhellt von dem Mondenschimmer eines innigen Gefühls und durchzuckt von grellen Hohnblitzen. Da glaubt man oft die schluchzenden Klaglaute einer Nachtigall zu vernehmen, unterbrochen von dem Gejohle eines Gassenhauers. Gespensterhaft ist Nr. 7, wo ein Paar auf dem Kirchhof Hochzeit macht und vom bösen Feind eingesegnet wird. Ein köstlicher, wenn auch etwas melodramatischer, Humor durchzieht das folgende Gedicht. Da versammelt sich in der Geisterstunde eine Liebhaberschar, deren Mitglieder autokratisch das Leben verlassen haben. Ein Schneidergeselle singt:

Ich war ein Schneidergeselle
Mit Nadel und mit Scheer';
Ich war so flink und schnelle
Mit Nadel und mit Scheer';
Da kam die Meisterstochter
Mit Nadel und mit Scheer',
Und hat mir ins Herz gestochen
Mit Nadel und mit Scheer' —

und wird von einem Schauspieler abgelöst, welcher deklamirt:

Ich war ein König der Bretter
Und spielte das Liebhaberfach,
Ich brüllte manch wildes: Ihr Götter!
Und seufzte manch zärtliches: Ach!
Den Mortimer spielt ich am besten,
Maria war immer so schön!
Doch trotz der natürlichsten Gesten,
Sie wollte mich nimmer verstehn.
Einst, als ich verzweifelnd am Ende,
„Maria, du Heilige!" rief,
Da nahm ich den Dolch behende
Und stach mich ein bischen zu tief. —

Den „jungen Leiden" folgen „Romanzen", unter welchen sich das allbekannte Meisterstück „die beiden Grenadiere" findet, meiner Ansicht nach das Beste und Bündigste, was die Napoleonspoesie bisher hervorgebracht. Heine hat den echten Geist der Romanze unstreitig erfaßt, jenen Geist ergreifender Einfachheit, der ohne Wortgeklingel und Flitterprunk die höchste Wirkung erzielt. Oder wird eine solche etwa nicht erzielt z. B. durch die drei kurzen Strophen:

Es war ein alter König,
Sein Herz war schwer, sein Haupt war grau,
Der arme alte König
Nahm eine junge Frau.
Es war ein schöner Page,
Blond war sein Haupt, leicht war sein Sinn;
Er trug die seidne Schleppe
Der jungen Königin.
Kennst du das alte Liedchen?
Es klingt so süß, es klingt so trüb!
Sie mußten beide sterben,
Sie hatten sich viel zu lieb.

Sag' mir, du ferne Unvergeßliche, klingt aus dieser Romanze nicht ein ebenso wahrer Naturlaut unglückseliger Liebe wie aus Desdemona's Todesgesang?

Den Schluß der ersten Abtheilung des „Buches der Lieder" bilden die Freskosonnette an Chr. S., wirklich keck **al Fresco** hingeworfene Umrisse von unstäten Gemüthsstimmungen, Gedanken, wie sie einem ungewöhnlichen Menschen kommen, wenn er aus der Haut fahren möchte

in Eckel und Ueberdruß an den Erscheinungen und Täuschungen des Lebens, der sich zuletzt in ein höhnisches Gelächter zusammenspitzt, wie in folgendem Sonnett:

Ich lache ob den abgeschmackten Laffen,
Die mich anglotzen mit den Bocksgesichtern;
Ich lache ob den Füchsen, die so nüchtern
Und hämisch mich beschnüffeln und begaffen.
Ich lache ob den hochgelehrten Affen,
Die sich aufblähn zu stolzen Geistesrichtern;
Ich lache ob den feigen Bösewichtern,
Die mich umdrohn mit giftgetränkten Waffen.
Denn wenn des Glückes hübsche sieben Sachen
Uns von des Schicksals Händen sind zerbrochen,
Und so zu unsern Füßen hingeschmissen;
Und wenn das Herz im Leibe ist zerrissen,
Zerrissen und zerschnitten und zerstochen —
Dann bleibt uns noch das schöne gelle Lachen.

Das „lyrische Intermezzo", ursprünglich als solches zwischen den beiden dramatischen Jugendarbeiten Heine's „Almansor" und „Radcliff" gedruckt, gibt heine'sche Variationen über das alte und ewig junge Thema der Liebe. Aber hier ist durchaus kein banales Geseufze und Geküsse zu finden. Heine weiß, wie in seinen Romanzen, so auch in seinen Liebesliedern die erschütterndsten Gefühle in wenige Zeilen zu bannen. Man muß ihm glauben, wenn er seine Liebespein klagt, mit einer Strophe, oft mit einem einzigen Vers weiß er uns in seine Situation zu versetzen, die unser Herz unwiderstehlich sympathetisch stimmt und rührt, wie durch folgendes Liedchen:

Das ist ein Flöten und Geigen,
Trompeten schmettern drein,
Da tanzt den Hochzeitreigen
Die Herzallerliebste mein.
Das ist ein Klingen und Dröhnen
Von Pauken und Schallmein;
Dazwischen schluchzen und stöhnen
Die guten Engelein.

Und welcher magische Zauber liegt in den wundersamen Zeilen:

Ein Fichtenbaum steht einsam
Im Norden auf kahler Höh',
Ihn schläfert, mit weißer Decke
Umhüllen ihn Eis und Schnee.

Er träumt von einer Palme,
Die fern im Morgenland
Einsam und schweigend trauert
Auf brennender Felsenwand.

Kann jenes Sehnen, jenes unnennbare Etwas, welches selbst Platon in seiner tiefsinnigen Mythe nur unvollkommen zu enträthseln wußte, zarter und duftiger angedeutet werden? Das ist so einer der oben erwähnten Nachtigallentöne, aber ehe er noch ganz verklungen, gellt schon das Pfeifen des Spottvogels dazwischen:

Es blasen die blauen Husaren
Und reiten zum Thore hinaus:
Da komm' ich, Geliebte, und bringe
Dir einen Rosenstrauß.

Das war eine wilde Wirthschaft,
Viel Volk und Kriegesplag'!
Sogar in deinem Herzchen
Viel Einquartirung lag.

Oder:

Vor der Brust die tricoloren
Farben, sie bedeuten frei:
Dieses Herz ist freigeboren
Und es haßt die Sklaverei.

Königin Marie, die vierte
Meines Herzens, höre jetzt:
Manche, die vor dir regierte,
Wurde schmählich abgesetzt.

Ja, zuweilen torkelt die heine'sche Ungezogenheit, zum leibhaftigen Bajazzo geworden, in cynischem Behagen über die Beete seines erotischen Blumengartens hin und schüttelt die Narrenkappe und klappert mit der Pritsche und reißt Reime, wie folgende:

Sie saßen und tranken am Theetisch,
Und sprachen von Liebe viel,
Die Herren, die waren ästhetisch,
Die Damen von zartem Gefühl.

Die Liebe muß sein platonisch,
Der dürre Hofrath sprach.
Die Hofräthin lächelt ironisch,
Und dennoch seufzet sie: ach!

Der Domherr öffnet den Mund weit:
Die Liebe sei nicht zu roh,
Sie schadet sonst der Gesundheit.
Das Fräulein lispelt: wie so?
Die Gräfin spricht wehmüthig:
Die Lieb' ist eine Passion!
Und präsentiret gütig
Die Tasse dem Herrn Baron.

Sogar an das Zotenhafte anzustreifen, genirt sich Heine keineswegs, und es ist gewiß nicht die reinste Liebesquelle, sondern eine pariser Pfütze, aus welcher er Erotika folgender Art schöpft:

Diese schönen Gliedermassen
Kolossaler Weiblichkeit
Sind jetzt ohne Widerstreit
Meinen Wünschen überlassen.
Wär' ich leidenschaftentzügelt,
Eigenmächtig ihr genaht,
Ich bereute solche That,
Ja, sie hätte mich geprügelt.
Welch' ein Busen, Hals und Kehle!
(Höher seh' ich nicht genau!)
Eh' ich mich ihr anvertrau',
Gott empfehl' ich meine Seele.

Aber siehe, neben solchen exotischen Moraſtgewächsen taucht plötzlich wieder eine herrliche Wasserlilie auf und überstralt sie mit ihrem reinen Glanz und verdrängt die Erinnerung an ihren unangenehmen Geruch mit ihrem jungfräulichen Duft aus deinem Herzen:

Du bist wie eine Blume,
So hold und schön und rein;
Ich schau' dich an und Wehmuth
Schleicht mir ins Herz hinein.
Mir ist, als ob ich die Hände
Aufs Haupt dir legen sollt,
Betend, daß Gott dich erhalte
So schön und rein und hold.

Gegen das Ende des „Buchs der Lieder" begegnen wir wieder romanzenhaften Gedichten, wie das ergreifende Lied von der verarmten und verwaisten Pfarrersfamilie und die schöne, schöne Legende „die Wallfahrt von Kevlaar" mit ihrer klassischen Einfachheit, ihrem romantischen Anhauch und ihrem wunderſam ergreifenden Refrain „Gelobt sei'st du,

Marie!“ Auch aus dem Harz hat uns der Dichter den frischesten, duftendsten Romanzenstrauß gebracht, worunter die „Bergidylle“ glänzt und glüht, eine der köstlichsten Rosen deutscher Poesie. Ein finsteres Nachtbild, würdig, jener byron'schen „Darkness“ an die Seite gestellt zu werden, ist die „Götterdämmerung“, deren Schluß lautet:

Ich sehe durch den Grund der alten Erde,
Als sei sie von Krystall, und seh' das Grausen,
Das mit dem freudgen Grüne zu bedecken
Der Mai vergeblich strebt. Ich seh' die Todten,
Sie liegen unten in den schmalen Särgen,
Die Händ' gefaltet und die Augen offen,
Weiß das Gewand und weiß das Angesicht,
Und durch die gelben Lippen kriechen Würmer.
Ich seh', der Sohn setzt sich mit seiner Buhle
Zur Kurzweil nieder auf des Vaters Grab;
Spottlieder singen rings die Nachtigallen;
Die sanften Wiesenblümchen lachen hämisch,
Der todte Vater regt sich in dem Grab,
Und schmerzhaft zuckt die alte Muttererde. —
Du arme Erde, deine Schmerzen kenn' ich!
Ich seh' die Glut in deinem Busen wühlen,
Und deine tausend Adern seh' ich bluten,
Und seh', wie deine Wunde klaffend aufreißt
Und wild hervorströmt Flamm' und Rauch und Blut.
Ich seh' die Riesensöhn' der alten Nacht, —
Sie steigen aus der Erde offnem Schlund,
Und schwingen rothe Fackeln in den Händen,
Und legen ihre Eisenleiter an
Und stürmen wild hinauf zur Himmelsfeste;
Und schwarze Zwerge klettern nach — und knisternd
Zerstieben droben alle goldnen Sterne.
Mit frecher Hand reißt man den goldnen Vorhang
Vom Zelte Gottes, heulend stürzen nieder
Aufs Angesicht die frommen Engelscharen.
Auf seinem Throne sitzt der bleiche Gott,
Reißt sich vom Haupt die Kron', zerrauft sein Haar —
Und näher drängt heran die wilde Rotte.
Die Riesen werfen ihre rothen Fackeln
In's Reich der Ewigkeit, die Zwerge schlagen
Mit Flammengeißeln auf der Englein Rücken;
Die winden sich und krümmen sich vor Qualen
Und werden bei den Haaren fortgeschleudert.

Und meinen eignen Engel seh' ich dort,
Mit seinen blonden Locken, süßen Zügen,
Und mit der ewgen Liebe um den Mund
Und mit der Seligkeit im blauen Auge —
Und ein entsetzlich häßlich schwarzer Kobold
Reißt ihn vom Boden, meinen bleichen Engel,
Beäugelt grinsend seine edeln Glieder,
Umschlingt ihn fest mit zärtlicher Umschlingung —
Und gellend dröhnt ein Schrei durchs ganze Weltall,
Die Säulen brechen, Erd' und Himmel stürzen
Zusammen, und es herrscht die alte Nacht.

Ist dieß ein schauerliches Nachtstück, so gibt uns Heine dagegen in seinem Meerliedercyklus „die Nordsee" unter der Aufschrift „Frieden" eine lichthelle Vision, die uns Christus zeigt, wie er riesengroß, im wallenden weißen Gewande über Land und Meer wandelt, die rothe, flammende Sonne als Herz in der Brust, eine Vision von einer Pracht der Erfindung, einer schlackenreinen Klarheit und einer Innigkeit des Ausdrucks ohne Gleichen. Geht mir doch mit eurer sogenannten christlichen Liederkunst, geht mir mit eurer traktätelnden Drehorgelei, ihr frommen Herren Knapp, Lange, Sack oder wie ihr salbungsvollen Lämmleinsbrüder alle heißen möget, und nothzüchtigt ihr auch Tag und Nacht euren frommen Psalter, nie wird er einen Geist und Herz so wundersam bewältigenden Akkord erklingen lassen, wie des leichtfertigen Heine leichtfertiger Leier entscholl, als ihm, am Ufer des deutschen Meeres sitzend und von Seegespenstern, von seinem Liebchen, von den Göttern Griechenlands und dem Rathskeller zu Bremen singend, plötzlich das liebegroße, holdselige Bild des Menschensohnes vor der Seele aufging. — Seinen Meerliedern dankt Heine überhaupt einen guten Theil seines Dichterruhmes. Er brachte uns dadurch die ewige Poesie des Meeres wieder näher, der wir, eingetrocknet in unsere politischen und literarischen Binnenverhältnisse, gar zu lange vergessen hatten. Er tauchte seine Hand mit genialem Griff in die Wellen der Nordsee und sie wandelten sich ihm in schimmernde Liederperlen.

Das ist eben die göttliche Eigenschaft des Genie's, was es erfaßt, das gewinnt Gestalt, Farbe, Leben, sei es in Bild, Ton oder Wort. Das Talent, um doch den althergebrachten Unterschied festzuhalten, das Talent macht, das Genie schafft, das Talent bildet, das Genie zeugt.

Als vor einiger Zeit die politische Poesie, welche unsere feinen Herren Aesthetiker so gerne desavouiren möchten, zu einer unleugbaren Zeiterscheinung sich gestaltete, konnte sich Heine, durch und durch ein Sohn der Zeit, ihrem Einfluß nicht entziehen, mochte er sich auch in einem Artikel in der A. Augsb. Zeitung darüber moquiren, wie er wollte. Auch er gab sein politisch-dichterisches Votum ab, freilich mehr negirend und kritisirend, in der Weise des Mephisto Deutschlands Gegenwart und Zukunft ins Auge fassend, z. B.

Vortrefflich gehts! der Freiheit Segen,
Er reift im wohlgehüteten Haus.
Nur ruhig und sicher, auf stillen Wegen,
Entwickelt sich Deutschland von innen heraus.

Nicht oberflächlich wie Frankreich blüht es,
Wo Freiheit das äußere Leben bewegt,
Nur in der Stille des Gemüthes
Ein deutscher Mann die Freiheit trägt.

Der freie Rhein, der Brutus der Flüsse,
Er wird uns nimmermehr geraubt;
Die Schweizer binden ihm die Füße,
Die Holländer halten fest sein Haupt.

Der Kölner Dom, des Glaubens Freude,
Ein edler König baut ihn aus;
Das ist kein modernes Kartengebäude,
Kein sündiges Deputirtenhaus.

Bald wird das vereinigte Volk der Germanen
Umschlingen dasselbe Bruderband,
Dieselbe Linie von Douanen,
Die Zöllner reichen sich zärtlich die Hand.

Auch eine Flotte will Gott uns bescheeren;
Die patriotische Ueberkraft
Wird rüstig rudern auf deutschen Galeeren,
Die Festungsstrafe wird abgeschafft.

Der Frühling knospet, es platzen die Schoten,
Wir athmen frei in der freien Natur,
Und wird unser ganzer Verlag verboten,
Verschwindet am Ende von selbst die Censur.

Aber mag sich Heine gegen patriotische Hoffnungen immerhin so ablehnend und ungläubig verhalten, wie eigentlich selbst der größte Sanguiniker

im Hinblick auf die Indolenz, auf die sohllederne Unempfindlichkeit und Unerregbarkeit unseres Volkes bisweilen es zu thun gezwungen ist, mag er auch über den guten deutschen Michel mit ironischem Mitleid die Achseln zucken oder ihm meist nur die Nieswurz der Persiflage unter die Nase reiben, zuweilen loht dennoch plötzlich die Flamme deutschen Nationalstolzes, deutscher Nationalhoffnung in ihm auf und drängt ihn, Lieder zu singen, wie folgendes:

Deutschland ist noch kleines Kind,
Doch die Sonne ist seine Amme;
Sie säugt es nicht mit stiller Milch,
Sie säugt es mit wilder Flamme.
Bei solcher Nahrung wächst man schnell
Und kocht das Blut in den Adern —
Ihr Nachbarskinder hütet euch,
Mit dem jungen Burschen zu hadern.
Er ist ein täppisches Rieselein,
Reißt aus dem Boden die Eiche,
Und schlägt euch damit den Rücken wund
Und die Köpfe windelweiche.
Dem Siegfried gleicht er, dem edeln Fant,
Von dem wir singen und sagen;
Der hat, nachdem er geschmiedet sein Schwert,
Den Amboß entzwei geschlagen.
Ja, du wirst einst wie Siegfried sein
Und tödten den häßlichen Drachen,
Heisa! wie freudig vom Himmel herab
Wird deine Frau Amme lachen!
Du wirst ihn tödten und seinen Hort,
Die Reichskleinodien, besitzen,
Heisa! wie wird auf deinem Haupt
Die goldne Krone blitzen!

Heine hat also der Zeitstimmung seinen lyrischen Tribut ebenfalls entrichtet und mich dünkt, die wenigen politischen Gedichte, die bis jetzt von ihm bekannt geworden, dürften leicht unter allen der beste Ausdruck dieser Zeitstimmung sein, weil sie am prägnantesten unser Mißbehagen an den gegenwärtigen Zuständen, unsere Sehnsucht nach einer großen Veränderung ausdrücken und zugleich unser skeptisches Mißtrauen, ob eine solche Veränderung stattfinden werde. Auch wird es Heine nie passiren, daß sein politisches Singen, wie es bei so manchem unserer

poetischen Politiker der Fall ist, in hohle Phrasenmacherei ausläuft, weil er immer und überall geltend zu machen weiß, daß er „die lachende Thräne“ im Wappen führt, weil er da, wo Andere nur noch mühselig an der Krücke der Rhetorik sich hinschleppen und mit allem Pomp und Prunk ihrer Orakelei uns völlig nüchtern lassen, den Zeitinteressen vermittelst seines Humors immer wieder eine neue Seite abzugewinnen, sie vermittelst des Brillantfeuers seines Witzes immer wieder in einer neuen Beleuchtung zu zeigen weiß, was um so ansprechender ist, da fortgesetztes politisches Dichten, ohne von politischem Trachten und Thun gefolgt zu sein, sich sehr bald langweilend machen muß.

Das „Buch der Lieder“ wurde bei seinem Erscheinen von einem Mitglied der schwäbischen Dichterschule begrüßt als „ein Zauberbuch voll wundersamer und ergreifender Melodieen“ oder wenigstens mit ähnlichen Worten. Ob dieser schwäbische Dichter, seit Heine in seinem unartigen „Schwabenspiegel“ die schwäbische Schule so vornehm und ungerecht, ja perfid sogar maltraitirte, noch dieser Meinung ist, steht dahin, aber dessenungeachtet ist und bleibt das „Buch der Lieder“ in Wahrheit ein Zauberbuch voll magischer, herzenbezwingender Formeln. Es ist eine poetische That, so gut wie es Goethe's Werther, Schillers Räuber waren. Diese kurzen Liederchen schmeicheln sich trotz ihrer nachlässigen Form unwiderstehlich in dein Herz ein und während du die Klagen, die Schmerzensschreie des Dichters liesest, wähnst du zuletzt die eigene Seele aus dir singen und klagen zu hören. Er jubelt in ein paar kurzen Strophen die höchste Ueberschwänglichkeit der Liebe aus, und du sprichst bei dir: o, solchen Jubel habe auch ich schon empfunden! er malt dir in einer Zeile einen Schmerz, brennend wie ein Auge, das weinen möchte und nicht kann, und du sprichst: o, dieses Weh ist mein eigenes! Sieh', meine Freundin, das ist es, was Heine zum größten Lyriker der Gegenwart macht. Scheinbar in egoistischer Subjektivität befangen, hat er die Lust und das Leid der Mitlebenden besungen. Wer wagt es, mit krittelnder Hand an diese Dichterkrone zu tasten? Oder ist es denn wahr, daß man, um Heine zu begreifen und zu genießen, lieben muß, leidenschaftlich und hoffnungslos? —

Aus einem Sommeraufenthalt in den Pyrenäen hat Heine die neueste seiner größern Produktionen mitgebracht, den „Atta Troll“, ein wunderliches Heldengedicht oder vielmehr Bärengedicht, denn der Atta

Troll ist ein Bär, in vierundzwanzig Kapiteln. Ob es, wie Heine meint, „das letzte freie Waldlied der Romantik", bleibe dahin gestellt, mit mehr Gewißheit ist anzunehmen, daß das Prognostikon:

In des Tages Brand- und Schlachtlärm
Wird es kümmerlich verhallen —

welches der Dichter seinem Epos stellt, sich erfüllen werde; denn sein Erscheinen hat ziemlich kühl gelassen, obgleich es uns ganz und gar den alten Heine wiederbringt mit all' seiner phantasievollen Beweglichkeit, seinen wie prächtige Schmetterlinge umhergaukelnden Bildern, seinen capriciösen Launen, seiner giftigen Malice, seiner kecken und dennoch liebenswürdigen Nonchalance und Frivolität. Er läßt uns in seinem Atta Troll alle Tendenzen, Erbärmlichkeiten, Bestrebungen, hervorragenden Persönlichkeiten in Leben und Literatur, natürlich persiflirt, so recht tüchtig gepfeffert, vor den Augen vorüberschwirren und es rundet sich das Gedicht zur herbsten Satyre, besonders zur Satyre auf deutsche Zustände, obgleich Heine mit der unschuldigsten Miene von der Welt bevorwortet:

Traum der Sommernacht, phantastisch
Zwecklos ist mein Lied! Ja zwecklos
Wie das Leben, wie die Liebe!
Wittert nicht darin Tendenzen —
Atta Troll ist kein Vertreter
Von dickhäutig deutscher Volkskraft,
Und er greift nicht allegorisch
Mit der Tatze in die Zeit ein.
Nicht einmal ein deutscher Bär
Ist mein Held. Die deutschen Bären —
Schreibt man — wollen nicht mehr tanzen,
Doch auch nicht die Kette brechen.

Heine läßt nämlich seinen Helden auf dem Marktplatz von Cauterets tanzen, dann die Kette brechen und folgt ihm nun mit seinem Lied durch die Schluchten der Pyrenäen, köstliche Raisonnements von ihm mittheilend. Zuletzt wird Atta Troll durch den gespenstigen Laskaro, den Sohn einer Berghexe, getödtet und

Selb'gen Tags ward ausgebälgt
Atta Troll und ward versteigert
Seine Haut. Für hundert Franken
Hat ein Kürschner sie erstanden.

Wunderschön staffirte dieser
Und verbrämte sie mit Scharlach,
Und verhandelte sie weiter
Für das Doppelte des Preises.
Erst aus dritter Hand bekam sie
Juliette, und in ihrem
Schlafgemache zu Paris
Liegt sie vor dem Bett als Fußdeck.
O, wie oft mit bloßen Füßen
Stand ich Nachts auf dieser irdisch
Braunen Hülle meines Helden,
Auf der Haut des Atta Troll.
Und von Wehmuth tief ergriffen,
Dacht' ich dann an Schillers Worte:
Was im Lied soll ewig leben,
Muß im Leben untergehn.

Ich brauche dir nicht zu sagen, daß der Dichter, dessen „Subjektivität drängt sich vor in jedem Verse", auch in Atta Troll wieder seine Sympathieen und Antipathieen frei gewähren läßt. Da muß denn besonders Freiligrath herhalten; aber mag man diesem Dichter auch so gewogen sein, wie z. B. ich es bin, man muß eben lachen, wenn Heine von seinem Atta Troll sagt:

Finster schaut er wie ein schwarzer
Freiligräth'scher Mohrenfürst.

Auch an der schwäbischen Dichterschule kühlt er wieder sein boshaftes Müthchen, indem er die tolle Jeremiade eines auf Reisen gegangenen und von der Hexe Uraka in einen Mops verwandelten Schwabendichters mittheilt, der unter Anderm weinerlich ausruft:

Sittlichkeit ist unsre Muse,
Und sie trägt vom dicksten Leder
Unterhosen —

Ja, es ist der alte Heine und so hat er uns denn in seiner gewohnten Weise in Atta Troll ein neues phantastisches Witzspiel gegeben, durchklungen von einzelnen Herzensklängen, eine romantisch närrische Arabeske, weßhalb er auch die beste Kritik über sein Gedicht liefert, wenn er Betreffs desselben im Schlußkapitel singt:

Ist das nicht das fromme Läuten
Der verlornen Waldkapelle?
Klingelt schalkhaft nicht dazwischen
Die bekannte Schellenkappe?

In das feine Geisterlispeln
Bricht herein der Bärenbrummbaß
Dumpf und grollend, dieser wechselt
Wieder ab mit Vögelchören!

Wahnsinn, der sich klug geberdet,
Weisheit, welche überschnappt,
Sterbeseufzer, welche plötzlich
Sich verwandeln in Gelächter...

Auf Heine als Prosaiker übergehend, sollte ich dir nun vor Allem von seinem „Styl" sprechen, aber Gott bewahre mich davor, dir Langeweile zu machen. Genüge es dir, wenn ich Betreffs des Styls von Heine sage, daß er ohne Frage für die deutsche Literatur ebenso epochemachend war, wie vormals der Styl Lessings, der Styl Goethe's gewesen. Die deutsche Prosa nämlich war durch die nüchterne Nachkünstelei Goethescher Vorbilder unsäglich zäh geworden und allmälig gefroren. Börne begann diese kalte Masse mit dem jeanpaulisirenden Styl seiner ersten Periode aufzuthauen, aber erst Heine brachte sie wieder recht in Fluß. Heine's Prosa ist nicht minder bezaubernd als sein Vers. Dieses glänzende Antithesenspiel — allerdings und leider wird es oft zur Antithesenspielerei, zur Effekthascherei — dieses kokette Abspringen, diese abgerissenen Sätze, nachlässig, schlotternd einherschlendernd, aber sogleich wieder wechselnd mit Perioden von vollendeter Rundung und Straffheit, diese sich haschenden Streiflichter und Schlagschatten, diese scheinbare Verwirrung und wirkliche Harmonie, welche selbst die grellsten Dissonanzen immer wieder zu bewältigen weiß — dieser Styl, aus dem die Flöte der Liebe ebenso weich und schmelzend tönt wie die Tuba des Zornes schmetternd und drohend, muß blenden, spannen, hinreißen und festhalten.

Du fragtest mich einst: wie sieht ein echter deutscher Student aus? und ich sagte: Denke dir einen schlanken jungen Mann mit blauem Aug' und kußbegierigem Mund, mit schwarzem Sammtrock angethan und weiten Hosen, das Halstuch nachlässig umgeschlungen, am Kinn den Wallensteiner, auf dem Haupt eine Mütze, für deren Form es keinen Ausdruck gibt, ein breites, dreifarbiges Band über die Brust, in der Linken eine Pfeife, für Gargantua groß genug, in der Rechten einen knotigen Ziegenhainer, auf dem Rücken das Wanderränzchen, denke dir diesen Jüngling, wie er voll Geist, voll Poesie, voll Liebe, aber auch

voll übersprudelnder Laune, voll überschäumender Lebenslust, voll unbändiger Keckheit und Spottlust, durch Berg und Thal und Stadt und Land hinzieht, hier mit den Waldvögeln um die Wette singend, dort trunknen Auges vom Gipfel eines Berges in die weite Welt hineinblickend, bald ein Bauernmädchen küssend, bald unter einem Schloßbalkon ein schmachtendes Ständchen bringend, jetzt mit lustigen Genossen Becher und Schläger klirren lassend, dann wieder einen Haufen von Philistern mit dem herbsten Hohn, mit dem übermüthigsten Spott überschüttend, jetzt wie ein cynischer Skeptiker über Göttliches und Menschliches sich lustig machend, dann wieder eine Thräne unwillkürlicher Rührung im Auge zerdrückend, wenn er an einem Kirchhof vorübergeht und die Todtenkränze auf dem Grab eines jungen Mädchens gewahrt oder fernüber frommes Abendgeläute an sein Ohr schlägt — denke dir einen jungen Mann von solchem Aussehen und Gebahren und du hast das Bild eines deutschen Studenten vor dir. Erinnere dich an diese Worte und du wirst mich leicht fassen, wenn ich dir sage, in seinen berühmten „Reisebildern", wenigstens in den ersten Bänden derselben, ist Heine durch und durch ein deutscher Student, deren Race freilich allmälig auszusterben droht. Du weißt, in den Julitagen fochten die pariser Studenten kühn und glorreich gegen die Ordonnanzen Karls X.: der deutsche Student Heine focht mit seinen „Reisebildern" nicht minder kühn und glorreich gegen die Ordonnanzen deutscher Philisterei. Sie sind ganz und gar revolutionär, sieghaft revolutionär, diese kecken, genialen, studentenhaften Skizzen, überquellend von Witz und Poesie, während sich ein tiefes Gefühl durch sie hindurchschlingt, wie der bekannte rothe Faden durch die Tauwerke der englischen Flotte. Es ist ein Concert originellster Composition, über deren burlesken, aber stets anziehenden, Wirrwar wie stille Schwäne eine Menge der herrlichsten und zartesten Gedanken hinziehen. Wie elfenartig ist z. B., um nur einen anzuführen, der folgende? „Das Leben ist gar so spaßhaft süß und die Welt ist so lieblich verworren. Sie ist der Traum eines berauschten Gottes, der sich auf der zechenden Götterversammlung **à la française** fortgeschlichen hat und auf einem einsamen Stern sich schlafen gelegt und selbst nicht weiß, daß er alles das auch erschafft, was er träumt, und die Traumgebilde gestalten sich oft buntscheckig toll, oft auch harmonisch vernünftig — die Ilias, die Schlacht bei Marathon, Platon, Moses, die mediceische Venus, der straßburger

Münster, die französische Revolution, Hegel, die Dampfschiffe u. s. w. sind einzelne gute Gedanken in diesem schaffenden Gottestraum; aber es wird nicht lange dauern und der Gott erwacht und reibt sich die verschlafenen Augen aus und lächelt und — unsere Welt ist zerronnen in Nichts."

Drei Bücher sind es vornehmlich, in welchen sich Heine seinem Hang zum Skandal mit rücksichtslosem Eifer hingegeben, nämlich „Zur Geschichte der neuern Literatur in Deutschland", der zweite Band des „Salon" und „Ueber Ludwig Börne". Die erstere Schrift, nachmals in der „Romantischen Schule" weiter ausgeführt, bespricht die hervorragendsten Coryphäen deutscher Poesie und Wissenschaft von Goethe an bis zur Julirevolution und ist allerdings im Stande, die Ueberzeugung in uns zu befestigen, daß eigentlich nur ein großer Poet auch ein tüchtiger Kritiker sei. Freilich hat Heine nach seiner Art die romantische Schule, den Hauptvorwurf des Buches, mehr caricirt und lächerlich gemacht, als beurtheilt, aber sogar in der Caricatur weiß er noch so viel treffende Anschauung, so viel in die Augen springende Wahrheit auszuprägen, daß leicht begreiflich wird, wie hohl und nichtig im Grunde doch die ganze romantische Comödie gewesen, wie die romantische Schule doch so eigentlich nichts Anderes, als eine kränkliche Treibhauspflanze, emporgetrieben von dem Mistbeet religiöser und politischer Unfreiheit. Wenn keineswegs verschwiegen werden darf, daß die Art und Weise, in welcher er die Brüder Schlegel bespricht, eine durchweg verdammliche, ja an's Gemeine anstreifende ist, so muß auch angeführt werden, wie liebevoll er Herders und Lessings erwähnt, wie sehr er dem ehrlichen Johann Heinrich Voß Gerechtigkeit widerfahren läßt, wie dichterisch schön und kritisch wahr er über Novalis, Brentano und Arnim spricht. Der zweite Band des „Salon", zuerst französisch in einer pariser Zeitschrift erschienen, ist ein Versuch, die Franzosen in die Mysterien deutscher Theologie und Philosophie einzuweihen, und, wissenschaftlich angesehen, ein völlig mißlungener Versuch, der nur beweist, daß sein Verfasser über den Vorhof des Eleusis der deutschen Wissenschaft selber nicht hinausgekommen — aber rücksichtlich der Darstellung, der Form, ist es ein bedeutender Sieg über den deutschen Kathedaterstyl, dessen mumienhafte Kruste sich noch oft so neidisch und abwehrend um die Früchte deutschen Wissens legt. Das Buch „Ueber Ludwig Börne" ist eine 376 Seiten lange Perfidie, überhaupt das Unerquicklichste, was

Heine geschrieben, und wenn es je einigermaßen entschuldigt werden kann, so ist es nicht der Aufwand von Geist und Witz, womit es seinem verwerflichen Zweck ein schönes Kleid umzuhängen strebt, der es entschuldigt, sondern einzig und allein der Umstand, daß es, wenn auch gegen den Willen des Autors, von Börne, dem großen Todten, der an und für Deutschland starb, ein wahreres, getroffeneres und lebendigeres Bild gibt, als es irgend einer der Freunde oder Feinde desselben zu geben vermochte, daß Börne aus all' dem Skandaldunst, womit ihn Heine umzog, dennoch in seiner ganzen Eigenthümlichkeit und Größe hervortritt, unvergleichbar kenntlicher, als z. B. aus der Biographie Gutzkows. Die „Französischen Zustände" Heine's, eine Sammlung von Correspondenzartikeln in der A. A. Zeitung, kann man eine politische Studie nennen, welche die Phasen des französischen Staatslebens seit 1830 mit Scharfblick und Geschick entwickelt und deren geharnischte Vorrede zu dem Kühnsten gehört, was je in politischer Beziehung in deutscher Sprache geschrieben wurde. Die Vergleichung dieser „französischen Zustände" mit Börne's „Briefen aus Paris" kann uns die Verschiedenheit der beiden Männer, die zusammen am Eingang der neuesten Literaturperiode stehen, wie Goethe und Schiller am Eingang der letztvergangenen, deutlich nachweisen. Börne ist immer und überall Revolutionär, Politiker, Heine immer und überall Artist, Jener opfert der Sache oft die Form, Dieser der Form immer die Sache. — In seinem „Salon" bis jetzt 4 Bände, hat Heine Aufsätze gemischtesten Inhalts zusammengestellt und mit Gedichten durchschossen. Der Titel „Salon" ist gut gewählt, denn die Lektüre des Buches macht ganz den Eindruck einer geistreichen, witzigen und frivolen Salonsconversation, die sich um Musik, Theater, sogar um Wissenschaft dreht und die höchsten Ideen spielend und scherzend abhandelt. Da werden auch tolle „Memoiren des Herrn Schnabelewopsky" zu erzählen angefangen, bleiben aber zum höchsten Aerger aller prüden Seelen Fragment, wie nicht minder eine Novelle „der Rabbi von Bacharach" zu allgemeinem Bedauern Bruchstück bleibt. Die eingestreuten Gedichte sollen wahrscheinlich den weiblichen Theil der Gesellschaft repräsentiren, scheinen aber, besonders im dritten Band, aus etwas unsaubern Quartieren herzukommen, weßwegen wir bedauern, daß sich Heine zu einer solchen Genossenschaft herabgelassen, er, der mit Recht singen durfte:

Ich bin ein deutscher Dichter,
Bekannt im deutschen Land,
Nennt man die besten Namen,
So wird auch der meine genannt.

Freilich, Heine setzt eine Ehre darein, zu zeigen, daß er auch „im Koth“ heimisch ist, und wir haben eben kein Recht dazu, ihm zu verbieten, daß er sich selbst erniedrige, wohl aber haben wir das Recht, offen zu sagen, daß sein Anstreben des kolossalen Cynismus eines Rabelais meist nur ein verfehltes, verunglücktes ist. Unsere nivellirende Zeit, wie sie überhaupt alles Kolossale, sei es im Guten oder Bösen, ablehnt, lehnt auch kolossale Cynismen ab.

Schwung und Kraft der Phantasie, hinreißender Zauber der Darstellung und Diction und ein ebenso farbenreicher als schonungsloser Witz, diese Eigenschaften treten an Heine's Erscheinung am bedeutendsten hervor. Dazu rechne man die Einflüsse, unter denen er als Sohn eines Juden und einer Aristokratin erzeugt und erzogen wurde, die Eindrücke, die er als Knabe von den Nachklängen der großen Revolution und dem Drama „Napoleon“, als Jüngling von der deutschthümlichen Richtung der Jugend, von der Romantik empfing, dazu rechne man ferner das Unbehagen, die Verbitterung, die ihm als Mann die Restaurationsperiode einflößen mußte, endlich die mannigfachen Täuschungen, die er seit 1830 miterlebte — rechne man dieses Alles zusammen und man wird die sich ergebende Summe, die Erscheinung Heine's, begreiflich finden. Bei diesem Naturel, in dieser Zeit mußte er werden, wie er geworden. Wozu also mit kritikasterlichem Auseinanderklauben seiner Mängel und Sünden sich abmühen? Es ist wahr, Heine ist eine unaufgelöste Dissonanz, aber ist nicht die Jetztzeit überhaupt eine solche? Es ist wahr, etwas Krankhaftes ist in allen seinen Werken, aber es ist eben die Bläße der Zeit, von welcher sie „angekränkelt“ sind. Es ist wahr, er macht sich ganz und gar Nichts daraus, das Heiligste anzutasten, sobald es ihm morsch und albern dünkt, er sprudelt lachenden Mundes seine blasphemischen Witze hervor, aber hat er sich denn nicht selber als den Hofnarren, als den Kunz von der Rosen Deutschlands bezeichnet? Wie könnt ihr mit diesem rechten? Hier paßt weder euer moralischer noch euer ästhetischer Maßstab, denn Heine hat nie darauf Anspruch gemacht, dem einen oder dem andern zu Danke zu schreiben. Er ist offenherzig genug, euer

höchstes Sittengesetz, die Heuchelei, zu verwerfen und seine Muse ist keine der neun guten alten Jungfern, sondern

Es ist die Zeit, das strebende Jahrhundert,
An Schmerz, an Gift, an Farbenspiel bewundert. —

Dir, meine Freundin, darf ich Heine wohl empfehlen, denn geistig über alle Beschränktheit, sittlich über alle Ziererei erhaben, wirst du bald erkennen, daß seine Werke nur Knaben und Schwächlingen, fünfzehnjährigen Backfischen und alten Betschwestern gefährlich werden können — und so erfreue dich denn ihrer.

5.

Jung-Deutsche.

Du weißt, meine Theure, wir Deutsche haben kein anderes öffentliches Leben als das der Literatur, wir produziren keine andern Thaten als literarische; während andere Völker leben, denken wir, während andere Völker handeln, schreiben wir, während andere Völker genießen, lassen wir uns drucken, während sich das Bewußtsein anderer Nationen immer mehr weitet und lichtet, während sie ihrem Handel und ihrer politischen Thatkraft in den fernsten Ländern und Meeren von Tag zu Tag neue Bahnen zu suchen und zu brechen streben, rudern wir in friedseliger Michelei unser Gedankenschifflein durch den literarischen Binnensee. Die einzigen Schlachten, die wir liefern, sind Dintenschlachten, bei welchen sich gewöhnlich beide Theile gleich häßlich beschmutzen.

So konnte denn auch der revolutionäre Wellenschlag des Jahres 1830 nur einige lächerlich platzende Schaumblasen nach Deutschland herüberwerfen. Wir durften etwas weniges den berühmten Julihund Medor ob seiner wahrhaft classisch deutschen Treue bewundern, etwas weniges mit unserm sentimentalen Thränentüchlein den exilirten Streitern von Ostrolenka und Grochow die Augen auswischen, im Uebrigen aber hatten wir — — — eine literarische Hetzjagd. Die liebe gute deutsche Literatur mußte ins Mittel treten, damit jene epochemachende Zeit für uns nicht gar zu windstill vorübergehe. Plötzlich ging ein mächtiges literarisches Halloh und Hussah los. Der edele Eckart deutscher Sittlichkeit und Aesthetik, dem der Rothschild des deutschen Buchhandels statt des Renommistenschlägers, womit er früher kritisch geflunkert, die literarische Nachtwächterklapper in die Hand gegeben, that sich auf als Schildhalter des germanisch-christlichen Prinzips und klapperte vor allen Regierungscollegien und Polizeihäusern von Gefährdung Gottes und der Menschheit, von Verrath an Vaterland und Tugend, an Gesetz und Sitte, kurz er verführte den nachtwächterlichsten Rumor, der je in einem Literaturblatt

ausgekrakeelt worden ist. Es war aber bloß die altersschwache Angst, von der kühnen Jugend tüchtig aufs anmaßliche Fell geschlagen zu werden, was aus der kritischen „Lärmtrommel“ tremulirte, welches Tremuliren indessen seinen Zweck, die Sbirren polizeilicher Macht gegen geistige Neuerungen zu allarmiren, vollkommen erreichte. Man zog aus mit Spießen und Stangen, das „junge Deutschland“ zu fangen, und die erwähnte literarische Hetzjagd begann, bei welcher der deutsche Philister den Anfangs erstaunten, am Ende applaudirenden Zuschauer spielte und die damit endigte, daß ein Paar Dutzend Bücher verboten und einige ihrer Verfasser polizeilich verfolgt und gefangen gesetzt wurden.

Du wirst dir unter dem „jungen Deutschland“ etwa eine Verbindung wie die „**jeune France**“, die „**giovina Italia**“, die „junge Schweiz“ vorstellen. Weit gefehlt. Das „junge Deutschland“ war nicht einmal eine literarische, geschweige eine politische Verbindung. Die Autoren, welche man unter dieser Collectivbezeichnung begriff, kamen zu ihren Parteinamen sie wußten nicht wie, und es möchte schwierig sein, zu bestimmen, wem es zuerst eingefallen sein mag, aus den Einleitungsworten der Zueignungsepistel eines Buches von Wienbarg, aus den Worten: „Dir, junges Deutschland, widme ich diese Schrift —“, welche an die gesammte deutsche Jugend gerichtet waren, die unsinnige Folgerung zu ziehen, daß, Heinrich Heine an der Spitze, vornehmlich die vier Autoren Laube, Gutzkow, Wienbarg, Mundt, zu welchen denn auch noch Kühne gerechnet wurde, eine revolutionäre, literarische Propaganda bildeten, deren Titel: „Junges Deutschland“. Allerdings waren zwischen den genannten Männern ursprünglich der Sympathieen genug vorhanden, ihr Auftreten gemahnte an unsere literarische Sturm- und Drangperiode des vorigen Jahrhunderts und das gleichzeitige Aussprechen ihrer Antipathieen, die ebenfalls meist gemeinschaftliche, konnte wohl für einige Zeit dem Geschrei der Obskuranten von einer rebellirenden literarischen Verbrüderung Wahrscheinlichkeit verleihen. Aber der deutsche Separationsgeist zeigte, indem er die Jung-Deutschen nicht nur in divergirende Bahnen hineintrieb, sondern manche derselben geradezu in das Verhältniß der Feindseligkeit brachte, bald genug, daß eine derartige absichtliche Verbrüderung nur in dem Gehirn ihres Denuncianten bestanden. Jetzt ist jene Parteibezeichnung beinahe gänzlich verschollen, obwohl die damit Bezeichneten seither einflußreiche Coryphäen der jungen Literatur

geblieben sind, welche sich seit den dreißiger Jahren in Deutschland entwickelte.

Die Politik tritt in dieser Literatur, zu welcher sich die noch jüngere Freiheitslyrik völlig unabhängig verhält, meistens nur als ein zufälliges, durch die Julirevolution und die Schilderhebung Polens gegebenes Element auf oder insofern Börne's Einfluß hereinspielte. Die Hauptsache war die Discussion socialer Fragen, die in ästhetischem Gewande abgehandelt wurden. Die socialistischen Systeme, welche jenseits des Rheines die geistige Welt bewegten, mußten auch in Deutschland lebhaftesten Nachhall finden, wo Heine's Feder die faulen Schäden der gesellschaftlichen Verhältnisse bereits bloßgelegt und Börne mit seinem scharfen politischen Secirmesser in sie hineinzuschneiden begonnen hatte. Dazu kam ein hoffnungsvolles, bald aber wieder eingedämmtes, Flüssigwerden der während der Restaurationszeit stockig gewordenen politischen Ideen, dazu kam das immer bedeutender werdende Auftreten der philosophischen Lehre Hegels, deren kühn angewandte Begriffe auf dem Feld der Theologie so mächtige Kämpfe hervorzurufen anfingen, und in alle diese Bewegungen warfen sich die Jung-Deutschen hinein, mit keckem, theilweise genialem Griff die Zeiterscheinungen erfassend und dem Drang nach Freiheit rücksichtslos Wort und Stimme verleihend. Was aber die Gestaltung dieses Dranges zu poetischer Produktion noch insbesondere charakterisirt, ist das Verhältniß der Jung-Deutschen zu Goethe, dem Dichter-Künstler. Der tiefe Respekt, den ihnen die goethe'sche Form einflößte, verleugnet sich niemals, lehrte sie künstlerisch sich fassen, künstlerisch Maaß halten. Noch mehr: Goethe's Hellenismus, sein schön sinnlich blühendes Heidenthum erlebt in den Schriften der Jung-Deutschen eine Wiederaufnahme und Weiterbildung, bringt sie in mannigfache Conflikte mit dem Christenthum und zieht ihnen die Anklage auf Emancipation des Fleisches zu. Sie traten in der That als Anwälte der Rechte der Sinnlichkeit auf, als Verfechter der Berechtigung des Menschen zu den Genüssen der Erde, jedoch mehr vom ästhetischen Gesichtspunkt ausgehend, als von dem natürlichen und naturrechtlichen, wie er sich in jüngster Zeit proletarierisch dräuend eröffnete. Ihr Gefallen an schöner Form, an dem Weichen, Weiblichen des Menschenlebens führte sie dann auch darauf, die Frage der Frauenemancipation allseitig durchzudebattiren, und hiebei mußte natürlich das Institut der Ehe vielfach in Betracht kommen. Es wurde

da freilich manches Ueberspannte und Nichtsnutzige über das sogenannte „freie Weib“ zu Tage gefördert, im Ganzen aber müssen wir anerkennen, daß die Ansichten der Jung-Deutschen über Liebe, Ehe und das Verhältniß beider Geschlechter keineswegs von einem gemein sinnlichen Kitzel dictirt, sondern daß mancher speciellen Extravaganz ungeachtet diese Themata mit Begeisterung und Ernst von ihnen abgehandelt wurden. Noch unlängst hat einer der zum jungen Deutschland gerechneten Schriftsteller Gedanken über die Idee der Ehe ausgehen lassen, die zu schön sind, als daß ich sie dir nicht hersetzen sollte. „Mit der Aufhebung der Ehe,“ sagte er, „wird das Geheimniß der Liebe profanirt. Das Mysterium, daß zwei Naturen, von dem Reize der Gegenseitigkeit durchglüht, sich völlig als eine erfassen, dies Verhältniß engster Seelenleibeigenheit ist sachlich schon Ehe und der Rausch der Gemüther sanctionirt sich selbst, wo nur Rausch, Erfassung der tiefsten Natur und geheimste Eintracht entzückter Seelen sich findet. So ist die Ehe schon im Stoffe des Lebens da und es darf keine alberne Erfindung der Kirche genannt werden, wenn das, was im Leben sich selbst gibt, durch die Form des Sacraments in bewußter Weise zusammengefaßt wird. Eine Liebe, die der Wunsch ewiger Dauer nie durchzittert, die auch im Augenblick des innigsten Erguſſes von den Schauern der Ewigkeit nicht berührt wird, hat weder leiblich noch geistig den Moment der Hingebung verstanden, weil, wo er ganz gefühlt wird, die geheime Luſt zu einer unvergänglichen Angehörigkeit sich in ihm regt. In dieser Unsterblichkeitsluſt einer in der Gegenseitigkeit zweier Naturen bedingten Liebe liegt zugleich die Ausschließlichkeit des Verhältnisses. Wo der Reiz ewiger Angehörung nie gefühlt ist, blieb das Geheimniß der Liebe unerschlossen. In diesem Reize liegt aber das, was wir das Motiv der Ehe nennen. Die Kirche macht keine Ehen, sie gibt blos die Form für den schon an und für sich berechtigten, weil vorhandenen Inhalt, den sich die Natur der Liebe selbst erzeugt. Daß gegen diese Heiligkeit der Ehe die mannigfach beengte Leidenschaft des Menschen ankämpft, macht den bunten Wirrwar des Daseins, sowie sich denn oft eine Ehe ergibt, die der Form entbehrt, und umgekehrt weit häufiger da gar keine Ehe der Gemüther ist, wo die ehelichen Formen vorhanden sind. Wo die Form etwas Anderes ist als der Ausdruck des Inhaltes, ist sie jene Lächerlichkeit, welche die vielen Luſtspiele im Leben erzeugt. Wie sehr aber auch in unserer Zeit sich für

den Umgang der Geschlechter eine größere Elasticität erzeugen mag und muß, je mehr das Weib anfängt, ihre geistige Freiheit zu begreifen, so wird hiedurch noch auf keine Weise die Idee der Ehe aufgehoben, weil sie vielmehr auch ohne Gebot von außen in der engsten Concentration zweier liebenden Gemüther begründet liegt. Sie ist blos deßhalb eingesetzt, weil sie da ist, wird geboten, weil sie sich von selbst gestaltet. Und nicht blos bei Menschen, auch bei zarteren Naturen der thierischen Organisation ergibt sich dasselbe Phänomen. Das monogamische Verhältniß ist durchaus ein naturgemäßes und was man gewissermaßen als ein Gebot Gottes ausspricht, das birgt die Natur in ihrem keuschen, verschwiegenen Schooße als die Bedingung für das, was man Liebe nennt."

Betrachten wir jetzt die Jung-Deutschen Mann für Mann.

Für einen Jüngling von gewandtem Benehmen, der kecke Genialität mit lebenlassender Bonhommie, einen frivolen Anhauch mit unverwüstlich fidelem Humor verbindet, hat die deutsche Studentensprache die Bezeichnung „flotter Bursche". Als ein solcher flotter Bursche trat Heinrich Laube, geboren 1806 zu Sprottau in Schlesien, in die literarische Welt und hatte es nach wenigen Jahren so weit gebracht, daß er dem fabelhaften jungen Deutschland beigezählt wurde, daß man seine Schriften verbot und ihm neun Monate lang Zeit gab, hinter den Gittern der berliner Hausvoigtei über die Strafbarkeit derselben nachzudenken. Zuvor hatte er Deutschland und Oberitalien durchreist und diese Fahrt in seinen „Reisenovellen" beschrieben. Aus der Hausvoigtei entlassen, lebte er an verschiedenen Orten, redigirte Journale, verheiratete sich 1837, saß die Gefängnißstrafe, die ihm für seine schriftstellerischen Verschuldungen nachträglich wurde, unter freundlichen Verhältnissen zu Muskau ab, reiste dann nach Frankreich und Algier, woher er sein Buch „Französische Luftschlösser" mitbrachte, und lebt jetzt wieder als Redakteur der „Zeitung für die elegante Welt" in Leipzig. Er ließ 1832 den Roman „das neue Jahrhundert" erscheinen, ein gährendes, unklares Produkt, dessen Grundideen er dann in der vierbändigen Romandichtung „das junge Europa" künstlerisch zu gestalten suchte. In diesen Büchern, wie auch in seiner damaligen kritischen und publicistischen Thätigkeit, deren Früchte in seinen „modernen Charakteristiken" gesammelt sind, zeigt sich Laube überall von Heine'schen Einflüssen angeregt, vom Börne'schen Styl gehalten. Er kommt dabei aus einer liebenswürdigen, aber etwas

oberflächlichen und koketten Subjektivität nicht hinaus und alle die Männer, die er in den „Poeten", in den „Kriegern" und „Bürgern", in welche drei Novellen sein junges Europa zerfällt, auftreten läßt, sind immer Heinrich Laube selbst, nehmen das Leben möglichst leicht, genießen es ohne irgend einen Skrupel und thun dabei wenig, als etwas raisonniren. Die Weiber, mit welchen sie zusammenkommen, sind vom nämlichen Schlage, heißblutige, leichtfertige, aber allerliebste Geschöpfe, die lieben und sich lieben lassen Jahr aus Jahr ein. Dabei darf aber nicht vergessen werden, daß ein farbenheller poetischer Schmelz über der Diktion des Werkes liegt und, wenn auch nicht die Schilderung genießender Liebe, von welcher Laube so vielen Aufwand macht, so doch die Tagebuchblätter, welche der Demagog Valerius im Gefängniß aufzeichnet, schön und edel gehalten, um einen Laube'schen Lieblingsausdruck zu gebrauchen, ein „Stück" reeller Poesie sind. In seiner muskauer Zurückgezogenheit schrieb er ein „Jagdbrevier" und eine „deutsche Literaturgeschichte", über welche Produkte eben nicht viel zu sagen ist, wie auch über die Novellen „Liebesbriefe", „Schauspielerin", „Glück", die noch aus einer frühern Periode stammen, in einer Zeit geschrieben wurden, in welcher Laube, von seiner Stürmerei ermattet, nach neuen Formen der Darstellung sich umsah und diese unglücklicherweise in dem glatten Goethe'schen Kunststyl gefunden zu haben glaubte. Erst mit seiner historischen Novelle „die Bandomire", denen die kurländischen Zerwürfnisse Ausgangs des siebenzehnten Jahrhunderts zu Grunde gelegt sind, machte Laube den gelungenen Versuch, wirkliche Gestalten zu schaffen. Diese Dichtung erregt trotz des schleppenden Eingangs schon durch die Neuheit ihrer Localität Antheil und die Szenen, in welchen der kühne Bandomir sich die Braut mitten aus ihren Verwandten heraus vom Altar wegraubt und in welchen er sich mit ihr unter den Trümmern seines brennenden Väterschlosses begräbt, sind von sehniger Lebenskraft durchpulst. Die „französischen Luftschlösser" sind ein origineller Versuch, der Reisebeschreibung eine neue Bahn zu öffnen, und bieten, an die Wohnsitze der französischen Könige anknüpfend, eine Geschichte des Königthums in Frankreich von Franz I. bis Ludwig XVI. Den erstern dieser Könige hat Laube besonders gut geschildert, er ist ganz der Mann dazu, an Franz I. Gefallen zu finden und ihn poetisch zu verherrlichen. Das hat er denn auch in einem größern Werke noch gethan, in dem

historischen Roman „Gräfin Chateaubriant“, einem mit Liebe und feinsinnigem Fleiß ausgeführten Gemälde der französischen Renaissance. Mir ist Laube als Reisenovellist immer am liebsten geblieben. Freilich wären seine „Reisenovellen“ ohne Heine's Reisebilder nicht geschrieben worden, aber was thut das? Wir reisen mit dem flotten Passagier gerne in Deutschland umher, folgen ihm sogar gerne, wenn er uns in seine eintönige lausitzer Heimat führt, die er so hübsch idyllisch schildert, um unterwegs allerlei novellistische Abenteuer mitzumachen oder keck vom Zaune gebrochene Raisonnements über Alles und Jedes anzuhören und Geschichten, wie die folgende:

Es hatte ein Bauer eine Menge Jungen und er ließ sie alle in seine Wirthschaft hineinwachsen. Der jüngste Bube Marcus war nun noch übrig, der Mutter Liebling, über dessen Zukunft man noch nicht ganz einig war. Er hütete das kleine Vieh und galt für einen muntern durchtriebenen Burschen. Als der Jüngste mußte er bei Tische das Gebet und den Segen sprechen, und da er eine klare tüchtige Stimme hatte, so that er das selbst zur Zufriedenheit des strengen Vaters. Dieß war's vielleicht, was die Mutter darauf brachte, ihn dem geistlichen Stande zu widmen.

Marcus war schon mehrere Jahre im Kloster, als er eines Tages am Klostergarten ein frisches schönes Bauermädchen vorübergehen sah. Sie gefiel ihm sehr und er rief ihr zu. An der hohen Mauer des Gartens nämlich war tief im Dunkel von hohen Bäumen ein altes offenes Fenster, was Wenige kannten, weil es ganz mit Epheu verwachsen war. Das Mädchen stand still, und als sie mit Mühe erkundet, woher der Ruf komme und daß es ein Geistlicher sei, der zu ihr gesprochen, trat sie näher. Sie erkannte Marcus und ward roth. Er erkannte sie auch, denn es war die kleine Clara aus seinem Dorfe. Sie reichten einander die Hände und das Mädchen kam oft wieder. Damit ihre Gespräche über Jugenderinnerungen nicht auffallen möchten, bat Marcus die Clara, ihre Geschäfte so einzurichten, daß sie Abends nach der Vesper vorüberginge. Und Clara richtete ihre Geschäfte so ein. Sie hatte auch Nichts dawider, als Marcus eines Abends die Epheuranken auseinanderschob, den Kopf und einen Arm herausstreckte und sie küßte; denn das Küssen gefiel ihr. In müßigen Stunden verfertigte Marcus im Schatten des Klostergartens eine kleine Leiter, und weil das Küssen durch das Fenster hinab so unbequem sei, bat er das Mädchen heraufzusteigen, im Klostergarten sei weicher Rasen, da sitze sich's sehr schön. Und Clara stieg herüber und sie setzten sich auf den Rasen und es kamen schöne warme Nächte, deren die Jugend allerwege sich freut.

Marcus wurde in eine große Stadt versetzt. Dort machte er viel Glück und war ein gesuchter Beichtvater; er sprach salbungsvoll und wußte zu ver-

geben. Er ward ein renommirter Geistlicher und stieg von Stufe zu Stufe. An einem schönen Kirchenmorgen ließ ihn eine hohe verschleierte Dame ersuchen, ihre Beichte anzuhören. Sie sprach viel von der Erregbarkeit ihres Herzens und daß sie unwiderstehlich zur Liebe getrieben werde. Prälat Marcus versicherte ihr, das sei ganz in der christlichen Ordnung und durchaus keine Sünde. Darauf erwiderte sie, ihre Neigung richte sich dahin, wo Gott allein Ansprüche zu machen habe. Der Prälat meinte menschenfreundlich, der liebe Gott erlaube den Menschen, Alles zu lieben, und verlange in seiner grundlosen Gnade keine Privilegien. Auf diese demokratische Aeußerung erhob sich die Dame seufzend und ging. Aus Versehen ließ sie ihr Taschentuch auf dem braunen Brett am Beichtstuhl liegen. Der Prälat griff in Gedanken nach dem Taschentuch. Es fiel ihm ein Zettelchen daraus in den Schooß, darauf stand: „Heiliger Marcus, ich bete dich an allnächtlich um die elfte Stunde an der großen Pforte des bischöflichen Gartens." Marcus war ein kluger Mann und in einem Mantel gehüllt stand er um elf Uhr an der Gartenpforte und sagte der verhüllten Gestalt, sie habe ihr Taschentuch heute im Beichtstuhl vergessen, und wenn sie's nicht übel nehme, so möchte er ihr selbiges einhändigen. Sie flüsterte ihm zu, daß sie das durchaus nicht übel nehme, und reichte ihm die Hand. Es war eine feine warme pulsirende Hand, die ihn in einen Seitenflügel des bischöflichen Palastes leitete. Im Zimmer ankommend warfen beide Theile die Mäntel ab und lachten sehr. Der heilige Marcus küßte lächelnd die leitende Hand und sie setzten sich nieder. Selbige Dame war die Nichte des regierenden Bischofs und wenn sie Mittags dem Onkel einen Fasanenflügel zerlegte, so erzählte sie immer eine rührende gottesfürchtige Geschichte vom Prälat Marcus, wie er die Familie des Bischofs leidenschaftlich verehre und die christliche Liebe bis aufs Aeußerste treibe. Prälat Marcus wurde immer öfter zu Tische gebeten, und wenn der Bischof, ein alter, schwacher Mann sich zurückzog, so promenirte er noch mit der menschenfreundlichen Nichte in den tieferen Gemächern umher und erzählte ihr, wie er in seiner Jugend Rohrpfeifen geschnitzt und die Honigschnitte außerordentlich geliebt habe. Die Nichte des Bischofs galt im Stillen für dessen Tochter und hatte die weißeste bischöfliche Haut, ein römisches Blut und Feuer und zwei große alleinseligmachende päbstliche Augen — des Prälaten Geschichten und Promenaden in den tieferen Zimmern kamen immer ins Stocken, obwohl er sonst gut zu reden wußte. Er sagte immer, sein bischöfliches Beichtkind sei daran schuld, die Kirche habe ihm aber, Gott sei Dank, die Macht gelassen, zu absolviren. Und Marcus war in jener Zeit reich an nachsichtiger Liebe und Absolution.

Durch den guten Onkel der noch bessern Nichte war Marcus Bischof von Salzburg geworden. Der Onkel war todt und die traurige Nichte meinte, hinter den Bergen von Salzburg könne sie ihren großen Schmerz besser verbergen. Einen starken Schleuderschuß von Salzburg, in einem der vielen umherliegenden Thäler baute ihr Marcus aus zarter Erkenntlichkeit ein schönes Lustschloß und erschöpfte sich dabei in den herrlichsten Anlagen, namentlich

mußte das Wasser allerlei Kunststücke machen und das Schloß wurde deßhalb Hellbrunn genannt. Bischof Marcus galt übrigens in Salzburg für einen großen Freund der Natur, denn der bischöfliche Wagen fuhr alle Tage nach Hellbrunn. Eines Tages trat ihn ein nicht mehr ganz junges Bauermädchen an, als er aus dem Wagen stieg. Man sah es, daß sie einst sehr hübsch gewesen sein müsse, und der Bischof schien genau zu wissen, wie lange das her sei; er war sehr herablassend, obwohl die Dirne sehr trotzig that. Sie erhielt eine Anstellung in des Bischofs Wirthschaft und spielte eine ziemlich trotzige Rolle in seinem Hause; ja diese Clara galt bei vielen für die Hauptperson in der Diöces. Einst hatte er ihr Etwas abgeschlagen und sie polterte Unglück verheißend im Hause herum. Es war schöne warme Sommerzeit, der Herr Erzbischof befand sich eben zum Besuch in Salzburg und der sonst so freundliche Mann ward nach einigen Tagen seines Aufenthalts sehr ernst und wortkarg. An der Tafel beim Bischof Marcus sprach er fortwährend von einem enthaltsamen, nüchternen Lebenswandel, wies die besten Schüsseln und Flaschen von sich und klagte bitterlich, wie das Fleisch in der Kirche immer dreister würde. Bischof Marcus war sehr verstimmt und fuhr gegen Abend hinaus nach Hellbrunn, um bei der stillen Nichte wieder auf andere Gedanken zu kommen. Bald nach ihm stieg der Erzbischof auch in seinen Wagen und auch Clara hatte zwei Ackerpferde vor den Küchenwagen spannen lassen und Beide fuhren ebenfalls Hellbrunn zu.

Bischof Marcus pflegte an warmen Sommerabenden mit der stillen Nichte in den schönen Gartenanlagen zu verweilen, namentlich war es eine dunkle Grotte mit weichen schwellenden Moosbänken, in welche sie sich gewöhnlich zurückzogen, um die Sorgen der Welt zu vergessen; die Nichte ging wegen der Wärme nur sehr leicht gekleidet und der Bischof, für ihre Gesundheit besorgt, streichelte ihr den weißen römischen Nacken und Busen und legte ihren vollen Arm in sein Gewand, damit sie sich nicht erkälte. Diese Besorgniß steigerten sich, je länger sie in der Grotte saßen, die Nichte lachte aber immer dazu. Plötzlich wurden sie durch ein rauschendes Wasserbrausen aufgeschreckt. Marcus war von Jugend auf anstellig und schlau gewesen. Er begriff schnell, was das Wassergeräusch bedeute, warf sein weites Gewand über die Nichte, kniete nieder und drückte seine Hände auf den Boden. Sogleich begannen dicke Wasserstralen nach allen Seiten am Eingang der Grotte hervorzuspringen und den Zugang brausend zu sperren, das Geräusch wurde immer lauter. Mitten im Garten aber standen der Erzbischof und Clara, und aus allen Wasserspiegeln, aus dem Munde aller Statüen, aus allen Steinen brausten Wasserströme über das Paar, heftig versuchte es Clara, den Erzbischof weiter fortzuziehen, und deutete auf die wasserschäumende Grotte, der breite, völlig durchnäßte Erzbischof versuchte es, noch einige Schritte vorzudringen. Als er aber eben mit einem flüchtigen Blicke des knieenden Bischofs inne wurde, schüttelte eine kolossale Steinfigur eine breite Wasserflut über ihn. Der alte Mann war erweicht, eilte, so schnell es seine Kräfte erlaubten, zurück und

erhob ein klägliches Geschrei über Hexen- und Zauberkünste. Clara, fortwährend hinter ihm, beschwor ihn, bis zur Grotte vorzudringen. Umsonst. Am Eingang des Gartens fiel er halbtodt seinen Dienern in die Arme und konnte kaum noch lallend den Befehl ertheilen, Clara als eine Hexe zu verhaften. Am andern Tage starb er in Folge der jähen Erkältung. Er hatte kaum noch Zeit gehabt, den Bischof Marcus wegen eines unziemlichen Argwohns um Verzeihung zu bitten und seine Frömmigkeit in Augenblicken der Versuchung den Anwesenden zu empfehlen. Clara ward den geistlichen Gerichten überantwortet und wegen Verleumdung einer geheiligten Person und wegen zauberischer Künste im Inn ersäuft. Der Bischof aber kam in den Ruf noch größerer Tugend, welche selbst über teuflische Hexenversuche den Sieg davon trage, und alles Volk in und um Salzburg nannte ihn den sittigen Marcus. So hat die Kirchengeschichte seinen Namen als Marc Sittich überkommen.

Noch öfters in den Controversen Betreffs des „jungen Deutschlands“ genannt, dessen willkürlich geschaffener Begriff sich zuletzt hauptsächlich an seine Person heftete, ist Carl Gutzkow, 1811 zu Berlin geboren, einer der strebsamsten, rastlos thätigsten Autoren der Gegenwart. Mit einem rühmlichst errungenen theologischen Preis seine studentischen Lehrjahre beschließend, ward durch den Ausbruch der Julirevolution sein lebhafter Geist plötzlich auf Felder hingewiesen, welche von den durch die Katheder weisheit angebauten weit ablagen. Er ward seines schriftstellerischen Berufs sich bewußt, aber, und das ist für Gutzkow charakteristisch, er begann den Drang seines Innern nicht positiv und phantasirend auszusprechen, sondern negativ, kritisch, polemisch. So zeigt also schon sein erstes Auftreten, wie es in seinem „Forum für Journalkritik“ erscheint, daß in ihm der Kritiker das Ursprüngliche, der Poet erst das Hinzugekommene, Gewordene ist. Indessen legte er doch schon kurz nachher in seinen „Briefen eines Narren an eine Närrin“ nicht allein von seinem scharfen kritischen Talent, Ideen und Erscheinungen der Zeit zu erfassen und zu handhaben, sondern auch von dem poetischen Vermögen Proben ab, das Schneidende, Verwundende derselben mit den Blumen und Ranken der Phantasie mildernd zu verhüllen. Wer weise sein will, ruft er aus, der werde ein Narr in dieser Welt. Wie ein toller Sänger zieh' ich durchs Land und singe Lieder mit entsetzlicher Stimme und schlage dazu Töne, lachend bald, bald weinend. Hier lärm' und donnr' ich, rede wie in Aprilschauern dort und dann wieder wie Frühlingsglanz und Sonnenwärme. Diese jugendfrischen närrischen Briefe werden immer eins der besten Produkte Gutzkows bleiben. Wie ein Bachante des Gedankens

durchschwärmt er darin alle Gebiete des Wissens und tastet mit den Fühlhörnern seines Herzens an alle Seelenzustände. Am unzulänglichsten sind seine Rapsodieen, wenn sie die Politik berühren, am tiefgehendsten, wenn sie an socialistische Fragen anstreifen, am liebenswürdigsten da, wo der Verfasser einzig und allein der Phantasie sich vertraut und sich begnügt, ihre Offenbarungen ohne dialektische Zuthat in seinen glänzenden Styl zu fassen. So schreibt z. B. sein Narr einmal an seine Närrin:

Ich will dir die drei Hauptverwandlungen meines Lebens vorführen. — In der Zeit der Reifröcke und Perrücken geboren, trug ich mich doch immer à l'enfant und ging offen in meiner nackten Schönheit. Ein tausendfach gefaltetes Gewand war die Welt in meiner Jugend. Schon früh hatt' ich den Muth, es an seinen Enden zu ergreifen und es faltenlos zu ziehen. Ich glich einer Blume, aber gedörrte gelbe Blätter machten meine Blüthenkapsel. Ich konnte nicht einmal meine eigene noch verschlossene Herrlichkeit betrachten, nur ahnen. Da brach endlich die lästige, morsche Hülle und die verschämte Glut meiner entfalteten Pracht durfte sich frei in den flimmernden Wellen des Lichtes baden. Die Vorurtheile meiner Zeitgenossen, die ihnen anerzogene Bildung erfüllten mein Herz, das nur für das Wohl der Menschheit schlug, mit tiefster Wehmuth. Vergebens rief ich in die Salons meine ernsten Warnungen; noch waren sie zu schwach, das Geräusch dreist ausgesprochener Lügen zu übertäuben. Darum trat ich an die Wiege der Unmündigen. Aber auch hier mußt' ich erst die geschwätzigen Ammen mit ihren Mährchen und albernen Erfindungen vertreiben, ehe ich die bedrohte Unschuld in die Einsamkeit der abgelegenen Natur retten konnte. Das süße Lallen der Kleinen flößte in die Empfindungen meines Herzens die innigste Wärme. Ich glaubte, in einem Paradiese zu leben, in dem die Schlange der Verführung nicht wäre, aber ich stand nur wie eine Cyane unter reifen, überreifen Aehren. Ich glaubte, wie der göttliche Gesandte von der Höhe Nebo in ein gelobtes Land zu sehen, wo nur Milch und Honig flösse, und es war nur Blut, das die Schar meines Volkes erwartete. Hab' ich es aber ahnen können, daß ich es war, der die Völker in die Thäler des Schreckens führen half! Daß ich meine Blumen zusammenbrachte, nur um ein Schaffot zu errichten! So wahr man mich damals Rousseau nannte, mein Herz wollte nur das Beste.

Ich stieg die Ufer des Genfersee's entlang auf die höchsten Gipfel der Alpen und machte sie zu meiner Sternwarte. Millionen Sterne tauchten aus der blauen Himmelsdecke, die wie ein Baldachin über die schlummernden Erdbewohner ausgebreitet war. Mein lauschendes Ohr vernahm die Seufzer, die der beängstigten Brust so vieler Dulder entfuhren. Sie rannen zu einer großen Blume zusammen, die ihre Blüthenblätter sehnsüchtig in die Seite des Himmels streckten. Sie flehten nach Linderung der Leiden, nach kühlendem

Thau und fanden Beides in ihren eigenen Thränen. Engel stiegen eine wie Harfensaiten klingende Himmelsleiter herab und flochten einen großen Blumenkranz, den sie rings um die Eiszinken der Alpen wanden. Heil — sangen sie und es tönte lieblich wie Flöte und Glockenklang — Heil allen müden Lebenspilgern! wir führen sie an die Quelle der ewigen Genesung! Sie haben ihr Leid verloren, denn über unsere Sänge haben sie es vergessen. Ich stieg hinab in die Thäler und die Menschen verehrten mich wie einen Propheten Wenn sich mein Geist in blitzende, leuchtende Stralen spaltete, so war ich Regenbogen und Sonne zugleich, Wärme so gut wie Licht. Gern sah ich in die Kreise des menschlichen Lebens, auf die sonst der Stempel des Gewöhnlichen gedrückt ist. Aus den tiefsten Schachten einer reinen Gemüthswelt sah ich reines Gold blinken. Mit dem Zauberstabe meiner sanften Rede führte ich die Engel, die der irdische Glaube der Menschen in den Hütten der Unschuld und ungezwungenen Sitte unsichtbar gemacht hatte, wieder hinein in diese Wohnungen des Friedens. Wie grünende Inseln schwammen meine Gedanken lange unentdeckt auf den Gewässern meiner Zeit. Nur verirrte Schiffer oder ein Unglücklicher, dessen letzte Rettung ein erhaschtes Boot gewesen, fand sie. Dann labte er sich an dem süßen Quellwasser, das aus meinen dunkeln, heimlichen Grotten floß, an den fröhlichen, muntern Tönen geschwätziger Waldbewohner. Aber oft hat sich in einer Welt voller Flachheit und Entartung die Unschuld mit scharfem Stahl gewaffnet, so hab' auch ich die dunkeln Schatten meiner Zeit mit Feuerlilien vertrieben. Meine Frühlinge keimten meist nur aus Asche, wie aus den Lavaströmen des Vesuvs die Thränen Christi keimen. Die Biene war mein Symbol. Schwärmend voller Lust im weiten Raume, den süßesten Staub aus allen Blumenkelchen saugend, aber auch stechend den, der den Heiligthümern, deren Dienst mein Leben geweiht war, nicht mit frommer Scheu nahete. Damals hieß ich Jean Paul.

Ist die Welt eine Schöpfung deines Gedankens oder hat sie nur deinem Gedanken Licht, deinen Gefühlen Wärme gegeben? Wenn du eine Blume an den Quell eines Stromes in die Flut warfest, hast du sie noch da, wo sie ins Weltmeer trieb, duftend und schön gefunden? Wenn die Welt verlangt, daß wir die Herren unserer Einbildung seien, fühlen wir, daß wir ihre Sklaven sind. Wenn einst himmlischer Seelenfriede mein Traum war, jetzt welch' ein Erwachen! Die Liebe soll die Zauberformel sein, die uns die Hölle in den Himmel verwandelt. Liebe! Liebe ist die Frucht der Eitelkeit. Hört sie nicht auf, Liebe zu sein, wenn sie Treue wird? Ehe! Sie ist ein Institut des Staates, das Gefühl der Hinfälligkeit, künftigen Schwäche, und Verlassenheit ihre Grundlage. Religion! Es gibt einen Gränzstein, wo sie Lüge wird, wo ist der? Auf welcher Station bin ich noch im Gebiete Gottes, auf welcher schon im Gebiet des Teufels? Solche Fragen nannte meine Zeit Zweifel, Doktor Faustthum. Sie beklagte mich, daß ich nur an der Vorhalle zum Tempel des Verständnisses der Welt stehen geblieben sei. Welch thörichter Glaube! Theilweis Haltbares fassen die Menschen zusammen und lassen sich

dadurch in ihren Handlungen bestimmen. Viele halbe Wahrheiten zusammengenommen geben ihnen zuletzt die vollkommene Wahrheit. Wenn ich an der Vorhalle des Heiligthums, wo meine Zeitgenossen anbeten, schon meine Hand in ein Becken tauchen muß, um mich mit magischem Wasser zu segnen, so wag' ich auch keinen Schritt weiter, bleibe draußen und bete lieber die todten Steinbilder an, die vor dem Eingange Wind und Wetter getrotzt haben. Einst ließ ich mir einen Schädel als Pokal zurichten und hab' aus ihm die reine ewige Luft des Lebens getrunken. Das nannte man bizarr und rechnete mich unter jene kleinen Geister, die sich die Welt als Widerstand ihres Willens dichten, um nur unter den Titanen aller Zeiten **mit**genannt zu werden. Dann floh ich meine Heimat. Die schwachen Nerven meiner Zeitgenossen wollen gesehen haben, daß ich von den brennenden Fackeln meiner Reue unstät getrieben würde. Ich hab' es wohl tiefer, als man geahnt, selbst gefühlt, daß ich in mir keinen Frieden fand; aber ich sah, daß der Geist dieser Zeit in eben solchem Drange sich selbst verfolgte, was konnte mir größern Trost gewähren? Ich weiß, daß das Buch des Lebens nie mehr enthält, als was wir hineinschreiben, daß der die Zeit verstand, der seinen Geist zu dem ihren machte. Wer jede Stunde benutzt, hat einen Tag genossen, auch Jahrhunderte bestehen nur aus Tagen. Mein junges Leben hab ich mir in Augenblicke getheilt, und wenn mir jeder dieser Augenblicke einen Freudenbecher an den Mund setzte, so hab' ich ihn getrunken. Verstand ich also nicht mich, nicht meine Zeit? Weil ich aber nie rechte Entzückung empfunden, so starb ich an der ersten, die ich empfand. Ich starb im Morgenroth eines schönen Tages, sah noch die aufgehende Sonne der Freiheit und ganz Europa erfüllte die traurige Kunde, Lord Byron sei zu den Todten gegangen.

1833 nach Stuttgart gekommen, knüpfte Gutzkow ein kurzandauerndes Verhältniß mit Menzel, kritisirte, schrieb Novellen, worunter „der Sadducäer von Amsterdam" als ein novellistisches Meisterstück sich hervorthut, und ließ den Roman „Maha Guru, Geschichte eines Gottes" drucken, dessen Held jene menschliche Gottheit, welche in Tibet angebetet wird und den Titel Dalai Lama führt. Hier hatte Gutzkow Gelegenheit, positives Vermögen zu bewähren und bewährte es, die tibetanisch-chinesische Welt ist uns hier in einer Reihe bis ins Feinste ausgearbeiteter Genrebilder nahegerückt und wir werden ohne alle Anstrengung heimisch in diesen fremdartigen Umgebungen, ästhetisiren und kritisiren mit der eleganten Chinesin Schüking, thun erheiternde Blicke in die tibetanische Hierarchie und lieben und leiden mit der schönen Gylluspa. Daß die ganze Dichtung ein feiner Spott über europäische Zustände durchzieht, thut ihr keinen Eintrag, denn dieser Spott tritt nie störend hervor,

sondern läuft nur als da und dort hervorschimmernde Arabeske mit. Schade, daß der Dichter sich nicht bemühte, im Leser die Spannung länger zu erhalten; gegen das Ende des zweiten Bandes zu verspürt man nicht nur Kälte, sondern sogar Etwas wie Langeweile. Es ist dieses überhaupt ein Mangel von Gutzkows Schriften, der Anfang verspricht meistens mehr, als der Ausgang hält. Nachdem er seine trefflichen Charakterskizzen bedeutender Mitlebenden unter dem Titel „Oeffentliche Charaktere“ gesammelt, gab er die Tragödie „Nero“, durchaus kein regelrechtes dramatisches Gedicht, sondern nur eine Aneinanderreihung dramatischer Szenen, aus denen uns die Greuel abgelebter römischer Cäsarenwirthschaft wie eine „kalte Hölle“ anstarren, der Moder der in Fäulniß übergehenden antiken Welt uns andunstet und in denen, was noch spaßhaft und komisch dazwischen hineinklingt, als eine bittere Satyre auf unsere eigene Zeit uns erschreckt. Gutzkow greift wie mit Behagen in den Knäuel von Verruchtheit und Blasirtheit, welcher ihm zum Vorwurf dient, hinein und bildet Szenen, wo am Ende die übersättigte Wollust in krankhaft grausames Gelüste überspringt. Mit seiner „Wally, die Zweiflerin,“ gab Gutzkow 1835 das Signal zu Menzels Angriffen auf die junge Literatur. Dieser Roman selbst ist unbedeutend und brachte, obgleich mehr eine ästhetische Sünde als ein moralisches Verschulden, seinem Verfasser zu Mannheim eine dreimonatliche Haft, während welcher er sein Buch zur „Philosophie der Geschichte“ schrieb, dem bald mehrere publicistische und kritische Arbeiten folgten, die durch Gediegenheit des Inhalts und Vollendung der Form selbst den Gegnern imponirten, hier aber nicht aufgeführt zu werden brauchen, indem es genügt zu sagen, daß Gutzkow keine wichtige öffentliche Frage vorübergehen ließ, ohne sein gewichtiges Votum darüber abzugeben. Der dichterischen Hervorbringung wandte er sich wieder zu durch den Roman „Seraphine“ und verschaffte sich dann durch den Roman „Blasedow und seine Söhne“ auch in die größere Lesewelt Eingang, der er durch seine mehr philosophische, debattirende Richtung bisher ziemlich fern geblieben. Noch näher als mit diesem Roman, den er einen komischen nennt und der leider schon gegen seine Mitte zu wieder in trockenes Raisonnement verläuft, trat Gutzkow dem größern Publikum durch sein Journal „Telegraph für Deutschland“ und hat es endlich in neuester Zeit durch seine dramatischen Arbeiten, von denen, wie von den dramatischen Bestrebungen der Jungdeutschen

überhaupt, in einem spätern Briefe noch die Rede sein soll, mehr als je für sich gewonnen. Diese dramatischen Arbeiten Gutzkows geben einen neuen schlagenden Beweis von der Elasticität, von der Entwicklungsfähigkeit seines Talents, und in Wahrheit hat es noch wenige Autoren gegeben, die schon so viele Entwicklungsprozesse siegreich durchgemacht, ohne Ermattung kundzugeben. Gutzkow erinnert vielfach an Lessing, aber um ein Lessing unserer Tage zu werden, gefällt er sich zu sehr darin, bloß Experimente mit seiner Zeit anzustellen, es geht ihm jene humane, prophetische Vorausorge für die Zukunft ab, die dem großen Bibliothekar von Wolfenbüttel eigen. Seine Poesie anlangend, so dominirt in ihr allerdings der Verstand, welcher aber Wärme der Erfindung und Nachdruck der Begeistrung keineswegs ausschließt, wie man schon hat behaupten wollen. Wenn Gutzkow im Stande ist, und er ist es, Welt und Menschen in wahrhaft poetischen Reflexen zu zeigen, wer kann Etwas daran auszusetzen haben, daß sein Verstand die beleuchtende Fackel hält? Gegen den Vorwurf der Herzlosigkeit, des Vorherrschens eines bloß bitter-sarkastischen und kritisch-polemischen Witzes auch in seinen dichterischen Schöpfungen hat er sich genügend gerechtfertigt, wenn er äußerte:

Ihr sagt da wohl, ich hätte
Nicht Herz und nicht Natur,
Und haft' an euch als Klette
Durch meine Stacheln nur.
Nur ewig Mittagsschwüle,
Saharasonnenbrand —
Nie sanfte Abendkühle,
Kein sanfter Druck der Hand.
Ich gleiche wohl dem Feuer
Sanct Elmo's auf dem Meer,
Das Keinem recht geheuer,
Niemanden Führer wär'.
Ich könnte Tempel spinnen
Und drehen aus Asbest,
Doch keine Hütte, drinnen
Sichs ruhig schlafen läßt.
Doch, wo soll ich sie finden,
Die Liebe, die ihr wollt?
Wie kann ich den verbinden,
Der unversöhnlich grollt?

Wie kann den Arm ich legen
Um eure Schultern hin;
Mit Blumen euch umhegen,
Da auf der Flucht ich bin?
Wenn wo auf den bestäubten
Landstraßen Ruh' ich fand,
Liegt mir mein Schwert zu Häupten,
Der Griff hart an der Hand.
Nehmt meinem Wort die Fessel,
Gebt ihm das Echo frei;
Dann find't sich wohl ein Sessel,
Ein Trunk, ein Scherz dabei!
Das ist des Sklaven Ehre:
In sich verschlossen sein.
Dem Krieger rollt die Zähre
Still in den Bart hinein.

Ein Mann von Geist und Herz, ein Publicist von nachhaltigster Energie, unterrichtet und charaktervoll, ist Ludolf Wienbarg, geboren 1802, dem nur unsere Zustände es verwehrten, eine journalistische Macht zu werden. Ihn einen Poeten zu nennen, dazu berechtigen nicht so fast seine spärlichen dichterischen Leistungen, als vielmehr der grundpoetische Zug, der, erfrischend wie die Meerwinde seiner holsteinischen Heimat, durch alle seine Arbeiten geht, und lägen ihnen auch die trockensten Stoffe zu Grund. Ihn zu dem jungen Deutschland zu zählen, fanden abgeneigte Kritiker und Regierungen vornehmlich durch seine Schriften „Aesthetische Feldzüge" und „Wanderungen durch den Thierkreis" sich bewogen. Die „ästhetischen Feldzüge" enthalten Vorlesungen, welche Wienbarg 1833 an der Universität Kiel hielt und in welchen er sich bemühte, die Welt- und Kunstanschauung der jungen Literatur wissenschaftlich zu begründen und auszuführen, während die „Wanderungen durch den Thierkreis" eine Reihe vermischter, poetischer und publicistischer Aufsätze enthalten. Er hatte um seiner, in diesen Büchern ausgesprochenen, Ansichten willen Vieles zu leiden. Es schien, erzählt er, als wenn nicht allein meine Schriften, sondern auch meine Person in Deutschland verboten werden sollte. Aus Frankfurt verwiesen, ging ich nach Mainz; aus Mainz verwiesen, ließ ich mich in Nieder-Ingelheim nieder; von hier vertrieben, reiste ich nach Cassel ab, wo mir nach vierwöchentlichem Aufenthalt ebenfalls die Weisung ertheilt wurde, die Stadt zu räumen, bis ich

endlich in meinem Geburtsort Altona die Erlaubniß erhielt, deutsche Luft zu athmen. Müde geworden in nichtresultirenden journalistischen Kämpfen, geht er nach Helgoland, in den Wellen der Nordsee sich Leib und Seele zu erfrischen, und schreibt dort sein „Tagebuch auf Helgoland". Gegenwärtig lebt er in Hamburg und es sind noch von ihm erschienen „die Dramatiker der Jetztzeit", in welcher Schrift er schonungslos die deutsche Theatermisere enthüllt, und „Quadriga", vier Abhandlungen, unter welchen die über Norwegens Verfassung ein publicistisches Meisterstück. Was an Wienbarg zuerst fesselt, ist die Sprache, auf welche er seine stahlblanken Gedanken bettet wie auf straffgespannten, linden Sammet, ist sein Styl, von dem er selbst sagt: das ist das Einzige, was man uns nicht nehmen kann; man nimmt uns unsern Inhalt, hetzt die Polizei gegen unsere Richtungen, verbietet unsere Gedanken, den Styl werden sie uns doch wohl lassen. Sodann ist ein meerhafter, in die Weite strebender Sinn in ihm, der wie ein Schiff mit schwellenden Segeln kühn und unverzagt durch die Brandungen der Gegenwart hinausrauscht in den Ozean der Zukunft. Ich möchte ihn selbst in seinem Denken und Schreiben mit dem Meer vergleichen, so klar und erfrischend ist er. Und wenn jetzt die Wogen seiner Ideen stürmisch an die Dämme des Vorurtheils und der Gewohnheit anprallen oder sich hinunterwühlen in die finstersten Tiefen der Räthsel des Lebens, so kosen sie auch wieder schmeichlerisch mit den Blumen des Gestades und wissen gar traulich zu flüstern von allerhand süßen Sagen und Mährchen. So hat er eine philosophisch-poetische Abhandlung „Wollust und Grausamkeit" geschrieben, in welcher er mit furchtbarer Sicherheit die Zwillingsschaft dieser Dämonen nachweist, aber unser Grauen vor den Resultaten seiner Speculation zugleich mit liebseligen Phantasieen beschwichtigt, wie die folgende:

Nach einer unendlich zarten Sage und Klage, die von den Palmblättern Indiens herüberweht, pflanzten die ersten reinen Menschen sich fort durch Vermischung ihrer stillleuchtenden Liebesblicke. Aber des Mannes Auge verlor allmälig seine schöpferische Kraft und des Weibes Auge wurde unfruchtbar. Mann und Weib drückten sich zitternd die Hand. Und des Mannes Hand gab und des Weibes Hand empfing das Leben. Allein auch diese Art der Fortpflanzung entsprach nicht lange mehr dem vergröberten Sinn der beiden Geschlechter. Der Kuß, die heißere Vermischung des Athems und der Lippen trat an die Stelle derselben. Damals, glaube ich, in der Ehe des Kusses, brach die Schwester der Wollust, die Grausamkeit, sichtbarer hervor. Denn

als Liebe und Verlangen glühender und vergeblicher wurden und auch der Kuß das Küssen nicht mehr befriedigte und stillte, da brauchten sie Gewalt und der Liebende machte der Geliebten Pein durch Athementziehen, Lippenpressen, Wundküssen und alle jene Grausamkeiten des wollüstigen Kusses, welche die Sprache der Liebe süße nennt. Und die Menschen sanken noch tiefer und die Liebe, die einst fern und schüchtern die Jungfrau überstralte, überschattete sie jetzt mit ihren Flügeln. Und ihr einer Flügel ward die Wollust und ihr anderer Flügel die Grausamkeit.

Als eine wichtige Seite an Wienbargs schriftstellerischer Thätigkeit ist sein liebevolles, nachdrückliches Parteinehmen für die Frauen hervorzuheben, und das Plaidoyer, welches er wiederholt für die gesellschaftliche Berechtigung des schönen und guten Geschlechtes auf annähernde Gleichstellung in Bildung, Wirksamkeit und Lebensgenuß mit den Männern abgehalten, ist um so beachtenswerther, da es aus einer so körnigen Mannesseele kommt. Kommt Wienbarg auf diesen Gegenstand zu sprechen, wandelt sich seine sonst strenggehaltene Ausdrucksweise zur fließendsten Beredtsamkeit, wie sie sich gewiß auch in folgenden Sätzen zeigt:

Den stillen, wohlthätigen Einfluß der Weiber auf die Gesellschaft und insbesondere auf die Bildung der Jugend, den räumen sie ein, die Männer. Ihr böses Bewußtsein drückt und zwingt sie. Sie müssen bekennen, wie unendlichen Dank sie ihren Müttern schuldig sind. Denkt nur an Goethe's Mutter. Man sieht schon aus ihren Briefen, daß die Poesie ihres Sohnes aus ihrem Herzen keimt. Von seinem Vater scheint er Nichts als die Pedanterie und den Minister geerbt zu haben. Wölbt sich ein Himmel in eurer Brust, schimmern darin die Sterne der Liebe, der Versöhnung, der Ahnung des Unsichtbaren und des Glaubens an die Macht desselben, ringen geheimnißvolle Kräfte in eurem Busen auf gleich Elfen, die im Mondschein tanzen, deckt euch die Poesie einen silbernen Schleier über das ärmliche Nichts des gemeinen Lebens, seht ihr mehr als Rechnentische und gekrümmte Finger und stinkenden Egoismus in der Welt, so umhalset eure Mutter oder kniet vor dem heiligen Hügel, unter dem sie ruht, und benetzt das Gras und die Blumen mit den Thränen eurer Dankbarkeit. Siehst du eine reine Lilie im Schmutze einer Kauf- und Handelsstadt, es ist eine Jungfrau. Siehst du in den Palästen der Reichen eine liebevoll ausgestreckte Hand, es ist eine weibliche, hörst du seufzen in der Halle einer Königsburg, ein leises Ach des Schmerzes und der Trauer über die Schmach des Vaterlandes, über das nackte Elend in den Hütten, wisse, der Seufzer dringt aus einer weiblichen Brust. Tratest du aber zur Zeit, als Warschau fiel, in den Salon eines Ministers, und es erschien dir unter allen Gesichtern ein Gesicht, das nicht höhnisch triumphirte, das wohl gar stumm und erblassend den Blick auf den Boden heftete, wie bei einer Trauerpost, so schwöre bei Leib und Leben, es war ein weibliches.

Ich hab's gesehen und es stralte mir wie ein Muttergottesgesicht. Heilig sei ihr Schooß und ihre Leibesfrucht entrinne dem Verderben!

Wienbarg hat die socialen Verhältnisse der Gegenwart mit scharfsichtigerem Auge erforscht, als jeder der Schriftsteller, mit denen er genannt wurde, die Noth des Lebens ist seinem Blick in ihrer ganzen Nacktheit entgegengetreten und theilnehmend hat er sich umgeschaut nach Rath und Hülfe. Jenes Taggespenst, welches immer deutlicher und furchtbarer am Horizont auftaucht und das man mit der Bezeichnung „Communismus" vergeblich lächerlich zu machen oder zu brandmarken sucht, hat sich ihm schon vor Jahren enthüllt. Daher sein prophetisches Warnen und Drohen, daher sein schonungsloses Entzweischlagen behaglicher Illusionen, womit die Gesellschaft den Abgrund zu verschleiern sucht, der vor ihren Füßen sich auszuwühlen fortfährt. Und da wird er dann Poet, wie er es in seiner Novellenskizze „das goldene Kalb" geworden, wenn er seinem hochsinnigen Zürnen folgendermaßen den Lauf läßt, ohne dabei auf eine Lösung der Dissonanz zu verzichten, welche laut werden zu lassen Herz und Einsicht ihm gebieten:

Die Geldmacht überflügelt alle Mächte. Die Religion des Kreuzes ist nicht mehr im Stande sie zu bändigen, denn die Liebe weint in der Wüste und ihr Mantel ist zerrissen von unten bis oben. Der Genius des Vaterlandes vermag nicht länger sie zu zügeln, denn die geschichtliche Kraft der Völker ist gebrochen oder zersplittert und die Nationalitäten halten nicht mehr Stich und Farbe. Das Ritterthum des Schwertes und der Ehre kann ihr nicht mehr den Paß verrennen, denn sie hält die Schwerter im Solde und die Ehre im Geldsack. Könnte sie, sie wollte Gott werden und Himmel und Erde sollten ihrer dämonischen Macht verfallen. Was ist der Christenteufel gegen diesen, der nie ein Engel war und nie gefallen ist? Den alten Teufel schwärzte die Kirche ab als ein Wesen, das ingrimmig gegen Gott und Göttliches anmurrte und ankämpfte. Dieser Götze aber macht sich nicht so viel Mühe, er ignorirt Gott und damit kommt er weiter. Der schwarze Teufel bog sich scheu und furchtsam zur Seite, wenn ein Stral des Göttlichen ihm die Augen blendete, wenn die Unschuld ein zitterndes Kreuz schlug und den Erlöser um Hülfe anrief. Der goldene Teufel ist besser Teufel. Er bebt vor keinem göttlichen Stral zurück und Niemand bekreuzt sich vor ihm. Das goldene Zeitalter bricht an, wenn auch nicht dasjenige, das über das Saitenspiel der alten Dichter hinhauchte und in dessen Traum die weisen Häupter aller Zeiten sich wiegten. Aber seid darum nicht traurig ihr Völker des Erdbodens, denn auch in diesem goldenen Zeitalter wird es gar mährchenhaft lustig und närrisch hergehen. Die kleinen Gnomen und Kobolde, die dort unten über dem Golde wachen, werden heraufklettern aus dem dunkeln

Schacht der Erde und ihr Reich auf die grüne sonnige Oberfläche verlegen. Da machen sie Brüderschaft mit den Kindern des Lichts und trinken ihnen das flüssige Gold aus silbernen Pokalen zu. Und dann werden die Kinder des Lichts immer spuckhafter und tückischer und gieriger aussehen und die Adern auf ihrer Stirn strotzen von Gold und glänzen wie schwer goldene Leisten und mit jedem hastigen Schluck, den sie thun, werden sie voller und toller und zuletzt kann kein Mensch mehr den andern erkennen und sie halten sich alle für Kobolde. Was sie dann auch sind. Streifen darauf und taumeln über die grüne Erde und die grüne Erde verdorrt unter ihren Sohlen und die Blumen kriechen schüchtern in einander und keine Rose wagt es mehr, ihren grünen Knospenmantel im Frühlinge auseinanderzuschlagen, um sich dem stieren geilen Blick der streifenden Kobolde nackt zu zeigen. Aber die Jungfrauen können sich nicht verbergen vor ihrer Lüsternheit, denn sie haben keinen Mantel mehr, um ihre Blöße zu decken, und welche Jungfrau sie wollen, die muß sich überlassen und sie werfen nur ihrer hungrigen Mutter einen Strom von Dukaten in den Schooß. Und ihrer Einfälle wird weder Maaß noch Ziel sein und ihr werdet euch zu Tode lachen über all den Spaß, wenn ihr so klug seid, diese Todesart den Zuckungen der Verzweiflung und dem Todtknechten und Todthungern vorzuziehen.

Sind das nur finstere Träume und Gedanken, die ich vorige Nacht niederschrieb? Es sieht mir aus wie eine Prophezeiung und wie eine Gotteslästerung. Lästere ich Gott, so vergibt er mir, denn er sieht in mein Herz. Aber ich lästere ihn nicht, wenn ich sage, daß er sich diesem Geschlecht hinter Wolken verhüllt und die Erde dunkler und dunkler wird wie damals vor dem Aufgange des Morgensternes über Bethlehem. Gottes Sterne gehen auf und unter und gehen wieder auf. Aber nicht am selben Orte. Auch die Völker haben ihren Tag und ihre Nacht. Und in der Nacht drückt der Alp ihnen mörderisch die Brust und sie möchten laut aufschreien vor Angst und Schmerzen und sind doch stumm und regungslos wie im Schlafe. Wenn aber die Noth am größten ist, sagt das alte trostreiche Sprüchwort, dann ist die Hülfe am nächsten. Die Menschheit reizt und schüttelt so lange an ihrem Peiniger, bis sie ihn krampfhaft von der Decke wirft, und wenn sie die Augen aufschlägt gen Himmel, begegnet ihr das Auge des jungen Morgensternes, welches des alten und ewigen Gottes Auge ist, mit neuverjüngten Liebesstralen. Gott läßt die Welt dem Elend nicht zum Raube. Bedient sich der Allmächtige der Zerstörung, so bedient er sich ihrer als Herr und Meister.

Das ist mein Glaube. Gold ist noch nicht Gott und Gold wird nicht Gott werden in alle Ewigkeit. Freilich ist des Goldes Macht die scheuseligste und zerstörendste und die Welt erfährt es und wird es noch viel schrecklicher erfahren, welche Verwüstungstriumphe sie feiern wird auf dem Erdboden und wie sie von den Mächten, die früher die Welt regierten und das Heilige, das Große und das Schöne mit ihrem ehernen Schilde deckten, eine nach der andern über den Haufen stoßen und in den Staub wälzen wird. Aber die sie

nicht umstoßen wird, das ist die Macht Gottes, die in ihnen lebendig war, die Macht der Geschichte, die aus ihnen fortzeugen und den Gott, der nicht ein Gott des Todes sondern des Lebens ist, fortoffenbaren wird. Genau betrachtet ist aber die Macht der Geschichte oder die zeugende Macht Gottes schon herausgewichen aus jenen Hüllen ihrer frühern Offenbarung und sie hat sich in die Herzen der Jugend geflüchtet, die Gott zu seiner heiligen Prophetenschar erkor. Und darin sehe ich den Finger Gottes und nicht ein Werk des Ungefährs, daß die begeisterte und schöpferische Macht der Jugend zu gleicher Zeit den Kampfplatz betritt mit der ideenlosen zerstörenden Macht des Goldes und daß ihr Weg sie über die Trümmer der alten Monarchie, des alten Glaubens und des alten Lebens hinüber führt — hinüber, es bleibe denn der Götze im Schutze seines eigenen Zerstörungswerkes begraben liegen. Die Geldmacht lähmt die Macht des Adels, die Geldmacht bricht, ohne es zu wollen und zu wünschen, die Kette der alten gebrechlichen Staatsuhren, die nur durch ihren goldenen Schlüssel allein aufgezogen werden; die Geldmacht fügt der wackelnden Tiara den letzten Schimpf an, der ihr nach allen noch vorbehalten blieb, und zwingt den Pabst, zu gleicher Zeit mit dem Großsultan in Geldbedrängniß einem Juden sich an den Hals zu werfen; die Geldmacht, wie sie die Herzen der Uebermüthigen verstockt und die Augen der Stolzen mit Blindheit schlägt, wie sie Einige und Wenige in ein Meer von Genüssen versenkt und ihnen den Erdball zum Spielplatze ihrer Wünsche und Lüste einräumt, Millionen aber kaum den Platz, wo sie stehen, und die Luft gönnt, die sie unter Seufzern einathmen — die Geldmacht ist am besten geeignet, das Herz dieser Millionen mit unverwüstlichem Grundhasse gegen die Zerstörer ihres Lebensglückes und aller göttlichen Ordnungen auszufüllen. Das ist freilich noch nicht der reine göttliche Haß, der aus der Liebe entspringt, der Haß des Reichthums, der aus der Liebe zur heiligen Armuth fließt. Aber er ist das, was Gott und der Welt Noth thut, eine ungeheure bewegende Kraft und streitbare Masse, die im Dienste der Ideenmacht den Feind in seinem eigenen Lager aufsucht und dem Zerstörer das Medusenhaupt unter die Augen schwingt, ein göttliches Strafgericht und ein zornig empörtes Meer, das die versunkenen Küsten der Menschheit überflutet und den Höllendamm in den Abgrund reißt, der sich aus ihnen aufgebaut und im frechesten Egoismus die ganze untergegangene Welt zu überleben wähnte.

Der Haß allein baut keine neue Welten. Aber die Liebe allein erhält sie nicht. Gott hat gezürnt im Judenthum, Gott hat geliebt im Christenthum. Sie haben die Propheten seines Zornes verachtet, wie sie jetzt den Boten seiner Liebe spöttisch an den Himmel zurückweisen, der ihn gesendet hat.

Wohlan, Gott will vielleicht seinen Zorn um so dunkler und furchtbarer machen, je mehr er ihm entzieht von seiner göttlichen Liebe, Gott will seine Liebe um so feuriger machen, je mehr er ihr einhaucht von seinem göttlichen Zorn. Die fernen Schreckensgesichte der Wüste rückt er näher und näher dem offenen Markt. Den Stab der Weissagung von dem schrecklichen Tag des

Gerichts, „da Jedermann verwerfen wird seinen silbernen und goldenen Götzen in die Löcher der Maulwürfe und der Fledermäuse und da sich bücken muß alle Höhe der Menschen und demüthigen, was hohe Leute sind," den Stab des Zornes nimmt er aus den schwachen Händen einsamer greiser Propheten und drückt ihn in die braune Hand der Jünglinge und des Volkes. Und die Liebe hebt er vom Kreuze und nimmt ihr die Dornenkrone vom Haupte und wischt ihr den Angstschweiß von der Stirn und tränkt die verschmachtende, durstige, leidende, verzeihende Liebe nicht mit dem in Essig und Galle eingetauchten Schwamm, den ihr der rohe Spott der Kreuziger auf einem Ysop zum Munde führte — er tränkt die Liebe, die schwach ihr blutiges Haupt neigt, mit den stürzenden Thränenbächen seines göttlichen Schmerzgrimmes über der Welt Verworfenheit. Und unter den stürzenden Thränen richtet sich die Liebe empor und ihre blassen Lippen blühen wieder und ihre Augen öffnen sich und stralen wie schneidende Diamanten und der duldende, verspottete Heiligenschein über ihrem Haupte verwandelt sich in eine himmlische Zornlohe und sie steht auf und wandelt gleich einem Cherub mit Adlerflügeln und Löwenklauen zum zweiten Mal auf der Erde umher, Teufel austreibend, die Wechslertische umstoßend und rufend: Mein Haus, die Erde, ist ein Bethaus und ihr habt es zur Mördergrube gemacht.

Ein doctrinairer Poet und poetischer Doctrinair ist Theodor Mundt, 1807 zu Potsdam geboren, welcher das furchtbare Thema, über das du eben eine Wienbarg'sche Variation gehört, das Thema vom allmächtig werdenden Geld, von Angstarbeiterei, Hunger und Jammer der Armuth neuerdings in Berlin zum Gegenstand wissenschaftlich gehaltener Vorträge gemacht hat, die großes Aufsehen erregten, aber bisher ohne Wirkung geblieben sind. Und die Wirkung ist es auch, was bei Mundt überhaupt ausbleibt. Er hat in seinen zahlreichen Schriften eine Masse des Geistvollen, des Treffenden, des Wahren, des Schönen sogar gegeben, das Geschick seiner Darstellung, die Grazie seines Styls ist unübertrefflich, er weiß so faßlich, so portraithaft zu schildern, so einschmeichlerisch zu überreden, aber er faßt nicht, zündet nicht. Wir müssen ihm oft Recht geben, aber wir wissen ihm wenig Dank. Woher dieses? Ich glaube, Mundt begeistert nicht, weil er selbst die Begeisterung stets ablehnt, um einen ganz sichern Gang zu gehen. Oder sollte sein Wesen, dessen Eigenthümlichkeit der französische Esprit, keiner rechten Begeisterung fähig sein, wie auch die Phantasie in seinen Schriften meistens nur eine untergeordnete Rolle spielt? Auf Humor macht er mehr Anspruch, leider daß sein Humor zu wenig ein naturflüssiger ist, zu sehr

als Kunstprodukt erscheint. Worin Mundt unbedingte Anerkennung verdient, das ist seine journalistische Thätigkeit, wie er sie im „Zodiacus", in den „Dioskuren für Kunst und Wissenschaft" und im „Freihafen" an den Tag legte und legt; es ist vornehmlich der humane, versöhnliche Sinn, womit er die Zeitfragen erfaßt und behandelt, welcher rühmend hervorzuheben. Ein zweiter Kranz gebührt ihm als Reiseautor, denn seine Auffassungen und Wiedergebungen fremder Länder- und Völkerphysionomieen sind meisterlich, wie die vorkommenden Portraits von Personen sprechend ähnlich. Solche Reisebücher sind die etwas pausbäckig betitelten „Spaziergänge und Weltfahrten" und „Völkerschau auf Reisen", und das reiche Talent, welches er als Zeichner in denselben bekundet, ist ihm auch in seinen anderweitigen Charakterbildern, wie in dem des Fürsten Pückler-Muskau und der edelherzigen Charlotte Stieglitz, die sich irrend, aber großartig irrend für ihren Heinrich opferte, auf erfreulichste Weise zu Statten gekommen. Das Wiedergeben von schon Vorhandenem ist somit auch da, wo er dichterisch producirend auftritt, seine Hauptstärke, denn zu schaffen, zu zeugen ist ihm gewöhnlich versagt. Das macht sich in seinen Novellen „Madelon", das Duett", „der Basilisk", „Mutter und Tochter", in seinem vielberufenen Buche „Madonna, Unterhaltungen mit einer Heiligen", aus dessen Rapsodieen sich nur das Bild Casanova's in plastischer Rundung hervorhebt, wie auch in seiner historischen Romandichtung „Thomas Müntzer", in welchem die freiheitheischenden Schrecken des Bauernkrieges zuletzt in chroniktrockene Referate, in dürres Protocolliren sich zerfasern, allüberall fühlbar. Allenthalben vermißt man positives Dichten und für den Mangel desselben weiß uns Mundt nur dann zu entschädigen, wenn es ihm gelingt, seine Novellistik ins Mährchenhafte hinüberzuleiten, was ihm in der kleinen Dichtung „Lebensmagie" gar hübsch gelungen ist. Die Charaktere des traumhaften Emil, der beiden Studenten Marder und Iltis sind originell angelegt, die unheimlichen Wunder der Mainacht, welche Rosalindens jungfräulichen Schnee befleckt, mit passendster Färbung zur Anschauung gebracht. Freilich, das Mysterium der verlangenden und hingebenden Liebe durch einen Nachtwandler und eine Träumende, also unbewußt und unfreiwillig, begehen zu lassen, ist ein etwas befremdendes Wagniß, nie aber hat sich Mundt's Phantasie zu einem so kühnen Aufschwung erhoben wie in dieser und in der Kirchhofsszene, welche sich zwischen Marder und Iltis folgendermaßen abspielt:

„Die Nacht ist schön. Solche Nächte liebe ich, und auch der rauschende Kirchhof mit seinen schnarchenden Todten ist schön schauerlich!“ rief Marder und blickte mit einem keckern Ausdruck seiner blitzenden Augen begeistert zu dem drohenden Nachthimmel auf. „Sieh', Iltis, es blitzt! da kommt mir wieder mein alter herrlicher Lieblingsgedanke ein, daß es mir doch einmal vergönnt sein möchte, auf dem sausenden Blitzstrale zu reiten durch alle Fernen des Firmaments! Bei Gott, ich wollte Muth haben, alle Schauder und großen Geheimnisse einer den andern Sterblichen verhüllten unsichtbaren Welt zu sehen und zu ertragen! Horch, ein Donnerschlag rollte in der Weite wie ein dröhnender Gedanke an die Ewigkeit! O, das ist eine herrliche göttliche Nacht! O Bruder, lieber Bruder, jetzt lösen sich alle Schleusen meines inwendigen Menschen, diese Schrecken der Natur werden mir tief in der Seele zu Süßigkeit, ich bekomme Lust, mich mitzutheilen und auszusprechen, zu jauchzen, zu lachen, zu weinen, zu klagen! Ja, recht zu klagen! Ach, theurer Bruder, wie unaussprechlich fade und armselig und gotteslästerlich wäre doch eigentlich unser ganzes Menschenleben, gebe es nicht solche Sturmesnächte, gewaltige Schreckensfeste der Natur, großes Unglück, große Bosheit, wilde Zauberei der Verhältnisse in ihm! Da treiben wir uns umher den bleichen seichten Tag hindurch, rennen, hetzen uns ab, studiren, denken, trachten, essen, hungern, sind vernünftig, dumm, klug, werden alt, entsetzen uns vor uns selbst und Andern und sehen es dann noch ungern, wenn am Ende die Sanduhr unserer langweiligen Tage ausgeronnen ist. O farbloses Tagesleben! Nur die wahre, schreckliche Sturmnacht des Daseins ist schön!“

Unterdessen hatte der Regen in den stärksten Strömen herabzuschießen begonnen. Der schwarze Himmel spie tosendes Unheil aus, in grellen Schwefelfarben sprang der tausendfach gespaltene Blitz durch die Nacht dahin und mit fürchterlicher Eile fuhr die Stimme des Donners wie eine schmetternde Racheposaune hinter ihm her. Die Erde ächzte im Aufstand der Elemente, es war ein erhabener Gährungsmoment aller losgelassenen Kräfte der Natur.

„Jetzt beginnen meine Gedanken auch wild und lustig zu werden!“ sagte Iltis, mit übereinander geschlagenen Armen in das Unwetter hinausschauend. „So wie heute habe ich noch nie auf einem Kirchhof gesessen, und wenn ich einst sechs Schuh tief unter ihm sitzen werde in meinem lockern Grabe, kann mir nicht origineller zu Muthe sein, als in dieser schönen entsetzlichen Mitternachtsstunde, in der meine Phantasie wie eine Hexenkönigin sich glänzend aufschwingt als Beherrscherin des Grauens und aller nächtlichen Schrecknisse. Willkommen, willkommen, ihr Schauder der tollen Elemente! Ich habe mich lange genug an der regelmäßigen Gewöhnlichkeit unseres civilisirten Daseins müde gelangweilt, um nicht euch, ihr Stürme, und dich schäumender Nachtgewitterregen, über Leichen mich ausruhend, als eine herzerquickende Poesie zu empfinden!“

„Ja, Donner und Blitz, und dich plätschernder Regentropfen, ich könnte euch alle anbeten!“ rief Marder, indem er sein Haupt vor dem immer stärker

herabgießenden Regen entblößte. „Mir wird andächtig zu Sinne, und wenn mir die Gottheit Rede stünde, wäre ich jetzt aufgelegt, einige Fragen an sie zu richten, wie ein vertrauliches Kind an seinen Vater! Iltis, laß uns einen Kirchhofgottesdienst hier halten, hier, von den Hügeln der Todten an die Gränzen des Lebens gemahnt und von dieser großen aufrührerischen Nacht in erhabene Stimmung hinübergeführt. Wir gehen nie in die Kirche, laß die Nacht und das Ungewitter einmal unsere Kirche sein! Iltis, du kannst die Stimme nachmachen jedes Wesen, als wenn es selber es wäre; diese Gabe hat dir das Schicksal verliehen. So höre, ich will jetzt, mitten in diesem Tosen der Natur, Fragen hinauffenden in die Wolken zur Gottheit, und so wie ein Donnerschlag von oben herabzuckt, sollst du mir aus dem Donner antworten wie die Stimme Gottes! Ich will deine Antwort für eine wirkliche Antwort halten. Der Mensch täuscht sich ja gar zu gern selbst und erbaut sich an selbstbereiteter Täuschung!“

„Verwegener, mir schwindelt vor deinem Gedanken,“ erwiderte Iltis, aber ich bin selbst in dieser Stunde hinaufgetrieben bis über die Gränze meiner Natur, daß ich nicht mehr weiß, was ich thue, wenn ich dir folge.“

„Wohlan denn,“ sagte Marder, feierlich aufstehend, und streckte die Hand gegen die feuerspeiende Wolke aus: „Herr der Welten, im ewigen, selbstgeschaffenen Gesetze deiner Weisheit unüberwindlich und unerforschlich, allherrschend in den Gewalten der Natur und den Kräften des Geistes, dich offenbarend im Sturme, erkennbar im kleinsten Frühlingsblümchen, wehend im süßesten Westhauche, sausend im erdzerstörenden Orkan, belehre mich über eines der größten Räthsel deiner unerklärlichen Schöpfung! Warum, warum, ich frage es, ist Alles so einzig schön hervorgebracht und begabt, warum ist jeder Frühling ein Gedicht, jeder Mondschein eine Musik, warum blüht jede Sumpfplatze wie ein sinnig lächelndes Wunder, und warum ist nur der Mensch ein so langweiliges, nüchternes, durch den Wirrwar seiner Verhältnisse erst zum trüben Wunder werdendes Geschöpf? O beantworte, du Alter in der Donnerwolke, die Lebensseufzer der Creatur! Warum, lieber Gott, sind wir armen Teufel nicht interessanter?“

In diesem Augenblick fuhr ein schreiender, langtönender Donner, gleich einem zürnenden Adler in sausenden Luftschwingungen herab und zu gleicher Zeit schienen, während er sich langsam rollend verlor, dumpfe feierliche Geisterworte mit ihm herniederzuklingen. „Was fragst du, was klagst du, Mensch, mißrathner Sohn des schönsten Gottesgedankens!“ so tönte es im fernen Nachhall des verbrausenden Donnerschlags — „ich, dein Gott, sage dir“ —

Aber in diesem Momente zischte ein dunkelrother Blitzstral, wie eine giftige Schlange aus dem ganz Flamme gewordenen Gewölk sich herniederwindend, über den Häuptern der beiden Jünglinge mit sengender Glut zusammen. Sie stürzten Beide dahin, der Blitz hatte sie tödlich getroffen. Ihre Gestalten sanken und verloschen mit dem Blitze.

Mit einem elastischen, empfänglichen Geist, mit einem weiblich zarten Gemüth ausgestattet, hat sich F. Gustav Kühne, 1806 zu Magdeburg geboren, vermittelst philosophischer Studien zu echtester Männlichkeit durchgebildet. Er ist einer der liebenswürdigsten Sprecher unserer Tage, hingebungsvoll, besonnen, mild und dennoch eindringlich und kräftig. Die öffentliche Aufmerksamkeit wandte sich ihm zu mit dem Erscheinen seiner Novelle „eine Quarantaine im Irrenhause." In diesem Buch ringt die philosophische Skepsis mit dem Bemühen, Welt und Menschen dichterisch zu begreifen und zu genießen. Phantasie und Hegel'sche Begriffe verführen hier ein wunderliches Leben und der Dichter vermag die phantastischen Gestalten, die er beschworen, nicht recht zu beherrschen und zu lenken, so daß sie spuckhaft und verzerrt sogar an uns vorübergaukeln, doch zeigt Kühne schon hier, wie eigen es ihm ist, die schwierigsten Probleme philosophischer Speculation poetisch anzuhauchen, wie sehr er es nach dem Ausdruck eines Freundes versteht, die Arbeit des Denkens, wie sie in den innersten Abgründen des Gedankens umhergräbt, zu veranschaulichen. Einen großen Fortschritt zur Klarheit und Schönheit bezeugten Kühne's „Klosternovellen", deren Rahmen die letzten Zeiten Heinrichs IV. von Frankreich und die sich erfolgreich die Aufgabe stellen, Historie und Speculation romantisch zu verweben. Diesem Werke folgten zwei Bände „weibliche und männliche Charaktere", worin Kühne seine ganz außerordentliche Fähigkeit bewährt, weibliche Natur zu verstehen und verstehen zu machen. Dann veröffentlichte er eine zweite geschichtliche Romandichtung „die Rebellen von Irland," die bei aller lerchenhaften Frische des Styls in Erfindung und Gestaltung doch etwas zu dürftig erscheinen und die künstlerische Sicherheit und Rundung der Klosternovellen nicht erreichen. Kühne ist auch auf Reisen gegangen und es bezeugt die Vielseitigkeit und Empfänglichkeit seiner Autorschaft, daß er in zwei sich schnell folgenden Büchern das elegische, majestätische Venedig und das eitle, großthuerische Berlin gleich gut geschildert hat. Sein neuestes Werk „Portraits und Silhouetten" ist eine Frucht vieljähriger publicistischer und kritischer Thätigkeit, und er weiß uns da mit eben derselben feinen Kenntniß deutsche Schauspieler vor Augen zu führen, mit welcher er über wissenschaftliche Fragen und Regungen Bericht erstattet. Was er über Dichter und Dichtung der neuesten Zeit hier beibringt, spricht von ebenso viel Unparteilichkeit als

schönsinnigem Verständniß. Es ist ein durch und durch erquickliches Buch, welches vornehmlich auch einen Beweis liefern kann, daß der abscheuliche Kathederstyl, die gelehrtthuende Ungenießbarkeit, womit man in Deutschland geistige Interessen zu besprechen gewohnt war, einer anregenden, klaren Eleganz des Ausdrucks gewichen ist, die einer weitergreifenden Wirksamkeit versichert sein darf, als die studirstubendunstige Holprigkeit und Wichtigmacherei des gelehrten Zopfthums. Diese Umwandlung wissenschaftlicher Wortführung hat keiner der Jungdeutschen mit glücklicherem Erfolge kultivirt als Kühne, und bei der Wichtigkeit der Sache werde ich mich nicht bei dir zu entschuldigen brauchen, wenn ich statt einer Probe aus seinen dichterischen Arbeiten einen Abschnitt aus seinem neuesten Buch hiehersetze, welcher, „Doktor David Friedrich Strauß" überschrieben, an eine der vielgenanntesten Persönlichkeiten der Neuzeit die Erörterung einer der zeitbewegendsten Fragen anknüpft:

Nein, ich kann nicht, und wenn ich auch wollte. Und könnt' ichs, so würde ich hoffentlich nicht wollen. Mir Etwas vorspiegeln, nur um für mich Ruhe, mit Andern Frieden zu behalten! — Mit diesen Worten beginnt Strauß seine Selbstgespräche. Es ist staunenswerth, wie unersättlich diese Lust der Forschung ist, um aus dem Convolut des christlichen Glaubens, wo sich Wahn auf Wahn, Phantasie auf Phantasie gehäuft, Alles herauszuschütteln, was vergänglich daran ist und mit der ewig wandelbaren Zeit zerfällt. Hier Kern und Schale zu sondern, ist das schmerzlichste Werk der tiefsten Gewissenhaftigkeit. Religion ist nicht blos Sache des Verstandes, sie ist auch eine Frucht der Phantasie. Den Apfel, den sich der Verstand mit verwegener Faust vom Baume der Erkenntniß pflückt, den reicht die Phantasie nicht blos in ihren goldenen Schalen dar, die Frucht selbst ist meistens nur ihr Werk und ein Kind ihrer Liebe. Der Gott bleibt geheimnißvoll verschlossen, wenn du ihm mit dreister Stirn ins Auge schaust; der offene helle Tag vertraut dir kein Geheimniß an. Aber laß den Abend deine müde Stirne umziehen, hülle dein Haupt in die Wolken des Traumes und mit den Genien der Phantasie, die dich umschweben, steigt ein lichter Gottgedanke in deine Seele und flüstert mit ihren Zungen, spricht in ihrer Sprache. Die Wahrheit hat sich fast nie anders den Menschengeistern anbequemt, die Phantasie ist mit ihren Gebilden tief eingewebt in alle Religion. Hier zu scheiden, was Inhalt und was Form, scheint oft mißlich, oft geradezu widersinnig, denn ohne diese Form ist dieser Inhalt nicht, was er ist. Anders als in dieser zeitlichen Gestalt hat sich das Wesen nicht zur Erscheinung bringen können: zerbricht die Form, so stürzt auch der Inhalt nach; — wenn der Mantel fällt, sagt Schillers Verrina, so muß auch der Herzog nach! Ganze Völker bleiben Zeit ihres Daseins eingewickelt in den Mantel ihrer Vorstellungen und Niemand lüftet ihn, um die

nackte Gestalt zu schauen; ganze Jahrhunderte blieben verhüllt in Traum und Nebel und waren glücklich, bis das Frühroth kam und die Morgenfrische empfindlich wurde. Das ganze Mittelalter mit seinem Katholicismus schlief solch' langen Schlaf und die jetzigen Geschlechter dehnen und recken beim Erwachen noch immer unwillig ihre Glieder. Der Traum, von der reinen unberührten Jungfrau, von dem heiligen Manne mit den Schlüsseln zur Himmelspforte, von den alltäglich neuen Wundern der Heiligung, von dem Schooße der alleinseligmachenden Kirche, dieser ganze Traum hatte seine zaubervollen Entzückungen, man fühlte sich wohl und warm, die Phantasie schwelgte unter duftigen Blüthen. Nun der Traum aus ist, fühlen wir uns frostig angeregt, das Erwachen ist schmerzlich. Die Philosophie hat Geister heraufbeschworen, die vor der Morgenhelle nicht weichen, die am lichten Tage erst recht ihr Wesen treiben. Der orthodoxe Protestantismus sucht zu halten, was haltbar scheint im Strome der Zeit. Selbst Schleiermacher ließ vom Forschen ab und kam der bedürftigen Menschennatur, die den Anblick der hüllelosen Gestalt nicht ertragen kann, mit Bild und Symbol zu Hülfe. Auch die Hegel'sche Speculation rettete vom alten Glauben, was mit ihrem Begriffe verträglich war. Vor Strauß fallen alle diese Bemühungen zurück, er hat die ungeheure Consequenz des Geistes, alle Nebendienste abzuweisen, das Kleid von dem Wesen zu trennen, das Vergängliche vom Unvergänglichen, das Bild vom geistigen Gehalt. Er hat den Muth, dem Menschengeschlecht keinen Schmerz der Enttäuschung ersparen zu wollen, er ist es, der die Reformation des Christenthums, die Luther begann, vollendet. Ist das Christenthum die absolute Religion, die über allen Wandel des Zeitcostüms wie ein Proteus hineinragt in eine Ewigkeit des menschlichen Daseins, so muß es diese Feuerprobe der forschenden Vernunft, diese Nagelprobe der kritischen Analyse bestehen, es muß, wie die Völker ihren Nationalhaß ablegen und sich zur Menschheit erziehen, sich zur Weltreligion fortbilden. In Deutschland stirbt der Faust nicht aus, er erneut sich in allen Gebieten des Wissens, und das Schicksal, seinem Drange fortwährend preisgegeben zu sein, hat das Christenthum weniger zu fürchten, als ein anderes Schicksal. Nur das Schicksal des Ueberflüssigwerdens, wenn die Geschlechter der Menschen ihre Wege selbstständig fortwandeln, sich immer neue Bahnen auf dem Rund der Erde und mit allen Elementen eröffnen und die Ueberlieferungen des innern Lebens sich selbst überlassen, nur das Schicksal des Ueberflüssigwerdens wäre Tod und Vernichtung. So lange der Geist der Forschung lebendig bleibt, um am Christenthum Geist und Leib zu sondern, so lange wird es die Menschheit beherrschen und aus allen Prüfungen geläutert hervorsteigen.

Die Selbstgespräche von Strauß führen die Ueberschrift: „Vergängliches und Bleibendes im Christenthume." Strauß widerlegt eine Aeußerung in den Korintherbriefen, wo der Apostel sich die Miene gibt, als sei nur die Hoffnung auf dereinstigen Lohn in der andern Welt die belebende Macht gewesen, die ihn standhaft gegen das Böse erhalten habe. Strauß weist nach, daß das

Gute, das du thust, seinen Lohn in sich selbst hat und das Bewußtsein gibt, das dich mitten in der Mühsal des Kampfes tief beglückt und beseligt. Diese Lohnsucht nimmt er den Schwachen als eine eitle und untaugliche Stütze. Das diesseitige Leben muß seine Erfüllung und Geltung in sich selber haben; in der Gestaltung des Schicksals nach dem Tode, sei's in Furcht oder in Hoffnung, einen Antrieb zum Guten zu suchen, ist eine jener frommen Schwächen, die entnerven und die Lebenskraft unsicher machen; nur die freie Entfaltung des moralischen Willens ist förderlich für ein ewiges Seelenheil. Den Aposteln war das andere Leben Vergeltungszustand, uns ist es Fortentwicklung. Und weil wir den Gott vollauf ins Menschenleben eingegangen wissen, weil wir ihn haben und finden in dem Geschick des leidenden, ringenden, immerdar erlösungsbedürftigen Geschlechtes, das alle Martern des Heilands an sich selber erfährt, so können wir auch nicht mit dem Apostel sagen, daß ohne die Auferstehung Christi vom Tode unser Glaube an ihn leer und vergeblich wäre. Die christliche Lehre hat ihren Inhalt, ihren Segen und die Erfüllungen ihrer Verheißungen auch ohne jenes zweifelvolle Wunder, mit welchem die gläubige Menge wie mit einem Triumph des äußern Erfolges prunkt; wir glauben an die Ewigkeit des Lebens auch ohne Auferstehung der Leiber, wir glauben an die Göttlichkeit Christi, auch wenn er sich nicht durch Wunder bestätigt, wir glauben an die Wahrheit seiner Lehre, auch wenn er nicht durch körperliche Himmelfahrt bewiesen, sie stamme von oben. Das Göttliche hat seine Gewißheit in sich selber, es bedarf nicht der Bestätigung in sinnlichen Erfolgen. Und ein Christenthum, das sich dieser äußern Stützen entledigt, das alles Schauspiel von sich streift, wird um so mehr erst recht eine Kraft des sich selbst gewissen Geistes, der alles Leibliche beherrscht.

Strauß hat das große Verdienst, das Christenthum seiner Historie und seiner Mythen entledigt zu haben, damit von seiner Hülle frei sein Wesen als der Kern mit ewiger Machtvollkommenheit herausspringt. Ein Kirchenlehrer unserer Zeit, der sich gegen das Verbot des „Leben Jesu" von Strauß geäußert, hat gleichwohl die Besorgniß ausgesprochen, es sei zu Ende mit dem christlichen Glauben, wenn Strauß nicht widerlegt werde. Er ist nicht widerlegt. Aber diese Besorgniß ist auch unrichtig. Jener Kirchenlehrer nimmt das Christenthum nur als eine Historie. Uns aber ist es eine Thatsache von immerdar erneuter, allezeit gegenwärtiger Gültigkeit. Für uns tritt es in jedes neue Menschenleben als Historie und macht jede einzelne Seele zum Schauplatz seiner stillen Herrlichkeit. Daß die Menschheit selbst der wahrhafte Gottessohn, scheint freilich eine Weisheit, die nicht abgeschlossen protestantisch ist. Sie ist ebenso gut katholisch; sie greift in alle vereinzelten Bekenntnisse über und mit ihr stimmt auch der Ausspruch jenes katholischen Dichter überein:

Ist Christus tausend Mal in Bethlehem geboren,
Und nicht in dir, so bleibst du dennoch ewiglich verloren!

6.

Karl Lebrecht Immermann.

Er war ein breitschultriger, untersetzter Mann, besaß eine große Nase, eine marquirte Stirn, deren Protuberanzen jedoch mehr Charakter als Talent anzeigten, und einen feingespaltenen Mund, um den sich ironische Falten wie junge spielende Schlangen gelagert hatten, die jedoch nicht zu den giftigen gehörten. Seine Augen wurden in den Reisepässen gewöhnlich als graue bezeichnet. Sie lagen auch wirklich wie hellgraue Perlhühner in ihren Höhlen unter Brauen eingewühlt, die trockenem gelbbräunlichem Reisig glichen. Mehrere Damen seiner Bekanntschaft aber, die ihm wohlwollen, behaupteten, diese Augen hätten einen angenehmen blauen Ausdruck, und seit der Zeit glaubte er selbst an ihre Bläue. Nicht allein in dem Antlitze dieses Mannes, sondern überhaupt in seinem gesammten Wesen war eine eigene Mischung von Stärke, selbst Schroffheit, mit Weichheit. —

In diesen Worten gibt dir, meine Freundin, Immermann, der gehaltvollsten Charaktere und Dichter der Gegenwart einer, seine Conterfei. Dem kernhaften sächsischen Boden entstammend, 1796 zu Magdeburg geboren, wurde er von frühester Jugend an durch seinen strengen, ehrenhaften Vater zu einem Mann herangezogen, dessen Dichten und Trachten stets seinem Namen entsprach. Trotz der Prosa der altpreußischen Erziehungsmethode aber, welcher er unterworfen wurde, machte sich seine dichterische Anlage in frühreifer Aeußerung laut: er schrieb in seinem sechszehnten Jahr einen Roman und ein Drama. Seine Jünglingsjahre sind von einer krankhaften Schwermuth umdüstert, die ihn in die Einsamkeit treibt, und als er 1813 die Universität Halle bezieht, zeigt er sich bereits als Mann, der über die Illusionen der Jugend weit hinaus ist, weßwegen er auch mit geradsinnigem Freimuth gegen die Extravaganzen der Burschenschafterei und Deutschthümelei auftritt, welche unter seinen akademischen Commilitonen grassiren. Ein abgesagter Feind aller Schwindelei,

richtete sich sein Sinn stets auf die That und verachtete die leere Renommage einer haltlosen Schwärmerei. Deßhalb ergriff er ebenso resolut die Muskete, um als Freiwilliger gegen die Franzosen für die deutsche Ehre zu Felde zu ziehen, wie er mit resolutem Tadel gegen die nachher aufkommenden altdeutschen Narretheien in die Schranken trat. Während seiner Studentenjahre wird sein poetischer Drang wach gehalten und in die dramatische Bahn gelenkt durch den Genuß des weimarer Theaters, welches noch von Goethe's und Schiller's Leitung her eine dramatische Musterschule. 1818 in den preußischen Staatsdienst getreten, war er seit 1827 Landgerichtsrath in Düsseldorf, wo ihm 1840 in kräftigster Männlichkeit plötzlich ein Nervenschlag das „trotzende" Leben hinwegnahm, wenige Monate, nachdem er den Brautkranz einem geliebten Weib in die Locken gewunden. Die „Memorabilien" seines Lebens hat er uns leider nur fragmentarisch hinterlassen.

Als eine etwas herbe und derbe, aber gesunde und markige sächsische Natur, als ein stolzer und vereinsamt sich haltender Charakter ist Immermann in unserer Literatur aufgestanden. Mit einem Herzen, das seine Flammen hinter dem Panzer des Stolzes zu bergen liebt, mit einem Geist, der seine rastlose Beweglichkeit, sein nie ermattendes Ringen spröde in sich verschloß, ausgerüstet, suchte er unter allen Hüllen und in allen Formen den Ernst der Wahrheit, die Würde der Poesie, weßwegen es auch ein Herzenslaut ist, wenn er in einem seiner wenigen guten lyrischen Gedichte sagt:

Wenn ich geliebte Lippen küßt' und Wangen
Sucht' ich die Seele, die gewesen mein
Und sich gesonnt mit mir an Gottes Schein,
Eh' ich gelangt in dieses ird'sche Bangen.
Wenn meine aufgewühlten Saiten klangen,
Sucht' ich hienieden der Gedanken Reihn,
So ich am ewgen Stuhl von Helfenbein
Gleich goldnen Knäufen hatte sehen prangen.
Bin ich durch Feld und Dorf und Stadt geschritten,
Sucht' ich mein Vaterland, den Herd der Ahnen,
Sucht' ich mein Volk, vereint um würdge Fahnen.
So hab' ich immerdar gesucht. Ich suche,
Was uns versagt ist nach des Schicksals Fluche,
Und klagen sollt' ich, daß ich viel gelitten?

Der Kreis der Werke Immermanns ist ein zu großer und reicher, um hier in seinen Einzelnheiten untersucht zu werden. Ich berühre daher seine frühern Schöpfungen nur flüchtig, um dann bei den reifsten und gediegensten etwas länger zu verweilen. Als Lyriker unbedeutend, hat er im Drama eine unerschöpfliche Produktionskraft bekundet, um zuletzt den Beruf zum modernen Epiker, wohl seinen eigensten, siegreich hervortreten zu lassen. So hat er in Trauerspiel und Lustspiel, im satyrischen Gedicht, in Mährchen und Brief, in Selbstbiographie und kritischer Skizze, in Roman und Romanzendichtung geschaffen. Seine ersten Tragödieen „das Thal von Ronceval", „Edwin", „Petrarka" fanden wenig Beachtung oder bloß tadelnde; man traf in diesen etwas aufgedonnerten tragischen Versuchen zu viel eckige Romantik, zu viel widerhaarige Diktion und, wie auch noch in dem spätern Trauerspiel „Cardenio und Celinde", ein zu grelles Adoptiren shakspear'scher Manier. Immermann verschmähte es, eingehüllt in sein tapferes, spartanisches Dichterbewußtsein, Rechtfertigungen und Verständigungen ausgehen zu lassen oder sich durch Anschließung an irgend eine literarische Coterie zu poussiren. Er wandte sich der heitern Thalia zu, da ihm Melpomene den Kranz zu versagen schien, und schrieb die Lustspiele „die Prinzen von Syrakus", „die Schule der Frommen", „die Somnambule", „das Auge der Liebe", wohl die geistreichste seiner Comödieen, mit den folgenden „die schelmische Gräfin" und „die Verkleidungen" betrat er direkt die Bühne, aber sie bot ihm keinen Halt. Dennoch setzte er seine Werbung um die dramatische Muse mit unerhörter Beharrlichkeit fort, schuf die großartigen Tragödieen „Kaiser Friedrich", „das Trauerspiel in Tyrol", schön und erhaben wie das Land in welchem es spielt, „Alexis", dessen Stoff einer der blutigen Familiengreuel des russischen Despotenhauses, und ergriff dann im „Merlin" den ewig jungen, ewig unerschöpflichen Faustmythus, um ihn im Gewand der Artussage zu behandeln. In diese spielt bekanntlich jene Mythe von dem Kelch, der das Blut Christi unter dem Kreuze aufgefangen, die Mythe vom heiligen Gral hinein, welche ein großer mittelalterlicher Dichter, Wolfram von Eschenbach, „der gottverworrne Mund von deutschem Samen", episch bearbeitete, und da ich fast befürchte, du seiest mit dieser bedeutungsvollen Gralmythe, welche das ganze Mittelalter mystisch durchklingt, unbekannt, so laß ich sie dir hier durch den Minstrel erzählen, dem sie Immermann am Hof des Königs

Artus, wo Ginevra und Lanzelot ihr süßes Minnespiel treiben, in den Mund legt:

Einst hört in salva terra Perillus süß Getön,
Es klang nicht von der Erde, klang aus des Himmels Höh'n.
Es waren keine Worte, die man verstehen kunnt';
Perillus ward schwermüthig seit dieser selben Stund.
Er ließ die Kund' im Sterben dem Erben Titurison,
Der schaukelt auf den Knieen den lieben kleinen Sohn,
Von dem der Vater hatte geträumt in ledgen Tagen,
Er werd' im Paradiese dereinst die Krone tragen.
Und als der kleine Titurell den Vater sprechen hört'
Vom Klang in salva terra, da ward sein Sinn verstört.
Er sprang mit beiden Füßen von Vaters Knieen auf,
Und nahm durch alle Lande den sehnsuchtsvollen Lauf.
Er horchte, ob das Klingen nicht wieder schöll' etwan,
Und da es nimmer schallen wollt', hub er zu seufzen an.
Sein Knabenwämmschen hatte verwachsen Titurell,
Suchend durchschweift die Erde der reisge Junggesell.
Gefurchet und gebräunet die Jünglingswangen hell,
Suchend durchschweift die Erde der alternde Titurell.
Mit Runzeln auf der Stirne, das dünne Haar schneeweiß,
In einer Wüste nieder verzweifelnd sank der Greis.
Da schwebeten vom Himmel vier Engel silberklar
Und trugen in den Händen den Kelch, den heilgen, dar.
Nun klang das süße Tönen, so einst der Ahn vernommen,
Nach welchem ausgegangen des Enkels Füß', die frommen.
Und an dem Kelche flammte auf die Schrift, ein Feuermaal,
Also gebot durch seine Glut der dreimal hehre Gral:
„Ich will in dir, o Titurell, den Pfleger mein erkennen,
Du sollst den Tempel bauen mir und Montsalvatsch ihn nennen."
Spricht Titurell, der zitternde: wie mag die Form ich wissen?
Da liegt die Platt zu Füßen ihm, worauf der Plan gerissen.
Nun ward erhöht der Wunderbau auf einem dunkeln Onyxstein,
Hoch in der Kuppel schwebete des Grales blutger Schein.
In Feuerschrift am Kelch erscheint der Rathschluß seiner Macht,
Der Schein weist die Templeisen zurecht in düstrer Nacht.
Es ist ein hochgegründetes, geheimnißreiches Haus,
Und Manns- und Fraungestalten geh'n sinnend ein und aus.
Held Parzifal, Herzelaudens Sohn, kam früh zum hehren Gral,
Und die Zeichen standen dichtgedrängt, rings an der Wand im Saal.
Er sah sie an und sah sie nicht, er hörte schluchzen und weinen,
Und die Männer und Frauen schauten bang nach ihm und er fragte Keinen.

Hätt' er nach des Leides Grund gefragt, sie hätten ihm gehuldigt trunken;
Stumm schied er von dannen, kronenlos, und sie blieben in Leid versunken.
Das Weltgeheimniß ist nirgendwo; es ist nicht hier und nicht dorten,
Es schaukelt sich wie ein unschuldiges Kind in des Sängers blühenden Worten.

Aber so heldenhaft auch Immermann in seinem „Merlin" mit seinem Stoff ringt, so kraftvoll er die Gedanken bändigt, die gigantisch aus demselben hervorschießen, so treffend er besonders an den erhabenen, weniger an den innigen, Stellen seine Sprache dem Gegenstand anzupassen weiß, wie originell auch seine Denkthätigkeit den mystischen Stoff durchsittert, diese Mythe, wie er seine Dichtung nennt, fand erst später die wohlverdiente Würdigung und Anerkennung. Laube hat Recht, wenn er irgendwo sagt, Immermann hatte kein Glück. Ja, das fehlte seinem Streben. Ignoriren konnte man ihn nicht, seine Tüchtigkeit war zu imponirend, allein er erweckte keine Sympathie. Alle literarischen Parteien hatten an ihm zu mäckeln, weil er in spröder Selbstständigkeit es verschmähte, sich irgend einer anzuschließen. Die Anhänger Göthe's vermißten an ihm die ruhige, plastische Schönheit, die Freunde Schillers das schwunghafte Pathos, die Modernen ziehen ihn der Hinneigung zu Tieck'scher Mondscheinromantik, den Romantikern war er zu modern, die Wortführer der jüngsten literarischen Ansichten endlich, die sich immer mehr mit politischen Elementen zu versetzen begannen, warfen ihm sein indifferentes Verhalten gegen die Zeitfragen vor. Daß aber Immermanns durchweg auf Wirksamkeit, auf Praxis gestellte Natur, innerlich an diesen Zeitfragen den lebhaftesten Antheil nahm, bezeugte er plötzlich durch sein 1833 herausgegebenes „Reisejournal". Wohlgewappnet mit einer seltenen historischen Durchbildung, sprang er hier in die Kampfbahn des Tages und zeigte, wie scharf er die obschwebenden Fragen erfaßt, wie ganz er selbe in sich verarbeitet habe. Bald darauf ward ein Roman von ihm angekündigt, dem man, durch das Reisejournal signalisirt, mit Spannung entgegensah; 1836 erschien er, überschrieben „Die Epigonen, deutsche Familienmemoiren." Hier hat Immermann, nachdem er mit seinem anmuthigen „Tulifäntchen" von der Romantik Abschied genommen, mit Aneignung goethe'scher Formen einen durchaus modernen Ton angeschlagen und uns Nachgebornen den Spiegel, zum Theil auch die Quelle unserer vermüfften Zustände gezeigt, indem er die Restaurationsperiode mit ihrem barocken, unbefriedigten, strebsamen, unerquicklichen

und eiteln Thun und Treiben seinem Roman zu Grunde legt. Jetzt endlich war dem Dichter eine erweiterte Wirksamkeit auf sein Volk gesichert und, gehoben durch die Gewißheit dieser Wirksamkeit, gab er demselben noch drei Werke: „die Opfer des Schweigens", den „Münchhausen", zuletzt nach seinem Tode, gleichsam als einen tröstlichen Gruß aus dem Grabe, „Tristan und Isolde."

Das Trauerspiel „die Opfer des Schweigens" war ein glänzender Beweis von dem praktischen Talent seines Verfassers, denn, obgleich mit Absicht den bühnlichen Verhältnissen, wie sie einmal sind, angepaßt, errang sich dieses Drama den bedeutendsten poetischen Erfolg. Ich sah es selbst über die Bretter gehen und habe mich also überzeugen können, wie das Ganze, vornehmlich aber der zweite Akt, von hinreißend dramatischer Wirkung. Nur der erste Akt ist etwas brüchig und rissig und will nicht recht von der Stelle rücken. Der Mittelpunkt der Tragödie ist ein hochsinniges Weib Ghismonda, die Tochter des Fürsten Tancred von Salern, um welche ein gezierter, unter glatter Oberfläche böswilligste Absichten hegender Verwandter, der Herzog Manfred wirbt. Ghismonda gibt halb im Scherz ihr Jawort. Unmittelbar darauf aber bringt der alte Ritter Dagobert seinen Sohn Guiscardo an den Hof, und als dieser und die Prinzeß sich begrüßend gegenüberstehen, entzünden sich plötzlich ihre Herzen für einander. Meisterlich ist die Schilderung, wie sich die Liebe der Prinzessin aus der Schale conventionellen Herkommens herausschält. Die Liebenden finden sich während eines Hoffestes im Garten und tauschen ihr süßes Geständniß. Dann aber treibt das starke Mädchen den Geliebten von sich und legt seine Lippen Bezugs ihrer Liebe unter Bann und Schwur:

Schwör' mir, daß deine Lipp' ein festes Siegel
Auf unsres Bundes Buche solle sein!
Daß nicht des Freundes, nicht des Vaters Frage,
Nicht Schmeichelei, nicht List, noch Drohn noch Plage,
Nicht das Versprechen königlicher Ehre,
Nicht, ob der Tod dem Stummen nahe wäre,
Das Siegel und dein Schweigen brechen soll!

Guiscardo schwört und dieser Schwur ist Beider Untergang. Sie sind belauscht worden, Fürst Tancred und Herzog Manfred selbst haben die Prinzessin in den Armen des Jünglings erblickt. Aus Freundschaft für den Vater desselben will Tancred den bösen Handel gütlich schlichten:

Die mild'ste Buße
Ersann ich; nur gestehen soll er, nur
Reumüthig flehn um seines Fehls Vergebung,
Dann schick' ich ihn hinweg mit guter Art.

Doch Guiscardo leugnet, seines Schwures gedenkend, Alles und steigert durch sein hartnäckiges Schweigen den Unwillen des Fürsten bis zur Wuth, so daß dieser dem Jüngling den eignen Dolch aus dem Gürtel reißt und ihn niederstößt. Ghismonda vernimmt die Todesbotschaft mit anscheinender Kälte, während der Schmerz wie eine tolle Furie durch ihre Brust rast. Aber ihr Entschluß ist gefaßt. Nachdem sie dem Geliebten durch ihre Liebe den Tod gebracht, muß sie wenigstens das Andenken des Todten reinigen von jedem Mackel, indem sie sich vor dem versammelten Hof an Guiscardo's Bahre als seine Verlobte bekennt, muß noch mehr, muß ihm nachsterben. So geschieht es. Aber ehe sich Ghismonda tödtet, um mit dem Geliebten wenigstens im Grab vereinigt zu werden, bricht die verhaltene Leidenschaft, der zurückgedämmte Schmerz in Monologen aus, die aus diesem stolzen Mädchenherzen hervorquellen wie blutrothe Korallen:

Mein Haupt! Mein armes Haupt! — Ist es zu denken,
Daß dieses kleine Rund . . .
Der Hölle neunfach-weitgedehnte Kreise
In sich verschließen soll? — Nein, 's ist unmöglich!
Zerlege dir den Greu'l! Vielleicht in Theilen
Faßt ihn dein wundes Hirn. Wie war's? — Guiscardo
Will unsre Lieb' an Tancred nicht verrathen . . .
Tancred? Wer ist das? Ja . . . der war — mein Vater!
Der Fürst wird ungeduldig, und der Dolch
Senkt sich dem Liebsten in die Brust! Das aber
War nur ein Zufall, sagt die Gräfin. —
Zufällig Alles — Zufall, daß der Stoß
Das Herz ihm treffen mußt' . . . und Herzenswunden
Sind freilich tödtlich! — Warum trug er auch
Ein Herz in seiner Brust? — O mein Guiscardo . . .
Ach, unbeschreiblich elend war ich doch!
Elend bis in den Grund des Herzens! Oh! — —
Fließt, fließt, ihr Quellen meiner Augen! Löset
In Zähren mich und thaut mich auf zum Brünnlein,
Dann blink ich an Guiscardo's schattgem Grab!
Sein lieber Geist steigt auf, setzt sich an's Ufer
Und plaudert mit der Nymphe . . .

Wird er das?
Wird er mit dieser Nymphe plaudern? — Halt!
Halt ein, Weichmüthige! Dir ziemt noch nicht,
Die Last von deinem Busen wegzuwälzen
Durch Thränen, die vom süßen Ende sagen!
Hast du die ernste Pflicht erst abgetragen,
Dann darfst du in des Schmerzes Lust zerschmelzen! —
O Gott, ich danke dir, ich bin nicht schuldlos!
Die Unschuld müßt' am ewgen Heil verzweifeln,
Zerdrückt von unverdienter Leiden Last,
Mir bleibt ein Trost! Ich sündigte, kann büßen.

Guiscardo, Schweigender, verklärter Jüngling!
So hart bevortheilt um der Liebe Lohn!
Mein Herz zerspringt und weint sein reuig Blut . . .

Du trugst die volle Seele mir entgegen,
Du warst ein Hymnus, den die Liebe sang;
Die Zärtlichkeit troff wie ein Maienregen
Aus deiner Schwüre einzigsüßem Klang;
Du reichtest in der Minne heilger Frohne
Mir Ueberschwängliches: des Lebens Krone!

Mit einem Worte konntest du dich retten;
Dein hoch Gemüth sprach dieses Wort nicht aus.
Ein duldend Opfer, nahmst du ewge Ketten,
Geschmiedet in des Orcus furchtbar'm Haus;
Ein leichtes Zürnen hätt' ich nur befahren,
Du schweigst und stirbst, auch das mir zu ersparen.

Und ich? — Mich selbst umgränzend und umschränkend,
Nahm ich dich ganz und gab mich dir nur halb.
Es reichte zögernd, feig, verzagt, bedenkend
Dir meine Hand die Myrthe, welk und falb.
Ist Liebe wahr, erstirbt das Selbst im Andern:
Ich zog es vor, so vor mich hinzuwandern. —

Doch blicke nicht verachtend auf mich nieder!
Verwandelt bin ich und gewendet fühlt sich
Mein Innerstes, der schicksalreife Busen!
Es ist die Feuerpein, sie läutert! — Höre
Guiscardo, mein Gelübde! Hört es, Rächer
Des Meineids! Hört die schwörende Ghismonde!
Was ich im Leben schuldig dir geblieben,
Ich zahl' es dir im Tode nun!

Was ich beschloß, daran ist nichts zu mindern,
Mein Werk steht zu verzögern, nicht zu hindern.

Aus blauen Lüften fiel herab der Blitz;
Er zündete, schon steht das Haus in Flammen.
Hier frommt kein Menschenrath, kein Menschenwitz!
Ihr wißt, daß da das Löschen nicht verfängt,
Wo durch sein Wetter Gott den Brand verhängt,
Weil solche Gluten von dem Himmel stammen!

Im nämlichen Jahre, als „die Opfer des Schweigens" in Szene gingen, erschien der „Münchhausen, eine Geschichte in Arabesken." Hier schwingt Immermann einestheils die satyrische Drathgeißel über seine Zeit, als deren Repräsentanten er einen Abkömmling jenes berühmten Lügenmünchhausens auftreten läßt, dessen Abenteuer jüngst der Schweizer Disteli, der Schrecken schweizerischer Finsterlinge jeder Sorte, mit seinem genialen Stift aufs Neue belebte. Dieser jüngere Münchhausen, „dieser Erzkauz und Herzog der Phantasterei, Marquis von Traumland und König aller modernen Zigeuner und Bettelstudenten, gefürsteter Abt **in qualitate qua**, Herr zu Irrlicht, Nebelthau und Wildfeuer, Grand aller böhmischen Dörfer u. s. w." tritt in dem Schlosse Schnick-Schnack-Schnurr unter ein sonderbares Menschentrio, welches besteht aus dem alten Baron von Schnuck-Puckelig, dem die Feudalität zur fixen Idee geworden, aus seiner Tochter Emerentia, welche die Prüderei sentimental überhirnig, und dem Schulmeister Agesel, den eine neumodische Sprachlehre verrückt gemacht, weil er den reinen Urlaut I nicht zu erzeugen vermochte. Zu diesen Menschen, welche an närrischen Idealen laboriren, bildet Münchhausens Bedienter Karl Buttervogel, als die Verkörperung gemeinster Lakaiennatur, den belustigendsten Gegensatz. Das verfallende Schloß ist ein Schauplatz, in welchem sich Witz, Satyre, Lüge und Abenteuerlichkeiten jeder Art bunt durcheinandertummeln und zu einem Ganzen verschlingen, das die bitterste und geistreichste Caricatur auf unsere Zeit und Zeitgenossen. Wenn aber Immermann in diesen Münchhausiaden die zersetzende, kritische Säure über die Gegenwart ausgießt, so entrollt er dagegen in dem positiven Theil seines Werkes, in der Schilderung westphälischen Bauernlebens und in der Erzählung von Oswalds und Lisbeths Liebesgeschicken ein Gemälde naturwüchsigster Composition. Welch eine Fülle von strammen und wahren Charakteren, von echten und schönen Menschen, dieser Hofschulze, dieser Patriotencaspar, dieser rothhaarige Knecht, dieser Diaconus, dieser Hauptmann, dieser Oberamtmann aus dem Schwarz-

wald dieser Oswald und seine blonde Lisbeth! Nie ist das deutsche Volksleben mit so festen Zügen wiedergegeben worden, wie in diesen Szenen auf dem Oberhofe, nie das Gold deutscher Liebe so schlackenlos aus dem Schacht des Herzens zu Tage gefördert worden, wie in den Auftritten, wo sich Oswald und Lisbeth in der Dorfkirche finden, wo sie die zauberische „Idylle in Feld und Busch" durchleben, wo sie ihren Bund siegreich durch Mißverständnisse und gesellschaftliche Hindernisse tragen. Gegen den Ausgang der Dichtung zu hat sich Immermann auf originelle Weise persönlich in dieselbe eingeführt, um selber Hand anlegend die Geschicke seines Helden zu Ende zu führen und die tiefsinnigen „Gedanken in einer Krypte" zu denken:

Dergleichen Krypten oder Klüfte finden sich unter vielen katholischen Kirchen. Sie wurden als Grabeskirchen um die Gebeine der Märtyrer ausgetieft, über welchen sich die Kirchen der alten Zeit erhoben. Denn wie das Heidenthum die Erfindungen des Lebens verewigte und die Stätten festlich bezeichnete, wo das Roß entsprang und der erste Oelbaum gepflanzt wurde, so hat das Christenthum mit seiner Erfindung Besitz von der Erde genommen, mit dem Grabe. Erst das Christenthum hat das Grab erfunden und seine süßen Zauber. Die morschen Knochen der Enthaupteten, Gepfählten und Gesteinigten machten, wo sie lägen, das Land in der Runde umher zinsbar, und über dem Erdreiche, welches das Blut der Zeugen gedüngt hatte, blühten die Riesenblumen, die Dome, auf, in welchen Andacht, Askese, Pracht des Cultus und die Magie der Künste wie ein berauschender Duft wallte und wehte. Geadelt wurden die Grabeskirchen durch den Gedanken an die Katakomben und Höhlen, in welchen die ersten Geschlechter der Bekenner den Auferstandenen feierten, durch den Gedanken an das Grab der Gräber, welches den Auferstandenen zu fesseln unvermögend gewesen war.

Der Wanderer erlebte an diesem einsamen Orte, wo alles Gespenstische, Schattenartige, Sonnenabgewandte der Religion sich zu einer Leichenorgie zusammengefunden hatte, eine jener Stunden, die er seine mystischen nennt, von denen er aber nachmals nur stammelnd Rechenschaft zu geben weiß. In diesen Stunden malt ihm seine Phantasie keine glänzenden Bilder vor, noch erlegt ihm der Verstand, der scharfe Schütz, einen haltbaren Satz, noch treibt ihm das Gefühl Thränen in das Auge, sondern er ist in den Dingen und sie sind in ihm. Ihr wesenhaftes Leben ist der Pulsschlag seines Blutes.

Indem er auf einem der umgestürzten Pfeiler saß, den Kopf auf den Arm gestützt, umspielt von den Lichtern und Schatten dieser Grabeskluft, war er in den frühen, buntgemischten Ursprungszeiten des Christenthums und sah die Götter im Streite mit dem Lamme. Lamm und Olymp kämpfen um die Seelen der gottverworrenen Menschen, die mit der einen Hand sich an dem geheiligten

Zeichen der äußersten Schmach, mit der andern an den Hörnern des Altars anklammern. Sie essen das Fleisch und trinken das Blut des Gottes, um den neuen Bund in sich zu stärken; bis in die Grüfte der Todten wird der verwandelte Wein gespendet, um die Abgeschiedenen von Hades und Tartarus fern zu halten und im Himmelreiche zu consigniren, aber das hilft Alles Nichts, die Götter sind schlau und schleichen sich unter mancherlei Verkleidungen in das feindliche Lager, dort neckenden Mißverstand, Irren und Wirren anzurichten. Der Vogel der Juno spreizt sein Rad an den Wänden der Katakomben aus und schreit von Unsterblichkeit, Bachus der Gott schickt seine Tiger, schleudert den Wurfspieß in den Weinberg des Herrn, Apoll erinnert sich, wie er bei Admeten die Schafe gehütet und maskirt sich als frecher Hirte, frech zeigt sich sogar der Phallus in der Welt, welche Entsagung buchstabirend einlernt, das allerschwerste Wort, das Wort immer wieder von der armen Menschenlippe vergessen. Eigenthümliches Kampfgewimmel, schwärmendes Larvenspiel der Vorstellungen! Wunder auf Wunder müssen geschehen, um die Macht des drängenden Paganismus abzuwehren: diese Zeiten, die man zu den einfachsten, geistigsten des Christenthums hat umprägen wollen, sind die sinnlichsten, materiellsten; man will es mit Händen greifen, das Heilige, der Glaube hat sich in seinen eigenen Tiefen anstatt der Wolken, die Zeus versammelt, und der Furche, in welche Demeter das Korn säet, einen neuen Stoff erzeugt. Dieser Stoff ist die Thräne, das Leiden, das Geheimniß, die Entzückung. Er schwelgt an dem Stoffe, er genießt ihn.

Und nun? — Wer mag die Strömung nennen, in welcher das Schiff unserer Tage fährt? Wer das Wort des Räthsels aussprechen, an dem die Geschlechter der Erde nagen? So viel ist richtig: der Tod und der Himmel sind zurückgewichen in den Hintergrund der Gedanken und auf der Erde will der Mensch wieder menschlich heimisch werden. Heißt das: Er will das Fleisch bei Champagner und Austern emancipiren? Nein. Heißt's: Die Erde soll ihm nur das Mistbeet sein, in dem er sich sein Gemüse zieht? Nein. Sondern mit den Blitzen seines Geistes will er die Erde durchdringen, daß sie geistschwanger werde, er will sich an ihr eine Freundin seiner besten Stunden, eine ernste und doch heitere Gefährtin seiner reifsten und männlichsten Jahre gewinnen.

Und da wird wieder die Religion in das Mittel treten müssen. Denn die Weltgeschichte ist immer nur das Gewand der Gottesgeschichte. Aber wie? Der Athem der Zeit sauset, und wen er berührt, der weiß nicht, wie er gestern dachte, noch wie er morgen denken wird. Abgethan liegt das Mittelalter hinter uns mit seinen zwei Entdeckungen, der Hierarchie und der christlichen Kunst. Die Kunst büßt, wo sie sich jetzt gegen den Himmel wenden will, ihre Naivität ein und mit der Naivität hat eine Kunst ihre Jungfrauschaft verloren und mit ihrer Jungfrauschaft Alles. Denn die Kunst wird nie ehrbare Hausfrau oder Mutter; sie ist entweder Jungfrau oder Metze. Rom kann noch donnern und blitzen, es kann von mancher säuerlichen Stimmung aus-

gebeutet werden, es kann sogar noch großen Nutzen stiften durch Verbindung mit tüchtigen Welfen allzutölpelhaften Gibellinen gegenüber, aber sein Regiment ist vorbei, seitdem selbst mancher Bauer weiß, daß man der Sonne nicht gebieten dürfe, um die Erde zu laufen.

Also eine neue Entdeckung thut der Religion Noth, wenn das dritte Weltalter anbrechen soll. Wie, wenn sie abermals Etwas von einem heiteren Paganismus annähme? Wenn das Formeln- und Dogmenwesen aufhörte und die Satzungen des tridentinischen Concils und die Sätze der symbolischen Bücher sich völlig und ehrlich antiquirten, anstatt die gegenwärtige fictische Herrschaft noch so fortzuschleppen? Wenn die Sprüche des Evangeliums nicht mehr gebraucht würden, die Menschen und die Verhältnisse zu verwirren? Wenn Jeder sich rechtschaffen überzeugte, das Christenthum sei eine von Ewigkeit beschlossene und in Ewigkeit fortzeugende Thatsache, erhaben über die kleinliche Diplomatie, die sich in der Folgerung offenbart: das darf nicht zugegeben werden, denn sonst fällt auch das und das über den Haufen!

Der Geist der Geschichte muß allgemeiner die Geister durchdringen, als bisher geschehen ist. Die Kirchengeschichte muß die Menschen mehr belehren als der Catechismus und das Credo und das Symbolum. Sich inniglich und haltbedürftig als eines der letzten Glieder der großen Kette zu empfinden, die aus unzähligen Ringen besteht, unter denen auch die Secten, die Ketzereien, der Krieg gegen die Waldenser und die Weihnacht zu Canossa so wenig fehlen dürfen, als die Concilien, die Gedanken der Kirchenväter und die Glaubensthaten der Reformatoren — das wird das neue Christenthum sein, welches mit der Krippe zu Bethlehem im Busen der Gläubigen beginnt und in dessen letzter andächtiger Minute die jüngste Offenbarung feiert. Die Erleber dieser neuen Confession (denn Lippen werden nicht oft sie zu bekennen vermögend sein, weil dieses Dogma über das Wort hinausgeht) werden zugleich Katholiken sein und Protestanten und Quäcker und Ketzer. Anfangs wird die Gemeinde klein sein und verachtet oder des abscheulichsten Indifferentismus bezüchtiget, nach und nach wird sie sich ausbreiten und zuletzt die allgemeine Kirche werden. Die Stiftung dieser Kirche wird nicht von dem Willen der Einzelnen abhangen. Unbewußt, durch schwere, vielleicht furchtbare Ereignisse wird der Geist Gottes sein unwiderstehliches Nöthigungsrecht üben. Aber so ausgeweitet, in diesem erschlossenen Bewußtsein, wird der Mensch erst würdig sein, von der Erde auf neue Weise Besitz zu nehmen. Dann wird sie ihm Kränze bieten, deren Duft und Glanz noch Niemand ahnet. In dem Sinne werden der Enkel Enkel wieder Heiden, daß sie es für Gewinn achten, wenn sie einen Gott mehr bekommen.

Der herzliche, nationale Beifall, der seinem „Münchhausen“ ward, fiel wie ein Maienregen in Immermanns Dichterherz, welches zugleich von der Sonne einer Liebe voller Glut und Innigkeit angestralt wurde. Da ist ihm denn farbenhell und düftesüß das Lied von „Tristan und

Isolde" entsprossen, in welchem mit bacchantisch rauschenden Accorden gefeiert wird —

Die Ros' in meines Herzens Thal,
Zu der sich immerdar nur stahl
Das zärteste, das frühste Leuchten
Des Sonnengotts im Morgenfeuchten;
Die züchtge Träumerin versteckt
In bergend Laub und nie gefunden
Vom heißen Tag, zum Gruß geweckt
Allein vom Gruß der trautsten Stunden,
Die hohe, keusche Wunderblüth',
Ewig vollendet im Gemüth:
Das ist die schöne Welt der Liebe,
Das ist die Welt der schönen Liebe!
Der edlen Herzen nährend Brot,
Der süße Gram, die holde Noth!
In ihrem Zauberreiche stehen
Die Schmerzen in der Wonnen Pflicht;
Wem nie von Liebe Leid geschehen,
Geschah von Lieb' auch Liebes nicht.
Ist Einer, der um ihre Schmerzen
Nicht Alles trüg' in seinem Herzen?
Willst du von Liebe was verstehen,
Mußt du zum Born der Liebe gehen!
Was Liebe heißt und Liebe will,
Sagt nicht Prophete, noch Sibyll'.
Im glühen Herzen ausgegohren
Wird hoher Minne Feuerwein,
Und rothe Lippen sind erkoren,
Die Kellnerinnen ihm zu sein.
Setz' an, trink aus mit tiefem Zuge!
Dann lieseſt du im Minnebuche —
Horcht auf! hört zu! Ein neues Lied!
Von alter Lust ein heißes Lied!
Gottfried von Straßburg hat's gesungen,
Ich sing' es nach in meiner Zungen.
Es hätte stets in mir geruht
Und wäre wohl mit mir vermodert,
Doch plötzlich fühl' ich Jugendmuth
Und bin von Jugendglut durchlodert —
Zwei Kellnerinnen im Verein,
Sie schenkten mir vom frischen Wein.

Mit dieser jugendhaften Begeisterung ging Immermann daran, das Hohelied des Mittelalters, wozu die Sage von Tristan und Isolde durch den großen Meister Gottfried von Straßburg geworden, umzudichten in einen epischen Romanzenkranz. Der Inhalt ist also die heißeste, herrlichste Liebesfabel, die Verklärung der Treue bis in den Tod, die Schilderung der über Welt und Menschen triumphirenden Leidenschaft.

Nicht wähnet aber, die ihr prüde seid,
Und die nur freuen kann das müde Leid
Schläfriger Lieb', ich werd' in siechen Tönen
Die schöne Glut der wilden Fabel höhnen!
Noch einmal hört: Bei Seit'
Entweichet, eh' die Kluft sich reißt, so weit
Abscheidend Dümpfelei vom Sang der Minne,
Die sich berauscht im Weine aller Sinne!
Die zarte Brust gehört dem selgen Mann,
Der auch den Leib, den süßesten, gewann;
Holdselige Gewinne,
Um die ich nicht grau Florgewebe spinne.

Die Szene der Dichtung ist Cornwall, Ireland und das Meer, die Inseln und Küsten umher. König Marke, der mit seinem Ritterkreise zu Tintayol residirt, sein Neffe Tristan, Isold' die Alte, Königin von Ireland, ihre Tochter Isolde die Blonde, die treue Magd Brangane, ihr reckenhafter Feldhauptmann Morolt, diese Gestalten treten besonders in den Vordergrund, um sie versammeln sich alle die Gestalten jenes altergrauen Hof=, Ritter= und Liebelebens. Tristan ist der Sohn von Marke's Schwester Blancheflur, die Frucht der Hingabe des liebenden Weibes an den sterbenden Helden Rivalin. Nach dem Tode seiner Mutter, die, von ihrem Bruder verstoßen, in der Fremde gestorben, und nach einer abenteuerlichen Kindheit findet der Jüngling seinen Ohm auf einer Hirschjagd, wo er durch sein kühnes, treuherziges Auftreten Marke's Herz gewinnt. Die Schilderung dieser Jagd, so wie die Romanzen „Sankt Patriks Schiff", „Wirth und Gast" *) und „der Splitter" sind voll

*) In dieser Romanze findet sich folgender „Gesang der Iren am Feuer", eine außerordentlich charakteristische irische Ballade:

Grünes Erin! Stolzes Erin!
Dundoridone, der Bauernsohn
Flehte zur Lady, die lachte voll Hohn:
„Laß deine Schuhe dir flicken mein Traut!"
Ihm rollten die Augen, entstellet er schaut'.
Stolzes Erin!

des echtesten epischen Gehaltes und, ohne auch nur im Entferntesten durch einen Anhauch der berüchtigten epischen Langeweile getrübt zu sein, vielleicht das Vollendetste, was die moderne deutsche Epopöe geleistet. Tristan wird von seinem Ohm als Freiwerber nach dem grünen Erin gesandt, die Hand der jungen Isolde für Marke zu erwerben, nachdem er vorher den tapfern Morolt im ritterlichen Zweikampf erschlagen. Dieser Sieg wäre ihm aber fast theuer zu stehen gekommen, denn die irischen Königinnen erkennen in ihm den Mörder ihres getreuen Feldhauptmanns und wollen ihn tödten, aber seine Liebenswürdigkeit triumphirt über ihr Rachegefühl. Die Königin willigt in Marke's Werbung, um aber den Bund zwischen der jungen Isolde und dem alten Marke nicht unheilvoll zu machen, braut sie einen Liebestrank, welchen Brangane dem Brautpaar reichen soll. Die Schilderung der Bereitung dieses Trankes in der Romanze „Mittagszauber" ist wunderbar schön. Im Mittagsbrand geht die Königin hinaus in die Haide, deren schwüles Brüten wie fühl- und greifbar uns umfängt, und verrichtet ihr geheimnißvolles Werk, die magische Formel raunend:

Als Gott der Herr gehoben die Fraue aus dem Mann,
Da hat er ihr von droben den Othem zugethan,
Den er dem Erstgemachten in Gnaden eingehaucht,
Und Beide sind vom sachten Gottwehen durchgesaugt.
Als Eins im Andern spürte des gleichen Hauches Fluß,
Da lechzt ihr Mund, erkürte den ersten Liebeskuß.

Grünes Erin! Stolzes Erin!
Dundoridone, der Bauernsohn
Lief in die Hütte und knirschte mit Hohn!
„Hast mir, o Vater, die Lady geraubt!"
Zerschmetterte seinem Vater das Haupt.
Stolzes Erin!

Grünes Erin! Stolzes Erin!
Dundoridone, der Bauernsohn
Stürzte zum König, den Tollen sie flohn.
„König, du hast mir die Lady entehrt!"
Er griff nach dem König und Königes Schwert.
Stolzes Erin!

Grünes Erin! Stolzes Erin!
Dundoridone, der Bauernsohn
Lacht hinter Eisen im Thurme, dem hoh'n:
„Brav, daß ihr sperrtet hier oben mich ein
So kann Gott vierzehn Tage noch Weltfürste sein!"
Stolzes Erin!

Die düstern Erdenschranken stehn zwischen Du und Du,
Sie sperren die Gedanken des Ein' und Andern zu.
Doch ward gestürzet nieder die Schrankenwand von Koth,
So strömet hin und wieder die Liebe bis zum Tod.
Keins kann vom Andern bleiben, das schrankenlos gesehn
Im Anderen das Treiben von Gottes Othemwehn.

Die Königin überliefert Branganen den Liebestrank und, von dieser begleitet, führt Tristan Isolden als die Braut seines Ohms zu Schiff nach Cornwall. Unterwegs spinnt sich der Liebesfaden zwischen Tristan und Isolden weiter, aber kein Laut, kaum ein Blick verräth es. Das Hochgefühl der Ehre hält den Jüngling, das der Pflicht die Jungfrau zurück. Da ereignet es sich, daß sie einmal zufällig im Fahrzeug allein bleiben, während sich das Schiffsgefolge auf der Nonneninsel von Brangane die heitere Episode vom „steinernen Fingerzeig" erzählen läßt. Isolde fühlt in der Mittagshitze Durst, Tristan, den ebenfalls dürstet, sucht nach einem Trank, der Zufall läßt ihn das Gefäß mit dem Zaubertrank finden, und, denselben für ein unschuldiges Getränk haltend, leert das Paar den verhängnißvollen Becher. Die Wirkung tritt jählings ein, die in ihren Herzen heimlich brütende Liebe mit inbrünstiger Gegenseitigkeit hervor und hier malt nun der Dichter den Rausch der Sinne, den Taumel der Leidenschaft, die Verzückung der Lust mit brennenden Farben. Brangane wird von heimlicher Angst nach dem Schiff zurückgetrieben, und, in dessen Räumen die Herrin suchend, findet sie das Gefäß mit dem Minnetrank nicht mehr an seinem Ort, die Ahnung des Geschehenen durchblitzt sie, jagt sie auf das Verdeck, auf welchem das Schiffsvolk für Isolde gegen den Sonnenbrand ein Zelt errichtet hat, hier muß das Paar sich finden —

Ein lauter, wilder Schrei entfährt
Branganen, jammerdurchgezehrt.
Ohnmächtig sinkt sie, greift beim Fallen
Gewaltsam in das Laken. Wallen
Und Reißen, Sturz von Tau und Tuch
Und Stangen, so die Schirmwand halten!
Da stehen frei auf Deckes Bug
Die beiden herrlichen Gestalten,
Frei da vor Sonne, Licht und Meer,
Frei da vor Gott, dem höchsten Seh'r.

Sie hören nicht Branganens Schreien,
Nicht wie die Stangen gefallen seien,
Sie hören nur den Sphärensang,
Den Seel' in Seele himmlisch klang.
Sie denken nach dem Tiefgespräche,
Geführt in seliger Ewigkeit,
Als ihre Geister wie zwei Bäche
Rannen am Thron vor Welt und Zeit,
Isolde sauget Gott aus Tristan,
Und Gott entküßt Isolden Tristan.

Sie weilen in dem himmlischen Tod.
Gefallen ist die Schrank' aus Koth.
Ihr wonnemüdes Auge blindet
Am Göttlichen, das Jedes findet
In seines Liebsten Eigenthum.
Sich immer inniger zu drücken
An Tristan, ist Isoldens Ruhm,
Und immer fester zu umstricken
Isolden, glühet Tristan, weint,
Daß nicht die Leiber ganz geeint.

Sie sagen Nichts. Nur süßen Schalles
Haucht: Du! bisweilen — das ist Alles —
Von ihm zu ihr, von ihr an ihn,
Wenn sie die Lippen dem Kuß entziehn.
Urbestes woll'n sie offenbaren,
Und können sagen Nichts als: Du!
Im Ewigreinen, Ewigklaren
Sehn sie einander jubelnd zu,
Und schenken sich in heilgen Scherzen
Den Hauch vom liebeschwangern Herzen.

Keins fragt: Ach, woher kam mir dieß? —
War nicht der Mensch im Paradies?
Sie fühlen auf leere Tag und Nächte
Sich in des Paradieses Rechte.
„Es faßte mich mein liebes Mein,
Ich faßte, was mir war entwunden,
Wie konnt' es jemals anders sein?
Und anders wir, als so verbunden?"
So denket stumm Isold', Tristan,
In denen Gegenwart nur rann.

Die holden, die geliebten Sünder,
Sie wissen: Wir sind Gottes Kinder! —

„Das ist die Brust, die mir gefällt,
Nichts weiter gibt es auf der Welt.
Wenn mir der Himmel wiederblauet
Aus ihrem Auge, glaub' ich ihm,
Die Gnade, der mein Herz vertrauet,
Ist: Er mit mir und ich mit ihm.
Ich bin in dir zerschmelzt, verronnen,
Und ich in dir erglüht, entbronnen."

Das ist das schweigende Geschwätz,
Lautlos nach eigenem Gesetz
Der Liebe, so ihr Wort gesprochen
Von Anbeginn durch Aderpochen
Und durch den feuchten Blick, umträumt
Von dunkler Wimper Schattensaume,
Wenn brausend auf die Gährung schäumt
Des Gottestraums im Menschentraume;
Die Rede, die nicht enden mag
Und überdau'rt den jüngsten Tag,
Verschonet von des Richters Spruche,
Von seinem Bann und seinem Fluche.

Hieraus kannst du ersehen, in welcher Weise Immermann das alte Lied, die alte Lust, das alte Leid wieder belebt hat. Leider sollte er seinen Sang nicht vollenden. Er führte die Liebenden nur auf den Höhepunkt ihres Minneglücks, es war ihm verwehrt, ihre Schmerzen mit ebenso schwermuthsinnigen Klängen zu schildern, wie er ihre Wonnen mit aufjauchzenden Jubeltönen geschildert, er konnte das liebe, liebe Paar nicht in ihr gemeinschaftliches Grab begleiten, nicht mehr die treue Brangane vorführen, wie sie Rose und Rebe auf dasselbe pflanzt, deren Zweige sich unauflöslich verschlingen. Er ging selbst zu Grabe. Der Tod zerschlug mit tückischer Knochenfaust jählings das goldene Saitenspiel, gerade als es am volltönendsten aufrauschte unter der starken Dichterhand.

7.

Dietrich Christian Grabbe.

„Du warst ein Dichter!"

Vor Jahren stand ich einmal in den Alpen, im wildesten Theil des Gebirges mit einem Freund unter dem Vordach einer verlassenen Sennhütte, während sich ein schweres Gewitter über die mattglänzenden Firnen hereinwälzte, mit seinem schwülen Dunkel das scheidende Tageslicht verdrängte und vor uns und hinter uns Alles in halbes Dämmer hüllte. Ein pfeifender Wind brauste aus den Schlünden um uns auf, fegte schrillend durch den hohen Tannenforst, der gerade vor uns sich breitete, wühlte in dem stäubenden Gischt des Wasserfalls, der neben uns hinabtollte in die schwindelnde Tiefe, und brauste dann hinaus in das offene Land, fanfarenhaft den Beginn der Wolkenschlacht zu verkünden. Und sie begann. Uns zu Füßen, uns zu Häupten ballten sich die schwarzen Dunstmassen zu chaotischen Knäueln, schoben und hoben sich rück und vor, prallten wüthend an die Granitstirnen der Berge, gossen über die unentweglichen Eiskolosse Ströme von schwefelfarbenem Feuer und grollten sie an mit Donnerflüchen, ob denen die Erde erbebte nah und fern. Aber die Bergriesen verharrten in ihrer ewigen Majestät. Wie kaltes Spottgelächter ob dem unfruchtbaren Wüthen des elektrischen Feindes schütteten sie von ihren Felsenklippen im Blitzgefunkel grünlich schillernde Gletscher thalwärts und warfen endlich, wie unwillig über die Störniß ihrer Götterruhe, Lauwinen hinab in die Gründe, deren zerstörendes Gejauchze die Donner des Himmels überbrüllte. Und die Wetter erkannten die Eitelkeit ihres Stürmens. Mälig drängten sie ihre Massen hinaus, hinunter in niedrigere, flachere Gegenden, ihr Drohen verhallte in der Ferne, gleich verklingenden Chören einer Aeschyleischen Tragödie, während der Boden unter unsern Füßen noch immer von Lauwinenstürzen nachzitterte; ein kurzer, warmer Regen ging durch die Berge, wie

schnelles Aufathmen der Natur, dann zerriß der Dämmerflor ob unsern Häuptern, der Wald hauchte seinen frischen Athem zu uns herauf, groß und kalt begannen die Sterne herabzublicken und in dem letzten bleichen Schimmer des Abendroths, der noch im Westen zauderte, hob sich von einem der Gipfel des Gebirges ein Adler, mit mächtigem Flügelschlag in die Unendlichkeit des Himmels hinaufstrebend, eine alpenhafte Siegeshymne.

Da ergriff der Freund meine Hand und sprach mit leuchtendem Auge den Namen: „Grabbe!“ aus.

Du hasts getroffen, erwidert' ich, „gigantisch toll, titanisch unbändig, grandios und furchtbar, die Seele emportragend aber auch mit Entsetzen durchschüttelnd, prächtig und grauenhaft, ein Hochgewitter in den Alpen, so ist Dietrich Christian Grabbe.

Ein großer Poet hat einmal geschrieben: Wir forschen so gern nach Notizen über die wirklichen Lebensbeziehungen der Dichter. Diese Neugier ist um so thörichter, da die Größe der äußern Ereignisse ihres Lebens in keinem Verhältniß steht zu der Größe der Schöpfungen, die dadurch hervorgerufen wurden. Jene Ereignisse können sehr klein und scheinlos sein und sie sind es gewöhnlich, wie das äußere Leben der Dichter überhaupt gewöhnlich sehr klein und scheinlos ist. Ich sage scheinlos und klein, denn ich will mich keiner betrübsamern Worte bedienen. Die Dichter präsentiren sich der Welt im Glanze ihrer Werke, und besonders wenn man sie aus der Ferne sieht, wird man von den Stralen geblendet. O laßt uns nie in der Nähe ihren Wandel beobachten! Sie sind wie jene holden Lichter, die am Sommerabend aus Rasen und Lauben so prächtig hervorglänzen, daß man glauben sollte, sie seien die Sterne der Erde, daß man glauben sollte, sie seien Diamanten und Smaragde, kostbares Geschmeide, welches Königskinder, die im Garten spielten, an den Büschen aufgehängt und dort vergessen, daß man glauben sollte, sie seien glühende Sonnentropfen, welche sich im hohen Grase verloren haben und jetzt in der kühlen Nacht sich erquicken und freudeblitzen, bis der Morgen kommt und das rothe Flammengestirn sie wieder zu sich heraufsagt. Ach, suche nicht am Tage die Spur jener Sterne, Edelsteine und Sonnentropfen! Statt ihrer siehst du ein armes mißfarbiges Würmchen, das am Wege kläglich dahinkriecht.

An diese Worte werde ich erinnert, indem ich mich anschicke, dir einen Umriß von Grabbe's Leben und Dichten zu geben, denn so groß-

artig und leuchtend das Letztere ist, so mühselig und peinlich das Erstere. Allein ohne Grabbe's unstätes, zerrissenes, zerbröckelndes Leben zu kennen, weiß man das Zerklüftete, Schroffe, alles auf die Spitze Stellende, keck Hingeworfene seiner Werke kaum zu deuten, und so hat sich E. Duller durch seine schonungslose, Nichts verhüllende Biographie ein Verdienst um deren Helden sowol als um das Publicum erworben.

Grabbe wurde am 11. December 1801 zu Detmold geboren. Sein Vater, ein stiller Mann, wirkte wenig auf ihn ein, desto gewaltsamer und fluchwürdiger seine Mutter, die den Knaben vom vierten Lebensjahr an mit geistigen Getränken berauschte, ihm solche sogar Nachts vor's Bett setzte. Freilich scheint Grabbe von seiner Mutter auch jene geniale Unbändigkeit überkommen zu haben, die ihn in der Poesie unsterblich gemacht. Der Verschrobenheit der Mutter wirkte ein Freund der Familie, der Archivrath Clostermeier, nachdrücklich entgegen und wenn er auch die bizarren Eigenthümlichkeiten und Schroffheiten des Knaben nicht zu meistern wußte, so machte er doch dessen Wißbegierde fruchtbar und suchte selbe auf das rechte Feld hinzulenken. In das Gymnasium seiner Vaterstadt aufgenommen, entwickelte Grabbe einen eisernen Fleiß und schon damals scheint ihm jene tiefe Verständniß der Historik aufgegangen zu sein, die er später in seinen historischen Dramen so glänzend beurkundete. Seine Sinnesart aber nahm inzwischen an Störrigkeit und Eigensinn immer zu und er selbst gestand später, er habe jeder Ermahnung nur „riesenhafte" Widerspenstigkeit entgegengesetzt. Eine krankhafte Furcht, sich lächerlich zu machen, begann sich in ihm auszubilden, und darum hüllte er den Kern seines Wesen in schroffe Kälte, verbarg ängstlich seine liebsten und schönsten Gefühle und sprach gewöhnlich gerade das Gegentheil von dem, was er dachte. Auf Clostermeiers Antrieb arbeitete er diesem unseligen Hang zur Unwahrheit, dieser Furcht und Blödigkeit entgegen und vermochte es wenigstens über sich, bei einer öffentlichen Feier des Gymnasiums, die Hoheit und Glut seines Geistes in dem Vortrag von Schillers „Glocke" vor einer zahlreichen Versammlung zu offenbaren. Um diese Zeit begann sich auch die Poesie, die bisher als stumme Puppe auf dem Grund seiner Seele geruht, aus ihrer Hülle loszuschälen. Großgezogen mit dem Wein des Aristophanes und Shakespeare, begann sie in bacchantischer Schöpfungslust zu rasen, ihren Träger mit sich fortreißend, wie das wilde, zügellose Steppenroß den Mazeppa mit

sich fortriß. In seinem neunzehnten Jahre begann Grabbe seine „Räuber“ zu dichten, den „Herzog Gothland“, in welcher Tragödie „seine Schöpferkraft wie ein entfesselter Löwe, der vor Freiheitslust brüllt und die Mähnen schüttelt, unbändig, seinen Weg mit Blut zeichnend, ohne Bahn und Ziel im Reiche der Lebendigen umhertobt.“ Einen sprechenden Beleg hiezu mag der Monolog geben, in welchem Gothland, nachdem er seinen Bruder Friedrich, den er fälschlicherweise für den Mörder seines Bruders Manfred gehalten, erschlagen, seine Verzweiflung ausrast wie folgt:

Jetzt seh' ich's ein: beschränkt
An Geist und Sinn, beherrscht durchs kranke Herz,
Nicht einmal klug genug, um Tugend von
Dem Laster klar zu unterscheiden, scheint
Der Mensch gemacht zu sein,
Daß über ihn die Hölle triumphire.
Drum, wie sich auch der Edle wehrt, um nicht
Zu fallen, — fehlen, fallen muß er doch,
Denn selbst die Thaten seiner Tugend werden
Zu Frevelthaten durch des Schicksals Fügung. —
Wie das Meer,
So wird das All von einem Maalstrome
Durchströmt, — einmal muß Jedes, was da ist,
Ihn kreuzen, aber Keins vermag es, so
Gehn denn die Millionen in ihm unter!
Jedoch vor Allen Wehe uns, die uns
Der Mutterschooß an diesen Erdball ausgeworfen hat,
An diese Klippe in dem Ozean
Der Wellen! Wer ihr naht, der ist verloren!
Zum Brandmale für ewge Zeit hat ihr
Die Sonne die Sahara eingebrannt! —
Der Mensch erklärt das Gute sich hinein,
Wenn er die Weltgeschichte liest, weil er
Zu feig ist, ihre grause Wahrheit kühn
Sich selber zu gestehn!
Nein, nein!
Es ist kein Gott! Zu seiner Ehre
Will ich das glauben!
(Donnerschläge.)
Ei, wie
Die Ohrwürmer rumoren!

Wär' ein Gott,
So wären keine Brudermörder!
Ich glaube, daß es Panther gibt,
Ich glaube, daß es Bären gibt,
Ich glaube, daß die Klapperschlange giftig ist,
Allein an Gottes Dasein glaub' ich nicht!

(Donnerschläge.)

Still,
Verdammte Ohrwürmer! — Der Mensch
Trägt Adler in dem Haupte
Und steckt mit seinen Füßen in dem Kothe!
Wer war so toll, daß er ihn schuf?
Wer würfelte aus Eselsohren und
Aus Löwenzähnen ihn zusammen? Was
Ist toller als das Leben? Was
Ist toller als die Welt?
Allmächt'ger Wahnsinn ist's,
Der sie erschaffen hat!
Wahnsinn? Nein,
So gräßlich wär' der Wahnsinn nicht!

(Donnerschläge.)

Horcht, horcht!
Das sind die Fußtritte des Schicksals! —
O, jetzt erst, jetzt erst begreif' ich euch,
Ihr himmelstürmenden Giganten!
Zerstörend, unerbittlich, Tod
Und Leben, Glück und Unglück an
Einander kettend, herrscht
Mit Alles niederdrückender Gewalt
Das ungeheure Schicksal über unsern Häuptern!
Aus den Orkanen flicht
Es seine Geißeln sich zusammen
Und peitscht damit die Rosse seines Wagens durch
Die Zeit, und schleppet, wie
Der Reiter an des Pferdes Schweife den
Gefangnen mit sich fortreißt,
Das Weltall hinterdrein!
Die Himmelsbogen sind gekrümmte Würmer
Und krampfhaft ringeln sie
Sich unter seinen Füßen
Die Menschenherzen sind der Staub,
Worauf es geht!

O immer, immer mehr
Begreif' ich euch, Giganten!
Was ist natürlicher, als Himmelssturm? —
Geschick! so zischt es, wenn der Pfeil,
Der auf den Todesfeind geschossen war,
Ins Herz des Bruders fliegt! Geschick! so zischt
Das Blut, das aus der Wunde spritzt — Geschick nur?
Nichts weiter? — O, der Glaube an
Ein Schicksal ist nicht furchtbar, hold und tröstlich
Ist dieser Kinderglaube aus der Zeit
Der Griechen, welche noch nichts Schlimmres ahnten! Das
Geschick ist grausam und entsetzlich,
Doch planvoll, tückisch, listig ist es nicht!
Allmächtge Bosheit also ist es, die
Den Weltkreis lenkt und ihn zerstört!
Was zittre ich?
Weßwegen flüstre ich's so leise?
Ei, darf der Hund in seine Kette beißen,
So darf es auch der Mensch.
Ja, Gott
Ist boshaft, und Verzweiflung ist
Der wahre Gottesdienst! (Donnerschläge.)
Hu, wie
Die Nachtigallen zwitschern!
Weil es verderben soll,
Ist das Erschaffene erschaffen!
Deßhalb ist unsers Leibes kleinster Nerv so
Empfänglich für den ungeheursten Schmerz,
Deßhalb sind unsre Glieder so zerbrechlich,
Deßhalb sind wir so fasernackt geboren!
Daß die Verführung sicher uns
Beliste, wurden wir
Mit Dummheit reichlich ausgestattet, und
Unsterblich sind wir für — die Höllenstrafen!
Weil es verderben soll, ist das Erschaffene
Erschaffen! Wie ein ries'ges Henkerrad
Kreist dort der sogenannte Himmelsbogen;
Die Tage und die Nächte, Sonne, Mond und Sterne sind
Wie arme Delinquenten drauf geflochten, und
Mit aufgesparten Gnadenstößen
Zerrädert und zermalmt er sie!
Pfui, pfui, wie eckelt mich die Schöpfung an!
Der Jahreszeiten wechselnde

Erscheinungen, die immer wiederkehrenden
Verwandlungen an dem
Gestirnten Firmament — was sind sie anders, als
Ein ewges Fratzenschneiden der Natur?
Wie mich
Die Sonne angrinst! Was will sie? Meint sie,
Ich wär' ein Brudermörder? Oder lacht sie
Mich aus? Sie lacht und lacht bei Freud' und Leid,
Sie kennet keinen Schmerz! — Ha, Sonne, könnt'
Ich dich einmal bei deinem Stralenhaare packen,
Am Felsen wollt' ich dein Gehirn zerschmettern,
Um dich, was Schmerz heißt, fühlen lassen! —
Zwar hab' ich gemordet, doch —
(Donner und Blitz.)
Wem drohet ihr,
Ihr Blitze? Etwa mir? O, ich
Bin nur ein Mörder, aber
Mordbrenner seid ihr!
Zwar habe ich gemordet, doch Morden ist
So schlimm nun grade nicht. —
Vor wem sollt' ich erröthen?
Ei, mordet jene schwärende, gift=
Geschwollne, aufgebrochne, eiternde
Pestbeule, die ihr Sonne nennt und als
Das Ebenbild der Gottheit ehrt, nicht auch?
Wie an der Amme Brust das Kind, so liegt
An ihr das durstge All, — boshaft tränkt
Sie es mit ihrer fieberheißen Milch;
Daß sie zum Mord aufgähren mögen, tropft
Sie Feu'r in unsre Adern,
Und zärtlich, wie 'ne Mutter, brütet sie
Die lieben Krokodile aus den Eiern!
— Vor wem sollt ich mich fürchten?
Du Himmel, darfst mich nicht verdammen,
Du selber schmiedest aus des Sommers Flammen
Dicht unter deinem blaugewölbten Sitz
Den schwefelsprühnden Blitz!
Du thust ihn an mit rothem Prachtgefieder,
Du lehrst ihn seine Donnerlieder,
Du leihst ihm thurmeinschmetternde Gewalt,
Räumst ihm das Weltrund zum Versengen ein:
Da flammt die Stadt, die Feuerglocke schallt,
Und lachend jauchzt der Donner hinterdrein!

Nicht wahr, in diesem Gothland kündigt sich der Aufgang eines wirklichen und wahren Sternes am deutschen Dichterhimmel an, eines Sternes, der regellos und in flammender Ungebundenheit, kometenhaft ins Unermeßliche hinschweift?

Im Frühling 1820 ging Grabbe nach Leipzig, um die bestimmt ausgesprochene Absicht, Jurist zu werden, auf der dortigen Hochschule zur That zu machen. Er gab sich mit vollstem Eifer seinem Fachstudium hin, und so ungewöhnlich war er geartet, daß sein brennender Durst nach sinnlichem Genuß, den er befriedigte, so weit seine beschränkten Mittel nur immer reichten, seinem Fleiß durchaus keinen Abbruch that, wohl aber seiner Gesundheit. Die Folgen orgienhafter Genüsse warfen ihn aufs Lager und unter den Krämpfen höllischer Schmerzen vollendete er den „Gothland.“ 1822 nach Berlin gegangen, um seine Studien zu vollenden, ließ er sich durch die Aufführung Shakespearescher Dramen zu neuer Produktion stimmen, so daß in dieser Zeit das kleine Trauerspiel „Nannette und Marie,“ das burleske, cynisch witzige, scharfstachelige Lustspiel „Scherz, Satyre, Ironie und tiefere Bedeutung“, das dramatische Mährchen „Aschenbrödel“ und die herrlichen Bruchstücke der Tragödie „Marius und Sulla“ entstanden, schrieb die kecke Abhandlung über die Shakespearomanie, geht mit Heine, Köchy und Uechtritz um, darbt, leidet totalen Mangel oder lebt tagelang von trockenem Brot und wirft in verbissenem Grimm einmal die Aeußerung hin: er wisse nicht, ob er ein Genie sei, wie die Leute sagen, das nur sei ihm klar, daß er mit dem Genie ein Kennzeichen gemein habe, den Hunger. Zum zweitenmal kommt ihm hier die Grille, Schauspieler zu werden. Er verwindet sie, geht 1823 nach Leipzig zurück, von da nach Dresden, wo er von Tieck ein Urtheil über den „Gothland“ erbittet und ein aufmunterndes erhält, reist im Herbst selben Jahres in die Heimat zurück, meldet sich zum Diensteramen, besteht es im Juni 1824, wird in die Zahl der practicirenden Advocaten eingereiht, lebt zwei Jahre hindurch mit leidenschaftlicher Hingebung seinem Amt, faßt aber dann plötzlichen Ekel daran und fühlt sich von seiner Existenz überhaupt bis zur Verzweiflung angenüchtert. Clostermeier, der alte treue Freund, suchte mit Rath und That zu helfen. Er glaubte, Grabbe könne durch amtliche Beförderung aus seiner Verdumpfung aufgerüttelt werden, und täuschte sich nicht, denn als auf seine Empfehlung hin der Landesfürst, welcher Grabbe

wohlwollte, diesem ein erledigtes Auditeuriat übertrug, fühlte er sich in seiner militairrichterlichen Würde wieder glücklicher und behaglicher. Zur Erhöhung seiner guten Stimmung trug auch der buchhändlerische Antrag bei, seine bisher verfaßten dramatischen Werke zu verlegen, welchen ihm Kettenbeil von Frankfurt aus machte, der lang gehemmte poetische Drang forderte wieder seine Rechte, 1828 machte sich Grabbe an die Ausführung der riesenhaften Idee, Don Juan und Faust, die beiden extremen Seiten des Menschenlebens, Materie und Geist, in einer Tragödie zu verschmelzen, den Dualismus der Menschheit dramatisch zu veranschaulichen, und in raschem Zug schuf er diese „moderne Titanomachie," granitschwer in den Tiefen der Erde wurzelnd und aargleich in die Himmel hineinfliegend gleich dem „Prometheus" des Aeschylos. „Don Juan und Faust," diese Dichtung war ein poetisches Gewitter, welches in die Schwüle der Restaurationsliteratur hineinschlug mit reinigenden Blitzen und mit zeugungskräftigem Donner eine neue Literaturperiode ankündigte. Das Trauerspiel beginnt in Rom, und Don Juan entwickelt in einem Gespräch mit seinem burlesken Diener, dem berühmten Leporello, seine Philosophie der Liebe und bekennt die Leidenschaft, die er für Donna Anna, die Tochter des spanischen Gesandten Don Gusman gefaßt, und verkündigt seine Absicht, sie zu besitzen. Leporello erinnert an den Bräutgam Anna's:

Der Narr
Heißt Don Octavio und ist ein Herr
Von Bildung, feinem Aeußern, nettem Herzen,
Er trägt sich schwarz, führt weiße seidne Handschuh',
Lebt mäßig, gibt nicht Anstoß, tanzt gut, reitet
Erträglich, spricht französisch, kann mit Anstand
Im Kreise der Gesellschaft sich bewegen,
Und schreibt vielleicht sogar auch orthographisch.

Don Juan fügt bei:

Dergleichen Schuften in den Weg zu treten,
Ist mir die höchste Seligkeit —

und als ihm Leporello vom Liebesziel spricht, gibt er seine romanische Lebensansicht, jenes Nehmen des Lebens, wie es sich gibt, jenes Pflücken des Tages, das, ohne für das Morgen vorauszusorgen, den südlichen Völkern eigen und in dem Don Juancharakter seinen höchsten Ausdruck gefunden gegenüber dem ewigen speculativen Gelüsten des germanischen

Stammes, das sich in dem stets unbefriedigten, rastlos einem Zweck und Ziel nachjagenden, das Leben nicht genießen, sondern ergründen wollenden Faustcharakter in seiner ganzen Großartigkeit und Unglückseligkeit zeigt, diese romanische Lebensansicht gibt Don Juan preis in den Worten:

Weg mit dem Ziel,
Nenn' es mir nicht, ob ich auch darnach ringe —
Verwünscht ist der Gedanke: jedes Ziel
Ist Tod — Wohl dem, der ewig strebt, ja Heil,
Der ewig hungern könnte —

worauf Leporello, der, wie Don Juan den ideellen, seinerseits den materiellen Sensualismus repräsentirt, entgegnet:

Danke!
Ich merk's, ihr laßt mich hungern nach Principien,
Wenns nur mein Magen duldete, doch der
Ruft immerdar: Heil ihm, der ewig frißt!

Don Juan befiehlt seinem Diener zu krakeelen, um Donna Anna an's Fenster zu locken, und als sie wirklich an demselben erscheint, ruft er aus:

Ha, wie ein Goldadler reißt
Der Blitz sich los vom Gipfel des Nachthimmels:
Der Eichwald stürzt vor ihm zu Staub und flammt
Dabei empor in seliger Vernichtung —
So sink' ich hin zu deinen Füßen, Weib,
Und jauchze dennoch laut, daß ich dich liebe!

Der Vater der Donna erscheint auf der Bühne, Don Juan gibt sich ihm als Spanier zu erkennen und in ihrem kurzen Gespräch läßt Grabbe spanische Grandezza, spanisches Nationalgefühl plastisch hervortreten, in südlich feuriger, eines Granden von Spanien würdigen Weise den Don Juan seinen Patriotismus aussprechen in dem Ausruf:

O kein Donner an
Dem Himmel und kein Laut auf Erden, quöll'
Er auch von schönster, süß'ster Lippe, gleicht
An Macht dem Worte: Vaterland! Weit mehr
Als muthiges Geschmetter der Trompete
Hat es schon in dem Kampf mein Herz erregt.
Verächtlich ist der Stolz des Einzelnen,
Doch herrlich, wie die Heimat selbst nur sein mag,
Ist auch der Stolz auf sie.

Don Juan denunciirt dem Don Gusman den deutschen Zauberer Faust als Nachsteller seiner Tochter und bietet sich ihr zum Ritter an, allein

sein Antrag wird von dem Vater kühl abgelehnt, indem er behauptet, in ihrer eigenen Ehre finde Donna Anna genug des Schutzes. Dieß entflammt die Begierde Don Juans nur mehr, die Schilderung, welche der Vater von seiner Tochter entwirft, gibt ihm den Gedanken ein, daß es göttlich sein müsse, über solch ein Weib zu triumphiren, denn:

Welten können
Verwaist und ohne Seele rollen durch
Den leeren Raum, doch wo ein fühlend Herz schlägt,
Da regen Welten, Sterne, Sonn' und Mond,
Des Morgens Roth, des Abends falber Glanz
Mit allem Schmerz und aller Freude, eng
Verschlungen im allerengsten Kreis —
Gewaltger Herz = als Welt = Eroberer!

Hierauf läßt sich Don Juan von Don Gusman zur Hochzeit Donna Anna's einladen, verabredet, statt sentimental zu jammern, mit seinem Diener rasch einen Anschlag gegen das Mädchen und geht heiter zu einer Spielpartie. Die folgende Szene führt uns zu Faust, der in einsamer Zelle auf dem Aventin die faustische Verzweiflung seines zweifelumschnürten Herzens ausströmt und in dieselbe ein Klaglied um sein armes, deutsches Vaterland einflicht:

— — O welche Flammenschrift brennt mir im Haupte?
„Nichts glauben kannst du, eh' du es nicht weißt,
Nichts wissen kannst du, eh' du es nicht glaubst!"
Kein irdischer Geist, der dieses Räthsel ahnt
Und nicht nach seiner Lösung seufzte, — keiner
Der sie gefunden. Selig die, die schwach
Genug sind, um vom Schein geblendet, Schein
Für Licht zu halten, blindlings glauben, weil
Sie blindlings hoffen! Die schlaftrunknen Seelen!
Doch lieber will ich unter Qualen bluten,
Als glücklich sein aus Dummheit! — Erdball, Boden,
In dem ich wurzeln muß, der mich geboren —
Ein ausgerissener, ausgedorrter Stamm
Bin ich, wenn ich in deinem Mark den Fuß
Nicht fassen, Kraft und Freude nicht draus ziehn kann,
Wenn ich entwurzelt mich in jenen Abgrund,
Der bläulich über unsern Scheiteln dämmert,
Voll der bigotten Hoffnung stürzen soll,
Daß dort in wüster Unermeßlichkeit
Und Ferne aufzufinden sei, was ich
Im nahen, engen Raum nicht finde!

Nah!
Was ist mir näher als das Vaterland?
Die Heimat nur kann uns beseligen,
Verrätherei, die Fremde vorzuziehn!
Nicht Faust wär' ich, wenn ich kein Deutscher wäre!
O Deutschland, Vaterland, die Thräne hängt
Mir an der Wimper, wenn ich dein gedenke!
Kein Land, das herrlicher, als du, kein Volk,
Das mächtger, edler als wie deines! Stolz
Und stark, umkränzt von grünen Reben, tritt
Der Rhein dem unverdienten Untergang
In Niederlandes Sand entgegen, kühn
Und jauchzend stürzt die Donau zu dem Aufgang,
Unzähl'ge deutsche Adern rollen grad
So stolz und kühn als Deutschlands Ströme! —
Deutschland, Vaterland! — und nicht einmal
Im Schlachtfeld konnt' ich für dich kämpfend fallen —
Du bist Europa's Herz, ja, ja, zerrissen,
Wie nur ein Herz es sein kann!

Er beschließt in seinem trostlosen Unbefriedigtsein, sich der Hölle in die Arme zu werfen, um von ihr Lösung der quälenden Räthsel der Menschheit zu heischen, welche ihn dem Wahnsinn entgegenjagen:

Ich sucht' die Gottheit
Und steh' am Thor der Hölle — doch noch kann
Ich weiter schreiten, weiter stürzen, wär'
Es auch durch Flammen — Ziel, ein Endziel
Muß ich haben! — Gibt es einen Pfad zum Himmel,
So führt er durch die Hölle, mindestens
Für mich — Wohlan ich wag' es!

Er beschwört den Teufel, verschreibt sich ihm und sagt:

Dafür fordr' ich
Daß du Welt und Menschen,
Ihr Dasein, ihren Zweck mir hilfst enträthseln —
Daß du mir den Weg zu zeigen suchst, auf dem ich Ruh'
Und Glück hätt' finden können.

Satan entgegnet, das Glück liege eben in der menschlichen Beschränkung, welcher sich Faust immer zu entringen suche. Er spricht ihm von der Art und Weise, in welcher Don Juan das Leben zu genießen wisse, und bietet ihm den Besitz Donna Anna's. Faust verwirft diesen Antrag verachtungsvoll und befiehlt seinem infernalischen Diener, ihn im Flug

um das Weltall zu tragen. Im zweiten Act erwartet Don Juan die Donna Anna im Garten mit den Worten:

Der Tag
Ist wundervoll. Selbst die Ruinen stralen
In seinem Schimmer wie verklärte Geister —
Solch einen Herbst trifft man in Rom nur an,
In Siegeskleidung, ähnlich römischen
Altvordern, hüllt sich das Gefild, bevor
Es hinstirbt. — Wie ein goldner Rahmen, der
Das schönste Bildniß, Donna Anna, soll
Empfangen, liegt da die Natur.

Solche köstliche Hyperbelen und Bilder, wie den letzten dieser Worte, schüttet er während seines Gesprächs mit Donna Anna noch viele aus dem Munde. Donna Anna muß es sich, muß es auch dem Verführer gestehen, daß er ihr Herz umgarnt, daß sie ihn liebe, zugleich aber spricht sie ihren festen Entschluß aus, ihrem Bräutigam Octavio Wort und Treue zu bewahren. Don Juan erwiedert:

Soll das Wort, soll dieses Eis, womit
Du deine Freiheit fesseltest, als noch
Der Liebe Feuer dir nicht glänzte, dich
Auch jetzt noch binden, da der Lebensfrühling
Mit seiner jungen Sonne zauberkräftig
Hoch über unsre Häupter tritt? — Wie der
Gebirgswald, wenn der Wind des Sommermorgens
Wollüstig sich in seinen Wipfeln schaukelt,
Mit allen seinen Blättern aufrauscht, selbst
Den tiefversteckteften, und wie in ihm
Die Vögel dann, des Tages Stral begrüßend,
Mit tausendfältigem Gesang erwachen,
So regt ein neues Dasein unsre Pulse!

und als Donna Anna, von den widerstrebendsten Gefühlen durchpeinigt, aufseufzt:

Don Juan, ich wollt',
Daß ich im tiefsten Grabe ruhte!

ruft er ihr zu:

Geliebte, weine nicht; voll Wolluft küss'
Ich sonst der Thränen diamantenes
Geschmeide auf, und glaube mir, daß sie
Als echte Edelsteine mir das Herz
Zerschneiden würden.

Octavio stört das Paar, Don Juan stößt einen Fluch über den Bräutigam aus, tritt bei Seite, um dessen sentimental-pedantische Expectorationen zu belauschen, gesteht aber:

Man kann
Von derlei Schuften lernen, sie besitzen
Gefühl, das heißt, statt Phantasie und Geist
Genug zu haben, mit der Leidenschaft
Zu spielen und mit ihr als goldnem Kranz
Des Lebens Horizont zu schmücken, lassen
Sie sich von ihr durchpeinigen, schrei'n laut
Vor Schmerzen und verkaufen diese Waare
Für freie und selbstständige Empfindung.

Jetzt erscheinen auch Faust und der Satan wieder. Jener ist unbefriedigt wie immer und gequält von seinem Forscherdurst. Der Satan räth ihm abermals, das Leben praktisch zu genießen, statt theoretisch seinen letzten Gründen nachzugrübeln, und hält ihm Donna Anna's Portrait vor. Der Anblick desselben wirkt zündend:

Schön, sehr schön, noch nie sah ich so Herrliches —
Wie bricht die Stirn aus dieser Locken Dunkel,
So bricht der Gott der Sonne aus der Nacht!
Ich blick' und blicke — zu 'nem Kinde werd'
Ich wieder. Eine Heimat, die ich nie geschaut,
Umlächelt mich — gibt's andre Heimaten
Als das Geburtsland? Dieses Auges Braun
Kommt über mich wie Abenddämmerung —
Der Tag erbleicht davor, doch Sterne, zahllos,
Entsteigen selbst die Finsterniß verklärend
Dem Abgrund — ach, des Himmels Gründe,
Sandbänke sind sie gegen dieses Auges Tiefen!

In den Hochzeitsjubel im Hause des Don Gusman treten Don Juan, kühn der eigenen Kraft vertrauend, und Faust, mit der Zauberkraft der Hölle ausgerüstet, Beide mit der Absicht, die Braut zu entführen, als zwei unheimliche Gewalten. Don Juan wirft seine prächtigen Hyperbeln in das Festgewühl. Wie ein Engel, sagt er von Donna Anna,

Wie ein Engel schwebt sie auf der Woge der
Musik, ein Blitz der Schönheit zuckt sie durch
Die Tanzreih'n, bald vortauchend, bald verschwindend,
Und meines Herzens Schläge sind die Donner,
Die sie begleiten!

Er läßt Leporello den Bräutigam auf den Fuß treten und als Octavio den unverschämten Lakaien hinauswerfen lassen will, nimmt sich Don Juan seiner an, fordert Genugthuung für den Schimpf, den man ihm in seinem Diener angethan und stößt den Herrn Bräutigam nieder. Als er sich aber der Braut bemächtigen will, wird sie ihm von Faust entrissen, der sie in sein Zauberschloß auf dem Montblanc entführt. Die Hochzeitgäste wollen Don Juan anfallen, allein er beruft sich auf das Gastrecht, Don Gusman schützt ihn um dieses Rechtes willen, fordert ihn aber zum Zweikampf. Dieser erfolgt, Don Gusman fällt, verzeiht seinem Mörder, will ihn zu Buße und Besserung bereden, allein Don Juan verhöhnt den Sterbenden, sagt ihm, daß er gehe, um seine Tochter aufzusuchen und zu verführen, und wie er seine frivole Ansicht über weibliche Tugend früher in die Worte zusammendrängte:

Der Unschuld Bestes ist, sie zu verlieren —

so gibt er jetzt auf den Warnungsruf des Sterbenden: es lebt ein Gott! sein indifferentes Glaubensbekenntniß in der Antwort:

Meinethalben!
Die Erde ist so allerliebst, daß mir
Vor lauter Lust und Wonne Zeit fehlt, um
An den zu denken, der sie schuf. Ists Gott,
Nun um so größerer Ruhm für ihn — den Koch
Lobt man mit dem Genusse seiner Speis'
Am Besten.

Faust hatte Donna Anna vergebens in seine prächtigen Zauberhallen entführt, er wirbt mit Hingebung und Drohung vergebens um ihre Liebe, sie trotzt ihm und seiner Macht. Er glaubt durch schreckliche Männlichkeit ihr Widerstreben beugen, durch die Furchtbarkeit seiner höllentlehnten Gewalt ihr imponiren zu können. Er hat daheim, in Deutschland ein Weib zurückgelassen, ein Wink von ihm macht sie sterben, er läßt den Teufel durch dessen eigene dienstbare Geister um den Montblanc schleifen, er tritt im ganzen Glanz, in all der Hoheit seiner Persönlichkeit liebefordernd vor Anna hin, allein sie wirft ihm die Frage entgegen:

Sei Faust,
Sei Gott, wähnst du, du könntest Lieb' erzwingen?

Jetzt treten Don Juan und sein humoristischer Bedienter wieder auf, in den Schlünden des Montblanc umirrend. Faust kommt ihnen ent-

gegen. Don Juan, auf die in seinen Adern pulsirende Lebenskraft vertrauend, höhnet den Zauberer. Vor deiner Macht soll ich mich fürchten, ruft er ihm zu,

Vor ihr, die nicht 'mal stark genug ist, um
Dich Schwächling zu beglücken, dessen Brust
So flau, daß sie nach Höllenflammen lechzte,
Als noch des Lebens frische Quellen sie
Umrieselten?

und rückt ihm die Eitelkeit seiner magischen Gewalt, welche nicht einmal hinreiche, das Herz Donna Anna's zu besiegen, mit den Worten vor:

Wozu übermenschlich,
Wenn du ein Mensch bleibst?

worauf Faust entgegnet:

Wozu Mensch,
Wenn du nach Uebermenschlichem nicht strebst?

und seinen Nebenbuhler durch Dämonen durch die Luft entführen und an der Grabstätte des erschlagenen Don Gusman niedersetzen läßt. Dann geht er hin, um Donna Anna, noch einmal um Liebe anzugehen und sie zu tödten, so sie ihm dieselbe weigert. So geschieht es. Aber den Mörder faßt augenblickliche Reue, er fordert vom Teufel die Wiederbelebung der Todten und als der Dämon dieses als unmöglich zurückweist, stößt er die Klage aus:

In diesen Thränen, die ich weine, spür'
Ich es: es gab einst einen Gott, der ward
Zerschlagen. Wir sind Stücke — Sprache
Und Wehmuth, Lieb' und Religion und Schmerz
Sind Träume nur von ihm —

und ergibt sich dann freiwillig dem Teufel noch vor Ablauf seiner Frist, indem er vorher nur noch dem Don Juan die Botschaft von Anna's Tod überbringen will. Die Tragödie gestaltet sich gegen das Ende zu einem würdigen Text für Mozarts unsterbliche Don Juanmusik, man glaubt die Melodien des göttlichen Maestro aus diesen Scenen tönen zu hören. Don Juan ladet die Statue auf dem Grab des Don Gusman zu einem Bacchanal, dann geht er, um in seiner Wohnung sich mit Signor Rubio, dem Polizeidirektor, der ihn wegen Mordes verhaften will, einen übermüthigen Spaß zu machen. Er gibt diesem zu, daß er

allerdings den Don Gusman erschlagen, daß er aber spanischer Grande und der Neffe des Cardinals Gonzalo sei, worauf der Signor Rubio:

Mein Gott, ein Grande, Neffe vom
Allmächtgen Gonzalo! Don, verzeiht, ich irrte
In der Person mich. — Nun gilts wahrhaftig
Nicht Polizei, nun gilt es Politik!
Sprach ich vom Morde, Herr? Was will das sagen,
Wie man zu sagen pflegt? So kleines Mördchen
Und unter guten Freunden, wie sich das
Von selbst versteht, kann allzuleicht passiren —
Was ists denn weiter? Todt der Eine, und
Der Andre bleibt lebendig! Alles ganz
Natürlich; beim gemeinen Volk indeß
Muß man auch das Gewöhnliche bestrafen.
Das mordet nicht aus Ehr' und Ruhm,
Sondern aus Haß.

Don Juan.

Wir wären mit einander
Jetzt fertig. Packt euch fort aus meinem Zimmer!
Verzeihet, ganz natürlich und gewöhnlich.
Da, diesen Faustschlag nehmt mit auf den Rücken!
O Alles ganz natürlich! Wagt Euch nicht
Zurück mit euren Lumpenhunden! Ganz gewöhnlich,
Wie man zu sagen pflegt!

Faust kommt und meldet seinem Nebenbuhler Anna's Tod. Aber er hat sich verrechnet, wenn er glaubte, Don Juan werde bei dieser Nachricht in Trauer hinschmelzen oder verzweifeln. Die südliche Lebensheiterkeit weiß Nichts von der Gramschwere einer Treue bis in den Tod. Verzweifeln? ruft Don Juan —

Verzweifeln? Da, wo Weh und Jammer,
Des Unglücks und des Herzbluts hohe Wogen
Auf uns einstürmen, gilts die Flagge auf-
Zuziehn, die an des Lebens Masten flattert,
Gilt es für ihre Ehr', für ihren Ruhm
Zu streiten bis zum Abgrund des Verderbens!

An dieser Kühnheit hält er auch fest, als der steinerne Gast hereintritt und die Flammen der Hölle ihn umlodern, bis das grandiose Trauerspiel unter infernalischen Schauern seinem Ende zustürzt.

Kaum hatte Grabbe „Don Juan und Faust" vollendet, als er schon an die Ausführung eines andern großen Planes ging. Shakespeare's

Dramen aus der englischen Geschichte schwebten ihm vor, er wollte auch den Deutschen ein historisches Nationaldrama schaffen und dessen Helden sollten die weltherrschenden deutschen Heroen, die Hohenstaufen, sein. Noch 1829 erschien das erste Stück dieses Tragödiencyklus, der „Barbarossa", ihm folgte „Heinrich der Sechste", Dichtungen, die einherbrausen wie deutsche Waldströme und auf ihren Wogen den Namen Grabbe in die fernsten Zeiten hintragen werden. Aber jetzt trat ein Stillstand in dem kräftigen Wirken des Dichters ein. Eine bis zum Wahnsinn aufflackernde, bis zur starrkrampfartigen Verdumpfung fortgehende Leidenschaft erfaßte ihn, deren Gegenstand die Tochter seines alten Freundes Clostermaier. Unübersteigliche Hindernisse thürmten sich der Verbindung des Paares entgegen und als diese plötzlich und unerwartet fielen, als Grabbe das hochbegabte, edle Mädchen endlich heimführte, da rief er wohl aus: Weib, unsere Ehe ist im Himmel geschlossen! aber die langen Kämpfe unbändigster Leidenschaft hatten alle die bösen Dämonen in der Brust des Dichters entfesselt. Von jetzt an tritt das Zerfahrene, Argwöhnische und Bizarre seiner Natur deutlicher und immer unheilbringender für ihn selbst und Andere hervor. Bevor er aber seine bürgerliche Existenz in toller Wunderlichkeit wegwarf, ehe er sich im selbstgeschaffenen Wahn von seiner Gattin trennte, an der sich sogar lästernd versündigte, obgleich er fortwährend die glühendste Liebe für sie geheim im Herzen trug*), rang er der neuesten Geschichte noch „Napoleon oder die hundert Tage" ab, ein Drama, in welchem man nach dem Ausspruch eines Kritikers, der sonst so selten aus seiner kühlen Reflexion hinausgeht, die Flügelschläge des Schicksals rauschen hört und das den Napoleon gerade deßhalb so groß erscheinen läßt, weil Grabbe, durchaus nicht den blinden Enthusiasten spielend, auch den Gegnern des gewaltigen Kaisers volle Gerechtigkeit widerfahren läßt. Die verschiedenen Nationalitäten und Parteien sind mit den schärfsten Farben charakterisirt und die podagristische Bourbonenmisere in den Tuilerien ebenso meisterhaft wiedergegeben wie das weltentscheidende eiserne Würfelspiel von Waterloo, in dessen Donner die hochländischen Regimenter marschiren unter den Klängen des ganz eigenthümlich anmuthenden Clanliedes:

*) Duller erzählt, daß Grabbe oft mitten in den Ausfällen gegen seine Gattin, die an Raserei gränzten, plötzlich einen Ring, worin eine Locke seines Weibes gefaßt war, vom Finger gezogen, denselben geküßt und dabei ausgerufen habe: „Von ihr! Von dieser Locke trenne ich mich nie! Die nehm' ich einmal ins Grab mit!"

Clan Douglas, Clan Douglas,
Die Mutter, sie weint —
Was „weint!“
Dort trotzet der Feind!

Clan Douglas, Clan Douglas,
Fluß Avon blinkt schön —
Was „schön!“
Die Sachsen dran steh'n!

Clan Douglas, Clan Douglas,
Wie stürzt er Berg' ab —
Was „ab!“
Wir kühn in das Grab!

Clan Douglas, Clan Douglas,
Was jammert die Braut —
Was „Braut!“
Der Feind ist schon laut!

Clan Douglas, Clan Douglas,
Wie steil unser Stieg —
Was „Stieg!“
Zur Rache und Sieg,
Clan Douglas, Clans Douglas, Clan Douglas!

Jetzt verfiel der arme Dichter in ein krankhaftes Gelüsten nach Ortsveränderung, nach Befreiung von amtlichen Pflichten. Auch plagten ihn die grillenhaften Einfälle seines Jünglingsalters wieder, nur hielt er sich jetzt nicht wie damals zum Schauspieler, sondern, vielleicht durch die Trefflichkeit der Schlachtenmalerei in seinen Dramen verführt, zum Feldherrn bestimmt. Er machte daher eine Eingabe an seinen Fürsten, worin er sagte: er könne nicht länger Auditeur sein, er wolle Soldat werden, Serenissimus möge ihn zum Hauptmann ernennen. Der Fürst konnte diesem tollen Wunsch, so sehr er auch dem Dichter wohlwollte, natürlich nicht entsprechen. Zugleich erhielt er von der Regierung einen scharfen Verweis wegen vernachläßigter Dienstpflicht. Aufs Höchste gekränkt, nahm er bald darauf seine Entlassung und krank, vernichtet, sich selbst und allen Menschen mißtrauend, beschloß er, Weib und Heimat zu verlassen, was er im Herbste 1834 ausführte, um nach Frankfurt zu gehen. In wechselnder Stimmung, bald wüst ins Leben hineinrasend, bald gänzlich vor Welt und Menschen sich verschließend, verbrachte er hier seine Zeit,

aber daß trotz des Zerwürfnisses, in welchem er sich hinschleppte, sein Genius an Kraft und Größe noch derselbe, rief sein um diese Zeit vollendeter „Hannibal“ mit ehernen Tubatönen in die Welt. Mit einer vom ersten bis zum letzten Worte auf gleicher Höhe sich haltenden Energie des Gedankens und Ausdrucks schildert hier Grabbe mit einem Griffel, den die Muse der Geschichte selber nicht sicherer zu führen vermöchte, in lapidarischem Styl den Kampf, welchen Rom und Carthago um die Welt kämpften und der mit dem Triumph des erstern und dem Untergang des letztern und seines durch kleinlichen Parteizwist geopferten Helden Hannibal endigt. Ich setze zwei Scenen hieher, in deren erster der dem Brand Carthago's entkommene treueste Anhänger Hannibals, der Negerhäuptling Turnu, dem Feldherrn den Untergang der Meerbeherrscherin der antiken Welt berichtet, und deren zweite den Tod des Helden darstellt.

Villa vor Bithyniens Hauptstadt.

Zimmer.

Hannibal (sitzt an einem Tische): Carthago — sei, wie du willst, doch meine Vaterstadt und mir doppelt theuer, weil du jetzt so unglücklich sein wirst! — (Aufstehend): Heimlich Geschleich? Es kriecht! Ohr, trügest du mich? Es ist Turnu! Von Carthago? — Hannibal, mach' dich gefaßt, sei stärker als die Eiche, und schaudre nicht mit allen Blättern, wenn die Wetter herannahen! (Er öffnet die Thür): Komm!

Turnu. O Herr, du!

H. Mäßige dich!

T. Kann's nicht, Herr, Fürst, Vater, Mutter, du mir Alles!

H. Welche Nachricht bringst du?

T. Mich schickt Alitta.

H. Ah, nun steht es noch gut mit Carthago. Die hätte seinen Untergang nicht überlebt.

T. Sie trug mir auf, dir zu erzählen, wie Alles geschehen.

H. Erzähle.

T. Die Scipionen haben lang genug Carthago vergeblich erobern wollen.

H. (für sich): Also endlich abgezogen! (Laut): Meld' es mir, so viel du kannst, nach der Reihe.

T. Als die Römer vor die Stadt kamen, machten sie einen Höllenlärm, daß einem Aug und Ohr weit wurden. Brandschiffe zischten auf den Hafen los —

H. Und?

T. — platzten! Dann kamen sie mit hölzernen Thürmen an die Mauern gewackelt, große Eisenbalken daraus hervor, wir aber schmissen Pechkränze darauf und Thurm und Mannschaft verbrannte.

H. Ihr habt euch brav gewehrt.

T. Das mein' ich. Leider waren unsere Waffen bald zerfetzt, unsere Munition erschöpft. Da kam das Weibervolk und brachte neue.

H. Weiter!

T. Schrecklich war's: jeder Tempel summte von ihm wie ein Wespennest, Tag und Nacht keine Ruh; die eine zupfte Verband für die Wunden, die andere behämmerte die Schilde, die dritte schliff Speere und so alle. Nur Alitta stickte blos Ehrenzeichen für die Heldenthaten der Männer und sie that klug, denn hatte sie so einem Firlefanz eins angeheftet, ging er tausendmal tapferer fort, als er gekommen war.

H. Die Römer?

T. Waren nicht müßig. Sie dämmten unsern Hafen zu.

H. Ihr?

T. Gruben in einer einzigen Nacht einen neuen, rechts ab vom alten. Da fingen die Scipionen wieder zu Lande an — Schlaf, Essen, Trinken, Unterschied von Tag und Nacht hörte auf vor Kampf und Blut, bis —

H. Die Scipionen ermatteten?

T. Bewahre! Sie brachen endlich Bresche!

H. Hölle.

T. Wurden auch höllisch betrogen.

H. Ich athme wieder.

T. Als Gisgon und Brasidas gefallen —

H. Die sind todt?

T. Es kräht kein Hahn fürder nach ihnen. Und als sonst kein waffenfähiger Mann sich noch wehren konnte, erhoben sich abermals die Weiber, Alitta an ihrer Spitze.

H. Ah!

T. Weiberlist ist unergründlich, Herr. Die Römer wurden schmählich betrogen. Sie wähnten schon, Carthago mit seinen Schätzen in der Hand zu haben, da sammelt sich das Weibszeug in den Palästen und verbrennt sich, deinen Großvater, der ganz lustig dabei wurde, und die Stadt mit Haut und Haar. Siebenundzwanzig Tage brannte Carthago, Alitta warf die erste Fackel! Hat man es auch gesehen, man glaubt's kaum! Bald wogten die Flammen hin und her, als wäre aus allen Löwen Afrika's einer geworden und spiegelte er sich mit seinen Mähnen im Meer. Die betrogenen Römer mußten lange warten, ehe sie einrücken konnten, und fanden nur — Asche, die der Wind noch heute in die See weht.

H. Wie kamst du aus der Stadt?

T. Da Alitta mir zu flüchten und zu dir zu eilen gebot, schlich ich mich zu den Römern und that, als gehört' ich zu Massiniss's Negern —

H. Laß die!

T. Ach, und da erst sah die brennende Stadt prächtig aus! Bei Tag schien die Sonne gelbroth durch den Dampf, bei Nacht wurden die rothfunkelndsten Sterne bleich vor dem Feuer, wie das Weiß meiner Augen — Und die Paläste donnerten einer nach dem andern ein, die Flammen reckten sich nach dem Himmel, als wollten sie ihn mitverbrennen.

H. (will Etwas sagen und kann es nicht.)

T. Die Gipfel des Atlas standen immer taghell vor dem sie durchfunkelnden Brand, mit ihren Klippen, Felsen und Waldungen. Es erschienen die Thiere der Gebirge und Wüsten: entsetzliche Schlangen ringelten sich auf den Bäumen, Löwenaugen, Hyänen starrten in das Feuer —

H. Die Scipionen?

T. Die hatten es gut. Sie kamen zu Zeiten, und es sah prächtig aus, wenn die brennende Stadt in dem Brustharnisch des Jüngeren, der auf einer Anhöhe des Lagers stand, sich abspiegelte. Er wußte sich auch so zu drehen, daß Jedermann das sah, und kam oft. Als er aber in der siebenundzwanzigsten Nacht kam, wurde er wehmüthig — die Stadt erlosch just, und es fielen ihm mit ihren letzten Funken Thränen aus dem Auge.

H. Gut weinen, ihr Römer. Zur bequemsten Zeit, wenn ihr Alles gewonnen habt!

T. Herr, laß mich abtrocknen — du bekommst da ein Thierchen ins Auge —

H. Laß! Ein altes Augenübel.

T. Habe das früher an dir nicht bemerkt. — Dann sprach der jüngere Scipio auch Verse — ein schmächtiger Kerl, der immer hinter ihm scherwenzelte wie ein Katzenschwanz (sie nannten ihn auch so mit einem Z, ich glaube Terenz), schrieb sie in eine Wachstafel, die stahl ich ihm aber, als er in tiefen Gedanken sie seitwärts, lose in der Hand hielt.

H. Zeig', — 'S ist griechisch. (Liest):

„Einst wird kommen der Tag, wo die heilige Ilios hinsinkt,
Priamos auch und das Volk des lanzenkundigen Königs."

Macht der Bube aus Carthago eine homerische Reminiscenz!

Ein Sklav (eilt herein): Herr, guter Herr, verrathe mich nicht. Es kommt ein Fremdling, weiß gekleidet, mit purpurner Verbrämung, vor ihm sechs Männer mit Aexten, mit ihm viele Krieger unseres Königs, und die ganze Villa ist schon umstellt.

H. Auch meine unterirdischen Ausgänge?

Sklav. Sind verrathen! (ab.)

H. (nachdem er einen Augenblick an ein Fenster getreten): Turnu, es kommen Römer. Prusias hat mich ihnen feig übergeben.

T. Kein Mittel, daß ich dem Prustian an den Hals komme?

H. Ueberlaß ihn nur sich. Daran hat er Strafe genug. (Er zieht seine Giftflasche hervor): Also —

T. Müssen wir dran?

H. Du bist es nicht, den sie verfolgen. — Rette dich!

T. Ohne dich? Ich häute mit dir.

H. Häuten?

T. Wir werfen das alte Fell ab wie die Schlangen im Frühjahr, und sollst sehen, wir bekommen anderswo ein anderes.

H. Ja, aus der Welt werden wir nicht fallen. Wir sind einmal darin. Trink!

T. (nachdem er getrunken): Da nimm den Rest — es schmeckt kräftig. Teufel, was wird? Dreh' ich mich um die Welt oder die Welt sich um mich? Ich schwitze, und — (sich matt an die Stirn fühlend): es — ist heißes Eis — Feldherr — ? — (Stirbt).

H. Du hast überwunden. — Nun, Römer, entzieht sich euch ein verbannter, greisender Mann, vor dem ihr gebebt, bis sein letzter Athem dahin. — (Er trinkt den Rest des Giftes): Gift zu eurer Gesundheit! — Ei, wirkt es noch nicht bei mir? Das währt lange! Ha, da — es kommt — schwarzer Pilot, wer bist du? (Er stirbt.)

Da hast du ein Stück antiken Heldenthums. Wie hat es Grabbe, der von Willkomm mit vollstem Recht Buonarotti der Tragödie genannte Grabbe, mit Meisterschlägen aus dem Marmorblock der römischen Geschichte herausgehauen! Ueberhaupt schaut Einen das Alterthum mit seinen prächtigen, ganzen Menschen aus Grabbe's Hannibal in all' seiner Größe, Wahrheit und Schönheit an. Welche Thaten, welche Männer, welche Frauen! Wunderlich, indem ich dieses niederschreibe, bringt man mir ein Zeitungsblatt, angefüllt mit einer christlichen Salbaderei, einem Hirtenbrief eines deutschen Bischofs, in welchem Griechen und Römer als ganz „armselig" bedauert werden, weil sie das Unglück hatten, Heiden zu sein, weil sie es vorzogen, reelle Menschen statt selbstverläugnerische Schatten zu sein. Beim Styx, solch eckelhaftes Zeug fortwährend unserer Zeit ins Gesicht zu speien, kann nur, um mich eines Grabbe'schen Wortes zu bedienen, so ein geschorner Pantisalbaderthilphichidis noch wagen.

Auch in Frankfurt duldete es Grabbe nicht lange, obgleich ihm sein Biograph Eduard Duller die herzlichste, nachsichtigste Freundschaft widmete. Plötzlich brach er auf an den Rhein, nach Düsseldorf, wohin ihn Immermann eingeladen. Aber das Wesen der beiden großen Poeten stieß sich gegenseitig ab. Die streng in sich abgeschlossene Natur Immermanns konnte sich mit der zerworfenen, schon von dem Maalstrom des

Todes erfaßten Grabbe's nicht wohl vertragen. Auf Aufführung seiner Stücke auf dem unter Immermanns trefflicher Direktion blühenden düsseldorfer Theater hatte sich Grabbe vergeblich Hoffnung gemacht, doch behandelte ihn Immermann durchaus als Freund und zollte seinem Genie die gebührende Hochachtung. Aber am Rhein, wie Grabbe erwartet, ein neues, schöneres Leben zu beginnen, wollte ihm nicht gelingen; wohl begeisterte er sich am Theater und schrieb treffliche Kritiken über dasselbe, wohl begann er seine „Hermannsschlacht" zu dichten und dachte daran, den uralten deutschen Volksliebling, den Till Eulenspiegel, als Nationalcomödie zu bearbeiten, aber sein körperlicher Zustand wurde immer kranker und kranker, seine physische Kraft ging aus den Fugen und riß die moralische nach. Der stolze, starre Trotz, der ihn so lange aufrecht erhalten, brach. Da zog er sich gänzlich von aller Gesellschaft zurück, nur noch Trost und Erholung suchend beim Wein und im Umgang mit einem gleichgestimmten Geist, dem Tondichter Norbert Burgmüller, der ihn begriff durch und durch und den er verstand ganz und gar. Indessen verfolgte er von seinem einsiedlerischen Zimmer aus die Vorgänge draußen mit theilnehmendem Auge, besonders die literarischen. Niederträchtigkeiten und Lappereien auf diesem Felde indignirten ihn sehr. Der überschwängliche Goethecultus entlockte ihm einmal das Zornwort: „Was ist das für ein Gewäsch über den Faust! Alles erbärmlich. Gebt mir jedes Jahr dreitausend Thaler und ich will euch in drei Jahren einen Faust schreiben, daß ihr die Pestilenz kriegt." Da traf ihn einer der letzten, aber schwersten Schläge. Sein Herzensbruder Norbert Burgmüller starb plötzlich im Bad zu Aachen. Sein Schmerz preßte sich in die rührenden, wie in halbbewußtloser Seelenpein hervorgestoßenen Worte: „Norbert, du wolltest wieder kommen, du hast dein Wort nicht gehalten! Du bist weiter gereist, als du solltest und wolltest. Norbert, kommst du nie wieder?" Jetzt tauchte vor der Seele des gänzlich Verlassenen das einst so leichtsinnig und grillenhaft Weggeworfene sehnsuchterregend auf: Gattin und Heimat. Beiden drängte es den Todtkranken im Mai 1836 unwiderstehlich zu. Unter der pflegenden Hand des treuen, liebenden Weibes lebte Grabbe insoweit wieder auf, daß er die „Hermannsschlacht" vollenden konnte, die er, wie schon vorher den Napoleon und Hannibal, den ausgetretenen Jambenpfad verschmähend, ebenfalls in jener Lapidarprosa schrieb, die sich wie ein knappes, straffes Bronzegewand um seine granitnen

Charaktere legt. Wenn je in einer deutschen Dichtung, so rauschen in dieser „Hermannsschlacht“ die altdeutschen Eichenwälder und, weit entfernt von tacitischer oder teutschthümelnder Veridealisirung unserer Altvordern, hat er das naturwüchsige Leben derselben mit einer unübertrefflich naturwüchsigen Kraft, mit körnigstem Humor und treuherzigster Naivität geschildert, sein Drama mit einer großartigen Perspektive schließend, mit der Hinweisung auf das Erlöschen des Alterthums, auf das Heraufdämmern eines neuen Weltalters, dessen Morgenstern Jesus Christus. Diesen wollte der sterbende Dichter selbst noch zum Helden einer Tragödie machen, in welcher er, vom tiefsten Aerger gegen den in seiner Nähe wuchernden Pietismus erfaßt, nebenbei zu zeigen im Sinne hatte, daß ein Pietist gar kein Christ sein könne. Allein der Tod trat zwischen diese Absicht und ihre Ausführung. Gegen den Herbst zu nahm die Schwäche des Dichter mehr und mehr überhand, Anfälle von Geistesabwesenheit stellten sich ein. Wichen dieselben, regte sich der scheidende Geist noch kräftig und munter in der unmächtigen Hülle. Am 9. September sang Grabbe noch mit tönender Stimme eine Arie aus Mozarts Don Juan und Strophen aus der Marseillaise, am zwölften des nämlichen Monats 1836 erlag er bei vollem Bewußtsein dem Tod, nachdem er das Haupt an die Brust seiner Frau gelegt, Verzeihung erbittend für seine Schwächen und Irrthümer und wehmüthig dankend für all ihre Liebe. Die Gute schmückte ihn im Sarg mit Blumen, legte ihm den Lorbeerkranz aufs Bahrtuch und bepflanzte sein Grab mit Immergrün.

Daß Grabbe's Leben nur ein schmerzlicher Krampf, das zittert in allen seinen Dichtungen nach. Keiner derselben fehlt der gewaltige dramatische Nerv, aber er fibrirt oft convulsivisch. Doch ein geborner großer Dramatiker war er und nur die Jammerseligkeit des deutschen Theaters trägt, indem es Grabbe nicht erzog, die Schuld, daß seine Heldengestalten nicht stolz und lebenzeugend über die Bretter wandeln. Schon mit seinem ersten Auftreten, in seinem Gothland und in seinem Marius und Sulla, hat er ausgesprochen, nach welchen Seiten hin seine Sympathieen lägen, an welchen Stoffen seine schöpferische Kraft Gefallen fände. Er wollte nach der einen Seite hin die finstersten und gewaltigsten Räthsel des Menschenherzens, nach der andern Seite hin die finstersten und gewaltigsten Räthsel der Geschichte dramatisch lösen. Sein Genius wühlte sich mit der Wollust der Verzweiflung in die tiefsten Tiefen des

menschlichen Herzens und der Weltgeschicke ein und was er aus diesen Abgründen zu Tage förderte, steht in marmorner Wahrheit, in unantastbarer Größe vor uns. Aber nie hat er es verstanden, sich das Haupt mit Rosen zu kränzen, nie gaben die straffgespannten Saiten seiner Leier einen weichen lyrischen Klang. Seine Seele war ein Vulkan, aus dessen Krater die Lavaströme der Poesie zwar in rothflammendem Fluß hervorstürzen, an dessen Fuß sie aber zu steinerner Härte und Scharfkantigkeit erstarren. Und wie die Liebe nur in unbändigster, quälerischer Leidenschaftlichkeit in des Dichters Leben getreten, so tritt sie auch in seinen Werken nur in leidenschaftlicher Hast auf, weiß nicht zu kosen, sondern nur zu stürmen. Durchgehends fehlt das weibliche Element, darum steigert sich die Freude immer zu bacchantischem Rasen, darum spitzt sich die Trauer zu verzweifelndem Lachen zusammen, darum faltet sich der Gedanke zu epigrammatischer Kürze und Knappheit, darum verzerrt der Scherz sich zu infernalischem Cynismus. „Aphrodite und ihre Gespielinnen, die Grazien, fliehen verschüchtert diese Welt schroffer Männlichkeit."

8.

Friedrich Rückert.

Wie der blüh'nde Apfelbaum Blüthen niederregnen läßt,
Ob ihn rauher Nord durchwühle, ihn umhauche milder West:
Also strömt dir von geweihter Dichterlippe allerwegen,
Sei's in Leide, sei's in Freude, deiner Lieder Maiensegen.

So ungefähr reimte ich dir einst vor, meine Freundin, als du eine kurze Charakteristik des Dichters von mir verlangtest, dessen „Liebesfrühling" wie ein Lenzthau in dein Herz fiel, daß die Liebe daraus hervorsproßte farbenprangend und durftreich wie die Blüthe der Aloë, wenn sie sich der langen und bangen Haft ihrer Kapsel entrungen. Weißt du noch, wie ich dich einst überraschte, als du das Rückert'sche Lied beteteſt: „Himmel! eh' ich nun dies Auge schließe u. s. f."? Ich schulde Rückert viel, sehr viel, denn jenes Gebet auf deiner Lippe galt meinem Wohl, auf mich Glücklichen bezogest du alle die lieben, süßen Worte, welche er seinem Mädchen in den Mund legt. Sein „Liebesfrühling" wurde für mich der Prolog zur frühlinghaftesten Periode meines Lebens; ihre Rosen sind weggeblüht, aber der zurückgebliebene Stachel ihrer Dornen soll mich nie verhindern, bei dem Gedanken an dich und deine Huld zugleich mich zu errinnern an Rückerts huldigendes Minnelied:

O Sonn', o Meer, o Rose!
Wie wenn die Sonne triumphirend sich
Hebt über Sterne, die am Himmel stunden,
Ein Schimmer nach dem andern leis' erblich,
Bis alle sind in einen Glanz geschwunden;
So hab' ich, Liebste, dich
Gefunden:
Du kamst, da war, was je mein Herz empfunden,
Geschwunden
In dich.
O Sonn', o Meer, o Rose!
Wie wenn des Meeres Arme aufthun sich
Den Strömen, die nach ihnen sich gewunden,
Hinein sich diese stürzen brünstiglich,

Bis sie die Ruh im tiefen Schooß gefunden:
So, Liebste, hab' ich dich
Empfunden;
Sich hat mein Herz mit allen Sehnsuchtswunden
Entbunden
In dich.
O Sonn', o Meer, o Rose!
Wie wenn im Frühling tausendfältig sich
Ein buntes Grün hat ringend losgewunden
Ein hadernd Volk, bis Rose, königlich
Eintretend, es zum Kranz um sich verbunden:
So, Liebste, hab' ich dich
Umwunden;
Der Kranz des Daseins muß sich blühend runden,
Gebunden
In dich.

Dieses Lied mit seiner kunstvollen Fassung kann uns schon auf das führen, was an Rückerts Dichten jederzeit zuerst hervorgehoben werden muß: die Form. In Rückert scheint sich die deutsche Sprache ein Instrument geschaffen zu haben, aus welchem ihre Kraft und Macht, ihre Süßigkeit und Biegsamkeit in hundertfältigem Sang spricht. In hundertfältigem Sang sage ich, denn eine solche lyrische Vielseitigkeit, eine solche Empfänglichkeit für die verschiedensten Offenbarungsarten der Poesie bei den verschiedensten Völkern und in den entgegengesetztesten Zonen, hat wohl noch nie ein Dichter gezeigt. Rückerts poetische Begabung, mit welcher sein glücklicher Sprachensinn aufs Genaueste zusammenhängt, wurde ihm gleichsam zum Freipaß unter den Nationen in Süd und Nord, in Ost und West, er durfte sagen:

Die Poesie in allen ihren Zungen
Ist dem Geweihten eine Sprache nur —

denn von den Chinesen her hat er uns ihr liebliches Liederbuch „Schiking," aus Hindostan die leuchtende Lotosblume „Nal und Damajanti," aus Persien die wein- und salbentriefenden „Oestlichen Rosen" und den durch einfache Schönheit so imponirenden Heldensang „Rostem und Suhrab," aus Arabiens Städten und Wüsten den unvergleichlichen „Ebu Seid," diesen genialen morgenländischen Eulenspiegel, gebracht, während ihm der europäische Süden all' die anmuthsvollen Reimspiele, Ritornelle, Sicilianen, Ottaven, Terzinen, Sonette und Sestinen als einem sprachenbeherrschenden Dichterfürsten zum Tribut darbrachte und der Sa-

genwald des Nordens ihm das Reckenlied vom „Kind Horn“ zurauschte. Aus dem überreichen Concert, zu welchem der Dichtervirtuose von allen Weltgegenden her das Orchester versammelte, wähle ich folgende Nummer für dich aus, in welcher Rückert als ein dichtender Paganini auf der sprachlichen G Saite eine Solopartie executirt, die er betitelt „die Klanggeister“:

Gestern kamen die Klanggeister
Meiner persischen Sangmeister,
Die mich hatten geflohn lange,
Wie vorm ernsterem Ton bange,
Oder nur mich besucht hatten,
Aehnlich streifenden Fluchtschatten
Ueber sommernden Fruchtmatten.
Aber heute nun Stand haltend
Mich umschwebten sie handfaltend,
Mir zu dienen mit Kunstchören,
Wenn ich wollte mit Gunst hören;
Und ich mußte den Plan loben,
Wie zu singen sie anhoben
Und im Tanze die Bahn stoben.
Erstlich nun aus dem Chorreigen
Sah ich einen hervorsteigen,
Einen stolz wie auf Kriegsbühnen,
Hochherschreitenden, siegskühnen;
Und im rasselnden Schildklange,
Der mir und dem Gefild bange
Macht, entscholl es dem Wildfange:
Wie auf Feindeshaupt im Kampf die Klinge klang,
Schlangen gleich um Nacken sich die Schlinge schlang!
Wie der Stahl am Panzer donnernd schlug den Schlag,
Daß ein Blitz hervor aus jedem Ringe rang!
Als ob ein Geweb er wöbe, stob der Staub,
Und das Blut, als ob ein Springquell springe, sprang.
Und der Recke reckte sich und schlief den Schlaf,
Ueber den des Geiers Gier die Schwinge schwang.
Und bezwungen liegt, von hartem Zwang gezwängt,
Der sich rühmte, daß ihn nimmer zwinge Zwang.
Als nun der mit dem Klingklange
War vom kriegrischen Singsange
Abgetreten, da blieb ab
Hinter ihm auch ein Liebhaber
Nicht zurück, der mit schmerzreichen

Tönen, spielenden, scherzgleichen,
So mir machte das Herz weichen:
Baum der Lieb', um den ich mich als Winde wand,
Als der Lenz ums Haupt die Blumenbinde band!
Meinem Garn entgangenes, behendes Hind,
Das wie Lenzluft strich durchs blumenlinde Land!
Am Gestade, wo des Lebens Welle wallt,
Fand ich dich, die Perl', und dein Gesinde Sand.
Wie verrauschte schnell der Rausch, wie flüchtig flog
Der Genuß, o wie dein Gruß geschwinde schwand!
Abgeblättert hat den Baum der herbe Herbst,
Und dein Nam' allein blieb an der Rinde Rand.
Nur in diesem Liebespfand empfind' ich noch,
Welches Glück ich, das ich nie mehr finde, fand.
Als auch dieser im Zickzacke
Sich getrollt mit dem Schnickschnacke,
Kam noch, halb wie ein Einsiedler,
Einer, halb wie ein Weinsiedler,
Hob den Edelgesteinbecher,
Als Aufmunterungseinsprecher,
Mir, dem lässigen Weinzecher:
Geben Wolken den Weinreben
Thau, so geben die Reben Wein.
Leben kann nur der Wein geben,
Laß für's Leben dir geben Wein.
Bekränze dich mit Rebenlaub,
Denn der Tod sinnt auf Lebenraub!
Herbst, nicht raube die Weintraube,
Eh' ich raube der Traube Wein!
Mich umlaube die Weinlaube,
Der Prophet mir erlaube Wein!
Daß ich ins Blut der Trauben tunk',
Ist besser als Edens Traubentrunk.
Bekränze dich mit Rebenlaub,
Denn der Tod sinnt auf Lebenraub!
Alles andre sind Scheinwonnen,
Nur in Tonnen ist Wonnenschein;
Alles andre sind Scheinsonnen,
Wie im Bronnen der Sonnenschein.
Gib nicht dein Herz dem Wonnentand,
Lehne dich fest an die Tonnenwand!
Bekränze dich mit Rebenlaub,
Denn der Tod sinnt auf Lebenraub!

In diesem Gedicht, in welchem der Dichter zu den Capricen orientalischen Reimspiels auch noch die Schwierigkeiten der nordischen Alliteration und Assonanz fügt, ist gewiß das Nonplusultra von Besiegung formeller Schwierigkeiten gegeben. Aber du wirst auch daraus ersehen können, wie gewagt solche Virtuosität ist, wie leicht hier der poetische Gehalt in Aeußerlichkeiten aufgeht. Gewiß, nur Rückert darf es wagen, derartige Bravourarien zu singen, ohne dabei in leeres Getändel und Geklingel zu verlaufen, denn er ist immer und überall Poet, außer wenn er es geradezu darauf anlegt, die entschiedenste Prosa in Reime zu bringen, was er in gar vielen seiner „Haus- und Jahrslieder" gethan.

Wie in den schwäbischen Dichtern offenbart sich auch in Rückert ein mächtiger, frischer Zug zur Natur, aber wenn dieser Zug in jenen mehr als ein localer, durch ihr heimatliches Naturleben bedingter hervortritt, so erweist er sich dagegen in Rückert als ein in die Ferne schweifender Wandervogeldrang, der wieder mit seinem weltweiten Dichterbewußtsein zusammenhängt, welches sich an dem großen Wort erbaut: Weltpoesie ist Weltversöhnung! Und in Rückerts Freude an der Natur spielt stets seine philosophisch-poetische Ansicht über das höchste Naturgesetz hinein, welches ist die Liebe. Im Strale derselben beschaut er sich die Welt, „die ohne Liebe wär' im Dunkeln", wie er in der wunderschönen Terzinendichtung „Edelstein und Perle" sagt, durch die bewegende und zeugende Liebe erklärt er alle Erscheinungen, wie in seinem „Bau der Welt", einem größern didaktischen Gedichte, geschieht, in allen Höhen und in allen Tiefen, allüberall auf Erde und Meer, in allen Metamorphosen des Thier- und Pflanzenreichs und in allen Wandlungen des Menschenlebens fühlt er das ewige Naturgesetz heraus, die Liebe, als welches er sie auch verherrlicht in dem Gedicht „Vier Gesichte:"

Ich stieg in den Vesuvius hinab
Und stand an des Vulkanus Feuerstätte,
Der Erz zu schmelzen den Cyklopen gab,
Sie schmiedeten daraus die schönste Kette.
Zur Seit', als ob den Schmuck bestellt sie hätte,
Stand Aphrodit' und an ihr lehnt' ihr Knab',
Er nahm die fertge Kette jenen ab,
Und flog, daß er damit die Welt umkette.

Ich schwamm, ein Delphin, in das Meer hinein,
Und sah, gehoben von dem Tanz der Wogen,

Entsteigen aus krystallner Grotten Schein,
Ein Bild, wie schamhaft in sich selbst gebogen,
Die Nereiden und Tritonen zogen
Dem Muschelwagen vor und hinterdrein,
Sie schlangen weit ums Land den Siegesreihn,
Und schwanden meinem Blick am Himmelsbogen.

Ich stieg, ein Vogel, in der Lüfte Blau,
Die Sonne war hinab mit ihrem Glanze;
Im Abendsterne stand die schönste Frau
Und schlug ein Saitenspiel als wie zum Tanze.
Die Sterne traten an des Himmels Kranze
Hervor und horchten auf das Lied genau;
Sie kreisten schweigend und es fiel der Thau
Zur Erd' hinab auf jede durstge Pflanze.

Ich stieg zur Erd' und sah in Papho's Hain
Die Göttin ihren schönen Liebling kosen.
Er war für sie nur auf der Welt allein;
Der Eber kam, die Brust ihm zu durchstoßen.
Es floß sein Blut auf damals weiße Rosen,
Und sie gewannen ihren rothen Schein.
Die Göttin sprach: Geht, Kinder groß und klein,
Roth soll mein Schmerz die ganze Welt berosen.

Ich sprach: O Herz! dies Alles war ein Traum,
Und was er deutet, ist nicht schwer zu sagen:
Die Liebe wirkt der Welten goldnen Zaum
Und ihre Kette muß die Schöpfung tragen;
Die Liebe füllt mit seligem Behagen
Der Erde Tiefen und der Meere Schaum,
Des Himmels Höh'n, den blüh'nden Frühlingstraum
Füllt sie mit Rosen und mit süßen Klagen.

Rückerts Poesie rankt sich eine üppige Rebe, blühend und traubentragend zugleich, an dem Stab des Gedankens empor. Daher seine Hinneigung zur Didaktik. Dichten und Denken, Begeisterung und beschauliches Sinnen gehen bei ihm stets Hand in Hand. Und wenn die Begeisterung ihn dem Weltgeist, der Alles und in Allem, den aufjauchzenden Hymmnus darbringen läßt, der mit den Worten beginnt: „Flammt empor in euren Höh'n, Morgensonnen, lobt den Herrn!“ und dich, meine Freundin, in weihevoller Stunde dereinst so entzückte, — so entfaltet er dagegen in seinem Lehrgedicht „die Weisheit des Brahmanen“ und in seinen „Brahmanischen Erzählungen“ die reichste Fülle beschaulicher

Weisheit und einer philosophisch-dichterischen Lebenspraxis, die bald in eindringlicher Gnome sich äußert, bald parabolisch deutet, bald mild und liebevoll predigt das ewigjunge Liebesevangelium, und obgleich jedem Schulsystem sich fernhaltend, klingt Rückerts poetischer Tiefsinn oft Fragen der ernstesten Speculation an und hat z. B. die Unsterblichkeitsfrage dahin gelöst, das Einzelne verschwinde in der Fortdauer des Ganzen, ohne das Recht oder auch nur den Willen zu haben, sich darüber zu beklagen, daß es als Endliches sterbe, um, eins geworden mit dem Unendlichen, ewig zu sein. Diese Idee flötet in den süßesten Tönen aus dem Lied „die sterbende Blume:"

Hoffe, du erlebst es noch,
Daß der Frühling wiederkehrt,
Hoffen alle Bäume doch,
Die des Herbstes Wind verheert,
Hoffen mit der stillen Kraft
Ihrer Knospen winterlang,
Bis sich wieder regt der Saft
Und ein neues Grün entsprang.

„Ach, ich bin kein starker Baum,
Der ein Sommertausend lebt,
Nach verträumtem Wintertraum
Neue Lenzgedichte webt.
Ach, ich bin die Blume nur,
Die des Maies Kuß geweckt,
Und von der nicht bleibt die Spur,
Wie das weiße Grab sie deckt."

Wenn du denn die Blume bist,
O bescheidenes Gemüth,
Tröste dich, beschieden ist
Samen Allem, was da blüht.
Laß den Sturm des Todes doch
Deinen Lebensstaub verstreun,
Aus dem Staube wirst du noch
Hundertmal dich selbst erneun.

„Ja, es werden nach mir blühn
Andre, die mir ähnlich sind;
Ewig ist das ganze Grün,
Nur das einzle welkt geschwind.

Aber, sind sie, was ich war,
Bin ich selber es nicht mehr,
Jetzt nur bin ich ganz und gar,
Nicht zuvor und nicht nachher.

Wenn einst sie der Sonne Blick
Wärmt, der jetzt noch mich durchflammt,
Lindert das nicht mein Geschick,
Das mich nun zur Nacht verdammt.
Sonne, ja du äugelst schon
Ihnen in die Fernen zu;
Warum noch mit frost'gem Hohn
Mir aus Wolken lächelst du?

Weh mir, daß ich dir vertraut,
Als mich wach geküßt dein Stral,
Daß in's Aug' ich dir geschaut,
Bis es mir das Leben stahl!
Dieses Lebens armen Rest
Deinem Mitleid zu entziehn,
Schließen will ich krampfhaft fest
Mich in mich und dir entfliehn.

Doch du schmelzest meines Grimms
Starres Eis in Thränen auf;
Nimm mein fliehend Leben, nimm's,
Ewige, zu dir hinauf!
Ja, du sonnest noch den Gram
Aus der Seele mir zuletzt;
Alles, was von dir mir kam,
Sterbend dank' ich dir es jetzt:

Aller Lüfte Morgenzug,
Dem ich sommerlang gebebt,
Aller Schmetterlinge Flug,
Die um mich im Tanz geschwebt;
Augen, die mein Glanz erfrischt,
Herzen, die mein Duft erfreut;
Wie aus Duft und Glanz gemischt
Du mich schufst, dir dank' ich's heut.

Eine Zierde deiner Welt,
Wenn auch eine kleine nur,
Ließest du mich blühn in Feld,
Wie die Stern' auf höhrer Flur.

Einen Odem hauch' ich noch
Und er soll kein Seufzer sein;
Einen Blick zum Himmel hoch
Und zur schönen Welt hinein.

Ewges Flammenherz der Welt,
Laß verglimmen mich an dir!
Himmel, spann dein blaues Zelt,
Mein vergrüntes sinket hier.
Heil, o Frühling, deinem Schein!
Morgenluft, Heil deinem Wehn!
Ohne Kummer schlaf' ich ein,
Ohne Hoffnung, aufzustehn."

Gewiß, in diesem Gedicht durchdringen sich Idee und Bild, Inhalt und Form so vollständig, daß ihm meiner Ansicht nach kein Produkt des deutschen Lehrgedichtes an die Seite gestellt werden kann. Doch, wie er in einem hübschen Liede den lachenden Witz neben der majestätischen Phantasie auftreten läßt, so treiben in Rückerts Poesie neben den gedankenschwersten Anklängen auch der Witz, die Humoreske, das Lachen ihr loses Spiel. Der Dichter muntert uns immerfort zu heiterem Ergreifen und Genießen des Lebens auf, ruft uns zu:

Laßt Lautenspiel und Becherklang nicht rasten,
So lang es Zeit ist zu der Jugend Festen!
Ist Fasching aus, so folgen dann die Fasten —

führt uns in den „östlichen Rosen" in eine Welt voll Zecherlaune und Kußgeflüster, besingt in den „Erinnerungen aus den Kinderjahren eines Dorfamtmannsohnes" seine Jugendzeit in spaßhaften Liedchen und bringt uns in seiner „Amarillys" ein neckisches Liebesspiel in anmuthigster Weise vor Augen.

Und zu gleicher Zeit, als er das Meiste des zuletzt Berührten dichtete, ließ er unter dem Namen Freimund Reimar seine Dichterstimme machtvoll als öffentlicher Sprecher erschallen, in jenen Tagen, die für das deutsche Volk so reich an Hoffnung, so arm an Erfolgen. Damals, als nach Napoleons Niederlage in Rußland, das Bewußtsein ihrer gränzenlosen Schmach sich in dem Deutschen zu rühren begann und die deutsche Jugend, glühend von Patriotismus, gegen die fremden Unterdrücker auf den Plan zu treten sich anschickte, damals umkleidete Rückert der bevorzugtesten Träger seiner Poesie einen, das Sonett, mit dem Harnisch

deutschen Zornes und ließ es waffenklirrend einherschreiten, wie z. B. folgendes:

Was schmiedst du Schmied? „Wir schmieden Ketten, Ketten!"
Ach, in die Ketten seid ihr selbst geschlagen.
Was pflügst du Baur? „Das Feld soll Früchte tragen!"
Ja für den Feind die Saat, für dich die Kletten.

Was zielst du Schütze? „Tod dem Hirsch, dem fetten!"
Gleich Hirsch und Reh wird man euch selber jagen.
Was strickst du, Fischer? „Netz dem Fisch, dem zagen."
Aus eurem Todesnetz wer kann euch retten?

Was wiegest du schlaflose Mutter? „Knaben."
Ja, daß sie wachsen und dem Vaterlande,
Im Dienst des Feindes, Wunden schlagen sollen.

Was schreibest Dichter du? „In Glutbuchstaben
Einschreib' ich mein und meines Volkes Schande,
Das seine Freiheit nicht darf denken wollen."

Den ganzen Verlauf der Kriege von 1812—15 hat Rückert erzählend, ermahnend, spottend, triumphirend besungen. Seine Fruchtbarkeit ist auch hier, wie immer, erstaunenswerth, aber nicht immer tadellos. Sogar dieser hohe Geist konnte sich nicht gänzlich von jenem blindwüthigen Franzosenhaß fernhalten, in welchem sich in jenen Tagen so viel beschränkte Mittelmäßigkeit austobte, und viele, die meisten sogar seiner „kriegerischen Spott- und Ehrenlieder" sind witzlos und poesiebar. Allein er weiß sie zu vergüten und vergessen zu machen durch Zeitgesänge von edelster Schönheit, wie die Hymne, welche „Ode", durch Lieder, wie die, welche überschrieben sind „der deutsche Großvater", „Hofer", „die Gräber zu Ottensen", „der Dom zu Köln", „Deutschlands Heldenleib". Das vielbekannte „Körners Geist" konnte mich nie recht ansprechen, indem die demselben zu Grunde liegende Idee, daß ein Geist in der prosaischen Uniform unserer Zeit auf seinem Grab sitzend die Leier schlägt, gar zu störend wirkt. Geister erscheinen lassen, geht wohl bei mittelalterlicher Szenerie, in Uhland'schen Balladen, wirkt aber auf der Zeitbühne der Gegenwart mehr komisch als ernst. Ungleich poetischer hat Rückert den Gedanken der Deutschheit, eines deutschen Gesammtvaterlandes, den er wie Wenige seiner Mitsänger als beste Frucht jener kriegerischen Tage hegt und pflegt, episch eingekleidet, wenn er von den „drei Gesellen" singt:

Es waren drei Gesellen,
Die stritten wider'n Feind,
Und thäten stets sich stellen
In jedem Kampf vereint.
Der Ein' ein Oesterreicher,
Der Andr' ein Preuße hieß,
Davon sein Land mit gleicher
Gewalt ein jeder pries.
Woher war denn der Dritte?
Nicht her von Oestreichs Flur,
Auch nicht von Preußens Sitte,
Von Deutschland war er nur.

Und als die Drei einst wieder
Standen im Kampf vereint,
Da warf in ihre Glieder
Kartätschensaat der Feind.
Da fielen alle Dreie
Auf einen Schlag zugleich;
Der Eine rief mit Schreie:
Hoch lebe Oesterreich!
Der Andre, sich entfärbend,
Rief: Preußen lebe hoch!
Der Dritte, ruhig sterbend,
Was rief der Dritte doch?

Er rief: Deutschland soll leben!
Da hörten es die Zwei,
Wie rechts und links daneben
Sie sanken nah dabei;
Da richteten im Sinken
Sich Beide nach ihm hin,
Zur Rechten und zur Linken
Und lehnten sich an ihn.
Da rief der in der Mitten
Noch einmal: Deutschland hoch!
Und Beide mit dem Dritten
Riefens, und lauter noch.

Da ging ein Todesengel
Im Kampfgewühl vorbei
Mit einem Palmenstengel,
Und liegen sah die Drei.
Er sah auf ihrem Munde
Die Spur des Wortes noch,

Wie sie im Todesbunde
Gerufen: Deutschland hoch!
Da schlug er seine Flügel
Um alle Drei zugleich
Und trug zum höchsten Hügel
Sie auf in Gottes Reich.

Gleich schön, mit einem ergreifend elegischen Anhauch hat Rückert das Thema der Einheit Deutschlands in einem der besten Gedichte seines Alters varirt, im Lied von der „hohlen Weide." Das Elegische waltet überhaupt in seinen spätern Liedern vor, es ist viel schmerzhafte, bange Stimmung darin, aber sie quillt mild und sänftigend wie herzerleichternde Thränen. Und frisch und echt, wie Blumen aus der Erde, springen ihm seine Liedergaben noch immer aus dem Herzen, und sind es keine Maiblüthen mehr, so sind es doch Herbstblumen, an denen sich manch ein Gemüth noch erfreuen kann und von denen er selbst singt:

Mit der Sommerlüfte Glühn
Ist erloschen Rosenbrand,
Aber blassre Blumen blühn
Schön noch an des Lebens Rand.

Und da und dort flammt der „Rosenbrand", welcher in seinen Jugendliedern glüht und duftet, welcher ihn einst fein um- und überrosetes „Rosenlied" singen ließ, auch jetzt noch hell und freudig auf, auch der alte Rosendorn Rückert'scher Satyre sticht empfindlich genug aus dem Spottgedicht auf Berlin, die „Stadt der Bildung und des Thee's", das er neulich veröffentlichte, und in rosiger Laune hat er sich die „Grabschrift" gefertigt:

An meinem Grabe sollt ihr Rosen pflanzen,
Und Reben sollen sich dazwischen schlingen;
Und wann die Rosen brechen ihre Lanzen,
Und wann die Reben ihre Trauben bringen,
In jedem Herbst und Frühling sollen tanzen
Knaben und Mädchen und ein Lied mir singen:
Du ruhest schön im Tode wie im Leben,
Wie du's gewünschet, unter Ros' und Reben!

Man hat vielfach die Aeußerung über Rückert gethan, daß er Alles, was seine Dichterhand berühre in Gold verwandle, ein Urtheil, welches völlig wahr, wenn man nicht beizufügen unterläßt, daß ihn seine enorme Produktivität oftmals verleitet habe, bleiern-prosaische Stoffe aufzugreifen,

welche dann seine Reimvirtuosität nur dürftig zu vergolden vermag. Ob ihn die erwähnte Aeußerung nicht dazu gebracht, sich auch noch im Drama zu versuchen? Wohl möglich, denn aus seinen bis jetzt vorliegenden dramatischen Leistungen „Saul und David“ und „Herodes der Große“ kann eben nicht auf dramatischen Beruf gefolgert werden. Das sind schön „geversete und gereimete“ lyrisch-epische Bibelverstonen, deren dramatischen Werth zu erweisen, ich einem königlich preußischen Staatszeitungsästhetiker von Herzen gern überlasse. Rückerts Mission ist die lyrische. Nach allen Seiten hin hat er die Schätze der reichsten lyrischen Brust im Gold seiner Rede ausgeprägt. Seine Muse ist ebenso heimisch in dem Kreis der traulich plaudernden Kinderwelt, welcher sie bunte Mährchen erzählt, als in den Tiefen der ernstesten Forschung, sie bläst nicht minder sanft und süß die erotische Flöte, als lungenstark und machtvoll die politische Tuba. Die herben Angriffe, welche in jüngster Zeit aus der jüngsten Poetengeneration hervor gegen Rückert geschleudert wurden, sind als bloße Parteirufe wieder verhallt und die Nichtbeachtung, welcher seine lyrische Größe lange Zeit anheimgegeben war, ist jetzt einer regen Theilnahme gewichen. Aber in die Herzen des Volkes, des dritten oder vielmehr ersten Standes, wird seine Stimme kaum jemals reichen, weil sie, ob auch voll aus der Brust dringend, immer durch das Medium der Kunst gedämpft und gemodelt wird. Das Volk wird nur durch die Unmittelbarkeit der Natur ergriffen.

9.

Franzosen.

Der französischste von allen französischen Poeten, der beliebteste Nationaldichter der großen Nation, ja „das dichtende Volk selbst“ ist „die Nachtigall mit den Adlerklauen,“ wie Börne ihn nennt, Jean Pierre Béranger. Er wurde im Jahre 1780 zu Paris aus einer unansehnlichen Familie in armen Umständen geboren. Mit rührender, echt poetischer Naivität erzählt er selbst in mehreren Liedern dies Loos seiner Jugend, darin sehr unähnlich manchen deutschen Adepten, die, wenn sie ein paar glückliche Verse gemacht haben, sich oft sogleich ihrer Windeln schämen. Hieher zu rechnen ist das schöne Lied „Mein Beruf“, dessen erste und letzte Strophe lauten:

Auf diesen Ball verstoßen
Armselig, unerquickt,
Ach allzu klein, im großen
Gewühle schier erstickt;
Als ich die Brust gehoben
Von Seufzern weinend ging,
Hört' ich den Ruf von oben:
Sing, armer Junge, sing!

Ja, Singen bleibt auf Erden
Doch mein Beruf zuletzt:
Wird mir nicht Liebe werden
Von euch, die ich ergetzt?
Ja, wenn der Gram zerstoben
Beim Wein im trauten Ring,
Da ruft mir's laut von oben:
Sing, armer Junge, sing!

Sodann „der Schneider und die Fee.“ Der Schneider ist sein alter Großvater. Endlich besonders „die Göttin der Freiheit,“ worin der herrliche Vers:

Du führest über gothische Ruinen;
Dicht hinter dir gedrängte Kriegerschar:
Im Blüthenregen sangen Priesterinnen
Ihr Friedenslied zur Hymne der Gefahr.

Ich armes Kind, mit Milch aus bittrer Quelle
Gestillt, als Waise, von Barmherzigkeit,
Ich rief: vertritt an mir der Mutter Stelle,
Erhab'ne Göttin Volksfreiheit!

Der freundliche Beschützer seiner Jugend war Lucian Bonaparte, der des Jünglings Talent entdeckt hatte und zu schätzen wußte; aber Lucian fiel in Ungnade und Béranger mußte die Stelle eines Expeditors bei der pariser Universität annehmen, weil er „großen Appetit hatte," d. h. weil er doch irgend ein Brot haben mußte. Der Servilismus gegen Napoleon und dessen unbegränzte Eroberungssucht erweckte in ihm das politische „Chanson", oder seine Spottlied, von deren einem „der Senator" man sagt, daß es selbst den Kaiser inmitten seiner Unglücksfälle erheitert habe. Diese Unglücksfälle Frankreichs und das tragische Geschick des großen Mannes klangen in den verschiedensten Tönen durch seine Leyer; bald als Hohn gegen die Freunde des Auslands, bald als Elegie über den gesunknen Ruhm und die zerbrochene Fahne der Nation, bald als Satyre gegen jene alte Feudal-Monarchie und ihre Anhänger, die Nichts gelernt und Nichts vergessen haben. Wollte man Proben anführen, so müßte einem die Wahl allzuwehe thun. Doch herauszuheben möchte wegen der Kraft und Innigkeit sein „der fünfte Mai", Napoleons Todestag, worin der energische Vers:

Er schläft vielleicht, der zwanzig Throne bebend,
Ein Donnerkeil, auf einmal hat zerschellt:
Ha, kann er nicht, sich furchtbar wieder hebend,
Auf Königshäuptern schreiten aus der Welt?

Béranger's Lieder-Geißel wurde die furchtbarste Waffe gegen die Uebertreibungen und das unpatriotische, illiberale Wesen der Restauration, wie nicht minder gegen den unsinnigen Ultramontanismus und den hinterlistigen Jesuitismus. Ich mache dich in dieser Beziehung auf seinen „Nebukadnezar", aufmerksam, so wie auf „der Sohn des Pabsts", „der Tod des Teufels" ꝛc. ꝛc. Auch der jüdischen Geldwucherei setzte er in seiner „Jakobsleiter" ein ironisches Denkmal. Es konnte nicht fehlen, daß die Restauration und die Pfaffen ihn verfolgten. Erst nahm man ihm seine kleine Stelle, dann wurde er im Jahre 1829 zu zehn Monaten Gefängniß und 10,000 Fr. Geldstrafe verurtheilt, seine Freunde, wor-

unter namentlich der edle Laffitte, und eine neue Ausgabe seiner Gedichte deckten hinreichend den Verlust.

Noch einmal ergriff Béranger die Chansonslyra, als er sah, daß auch die Julirevolution egoistisch ausgebeutet wurde; dennoch läßt sich in der Satyre auf das louisphilippische Etablissement ungefähr in dem Verhältniß zu viel Rücksicht wahrnehmen, als er gegen die Restauration und katholische Kirche hin und wieder zu wenig beobachtet hatte. Selbst die reinste Natur, der unbestechlichste Mann läßt sich durch Freundlichkeit bestechen. Saßen doch manche seiner Freunde in dem Rathe des Königs der Franzosen und wollten sie ihn doch mit Stellen und Sinekuren überhäufen, wenn er nur angenommen hätte. Béranger schlug jede Gunstbezeugung der Macht aus und gilt mit Recht als Typus der edelsten Uneigennützigkeit.

Nein, meine Freunde, nein, ich will nichts werden,
Streut anderswohin Titel, Amt und Stern!
Nein, für die Höfe bin ich nicht auf Erden
Und bleibe scheu den Königs-Netzen fern.
Was brauch' ich denn? Ein Liebchen feingestaltet,
Ein Mahl, und Freunde heitern Angesichts.
Als Gott an meinem Wiegenstroh gewaltet,
Da sprach er, mich erschaffend: werde Nichts!

Laffitte wollte ihm einen gutbesoldeten Aufsehers-Posten auf seinem Bureau geben; er hätte dabei Nichts zu thun gehabt, als sein Gehalt einzunehmen. Béranger antwortete theils scherzend:

Lieschen neigt sich zu mir her:
Lieber Herr!
Dein getreu Orakel spricht,
Singe du und schreibe nicht.

Bald ernst:

Ungleichheit mag Liebe dulden,
Freundschaft kennt die Gleichheit nur.

Seine feurigsten Lieder, sein rothestes Herzblut gehörten der Freiheit aller Völker. Griechenlands Erhebung begeisterte ihn zu dem gottvollen Liede, das den Refrain hat:

Noch jung und zart träumt ich vom Griechenlande,
Dahin, dahin will ich nun sterben geh'n.

Polen aber zumeist. Wer kennt nicht sein „Eilen wir uns!", seinen „Poniatowski?"

Was indeß Béranger zum echten Volksdichter stempelt, ist neben seiner anmuthigen und leichten Form, worin der Refrain eine so freundliche Wirkung macht, jener lebensfrohe, scherzende Muthwille, womit er Liebe und Wein besingt. Sein für alles Schöne, Große und Erhabene offener Sinn blieb nicht immer auf dem Kothurn und der staatsmännischen Satyre, er schnallte sich auch den Soccus an, mischte sich unter die Massen und liebte und trank und tanzte mit ihnen mitten unter ihrer Arbeit. Sein Humor verschmähte die Grisetten, die Kirchweihgeiger und Vagabunden nicht. Aber unter den Rosen trug er dennoch fast immer das Schwert der politischen und religiösen Spottdichtung. So beginnt seine Eß- und Trinkrepublik:

„Ich fand Geschmack an Republiken,
Seit ich so viele Könige sah ꝛc."

Und während er in dem Refrain:

„Sei ruhig, liebe Kleine,
Ich sprech' nicht mehr davon!"

Lieschen, seiner Königin, verspricht, die Politik aufzugeben, redet er von Nichts, als dem ärmlichen Zustande derselben.

Béranger ist neben dem beißendsten Spott dennoch voll tiefster Gemüthlichkeit, und das lieben die Völker; darum wird Béranger der erste Nationaldichter der Franzosen bleiben. Gegenwärtig schweigt er; vielleicht, daß seine Muse uns mit posthumen Liedern beglückt.

Eine von Béranger ganz verschiedene poetische Individualität und Berühmtheit ist Victor Hugo, der Repräsentant und Vormann der romantischen Schule. Er wurde 1802 zu Besançon geboren. Dieß schildert er selbst im ersten Gedicht seiner Herbstblätter wie folgt:

Zwei Jahre hatte das Jahrhundert! Sparta
Ersetzte Rom, Napoleon Bonaparte,
Und oft durchbrach des ersten Consuls Maske
Die kaiserliche Stirne schon. Da ward
In Besançon, der alten span'schen Stadt,
Dem Halme gleich, der nach dem Winde fliegt,
Ein bleiches, regungsloses Kind geboren;
So schwach, daß Alle es, gleich einem Traum,
Nur seine Mutter nicht, verließen, und daß
Zur selben Zeit man Wieg' und Sarg bestellte
Für den wie Rohr geknickten Leib. Dies Kind,
Das schon aus seinem Buch das Leben strich
Und das ein Morgen kaum zu leben hatte,
Bin ich. —

Die Eindrücke seiner Jugend trugen ungemein viel zu der eigenthümlichen Richtung seiner Phantasie und der Entwicklungsart seines frühreifen Genies bei. Sein Vater, ein Oberst Napoleons, der den italiänischen Räuber Fra Diavolo zu bekämpfen hatte, nahm den fünfjährigen Knaben nach Italien mit, wo der Farbenglanz einer großen, herrlichen Natur in dem jungen offenen Gemüthe einen Hang zum Abenteuerlichen und Romantischen zurückließ. Erbte er von seinem Vater Beweglichkeit und Ruhmbegierde, so pflanzte ihm die Mutter, eine Vendeerin, und ein alter Geistlicher, sein Erzieher, die Neigung für das gothische Mittelalter, für untergegangene Größen, kurz jene Romantik ein, welche Chateaubriand, sein väterlicher Freund, der ihn das „sublime Kind" nannte, in ihm hegte und pflegte, die ihn einigermaßen mit der deutschen poetischen Schule in der Restaurationsperiode verbindet, so wie anfänglich zum dichtenden Legitimisten machte.

Revolution und Kaiserreich inspirirten mit Ideen- und Thaten-Größe den Jüngling, welchem die Poesie der Restauration mit dem Zauber keuscher Minne, der innigen Religiosität und der sentimentalen Beschauung der Ruinen einer untergegangenen, nur noch im Sange lebenden Welt aufgegangen war. Anfänglich verwechselte der jugendliche Dichter die moderne Restauration der nachgeborenen Kinder einer alten Königsfamilie mit dem Zauber der vergangenen Ritterwelt; daher rühren mehrere unausstehliche Oden seiner früheren Periode, welche ohne wahren poetischen Gehalt sich nur durch die Nachahmung klassischer Formen auszeichnen. Denn wie nicht leicht ein Anderer hat Victor Hugo die Alten studirt und sie in Mark und Blut aufgenommen. Man erkennt in ihm das Studium sowol der Dichter von Hellas und Rom, als auch den tragischen Ernst eines Tacitus und Polybius. Bald wendete sich der frühreife Dichter von den Gelegenheitsoden zu Gegenständen, die seiner Muse würdiger waren. Wie noch kein Franzose ist er lyrisch eingedrungen in die tiefsten Probleme des menschlichen Geistes und Gemüths; er fühlet Gott und vergöttlicht den Staub, je mehr er sich überzeugt, daß das Irdische Staub ist. Am größten beweist er sich in der Schilderung des dämonischen Waltens der personifizirten Ideen, der concret- oder mensch-gewordenen Begriffe. Als Gefühlsmystiker zeigt er sich in seinen Gemälden von Elterntreue, Kindesliebe ꝛc., der Natur gibt er sich ganz hin, sie ergreift, sie durchweht ihn mit ihrem

unsterblichen Gotteshauch und er weint auf den Trümmern, welche er, als Beweise menschlicher Hinfälligkeit, da und dort zerstreut findet. Wie jeden echten Franzosen entzückt auch ihn der Gedanke der Nationalglorie, aber mitten durch die Hymne des Ruhms läuft der rothe tragische Faden des Schicksals, das den Menschen erhebt, indem es den Menschen zermalmt. V. Hugo besang nicht nur die Liebe, er fühlte sie auch selbst auf's Innigste, denn schon in seinem achtzehnten Jahre faßte er die reinste aufopferndste Neigung zu seiner jetzigen Gattin, mit welcher er im zwanzigsten Jahre in Folge einer glücklichen Verkettung von Umständen verbunden wurde. Sie ist es, an welche er in seinen „Dämmerungsgesängen" das Lied richtet:

Gäb' es einen grünen Rain
An versteckten Wegen,
Drauf bei hellem Sonnenschein
Blumen blüh'n allwegen,
Drauf man pflücken kann Jasmin,
Lilien, Geisblatt, Immergrün,
Machte ich zum Pfade ihn,
Drauf dein Fuß sich sollte legen!
Gäb's ein Herz, das kühn und gut
Schlägt der Ehr' entgegen,
Das kein schnöder Wankelmuth
Jemals kann bewegen;
Wenn nur edeles Gefühl
Diesen Busen treibt zum Ziel,
Macht' ich ihn zum weichen Pfühl,
Drauf dein Kopf sich sollte legen!
Gäb' es einen Traum voll Lust,
Seligkeit und Segen,
Der tagtäglich neu die Brust
Treibt zu raschen Schlägen,
Einen Traum von Hochzeitsfest,
Wo sich Herz und Herz umfäßt,
Machte ich ihn gleich zum Nest,
Drin dein Herz sich sollte legen!

Fülle der Gedanken, Farbenpracht, überraschende Wendungen und Anschauungen, feine psychologische Nuancen, kurz jenes göttliche **je ne sais quoi**, das den Dichter in seinen Anschauungen und Auffassungen von andern Menschenkindern unterscheidet, sind ihm im höchsten Grade eigen.

Mit seiner Ode „Moses auf dem Nil“ begann Victor Hugo's poetische Bedeutsamkeit, welche sich durch die Herausgabe der „Orientalen“ zum Ruhm erhöhte. In dieser Gedichtsammlung steht seine Lyrik bereits in fertiger Größe da und thut die Welt des Morgenlandes vor uns auf, ohne inmitten ihrer Wunder der occidentalischen Innigkeit und Tiefe des Fühlens und Denkens sich zu entschlagen. Darum wechseln prachtsatte Schilderungen aus orientalischer Natur, Sitte und Zeitgeschichte mit anmuthendster Reflexion. Vom alten, geheimnißvollen Aegypten heißt es:

Aegypten! — blondgelockt von gelben Aehrengarben,
Gleicht einem Teppich es, gestickt mit bunten Farben;
Ebne dehnt sich an Ebne weit.
Im Nord das kalte Meer, der heiße Sand im Süden
Bekämpfen sich darum: es liegt in tiefem Frieden
Inmitten dieser Meere Streit.

Drei Berge, die erbaut von Menschenhand, erstehen
Dreikantig in der Luft, den Grund kannst du nicht sehen,
Weil Sandeswellen ihn umfließen;
Von ihres Giebels Höh' bis zu des Sandes Steppen
Führt eine Stufenreih' von ungeheuren Treppen,
Zugänglich nur der Riesen Füßen.

Der Gott von Marmor, die granitne Sphynx beschirmen
Die Dreie, ohne je, mag heiß der Wind auch stürmen,
Zu schließen ihre Augen zu.
In einen tiefen Port ziehn Schiffe, groß und mächtig,
Und eine Riesenstadt lehnt ihre Häuser prächtig
Ans Meer in stolzer, sichrer Ruh.

Man hört von Ferne wehn den Samum, den unwirschen,
Und auf des Ufers Kies mit seinen Schuppen knirschen
Das ungeheure Krokodil.
Die Obelisken stehn aus einem Stück, die grauen,
Gleich eines Tigers Haut ist herrlich anzuschauen,
Von Inseln bunt, der Nil.

Die lieblichste Malerei stellt sich in den Genrebildchen „Sara im Bade“ und „Lazzara“ dar, während die erhabene Düsterniß der Orientalen „die Feuer des Himmels“, „die Köpfe auf dem Serail“, „Mazeppa“, „die verlorene Schlacht“, „die zerhackte Schlange“ von lodernden Bilderblitzen erhellt werden und neben der rauschenden Musik, die aus

den „türkischen Marsch“ so janitscharenkeck lärmt, macht sich dann unvermuthet wieder ein gebetinniger Seelenlaut hörbar, wie folgender:

Ich ging allein am Strand. Die Sterne schienen helle,
Am Himmel kein Gewölk, kein Segel auf der Welle!
Ueber die Körperwelt drang schweifend mein Gesicht.
Der Berg und das Gehölz in ahnungsvollem Rauschen,
Sie schienen schweigend mir andächtig nur zu lauschen
Des Meeres Flut, des Himmels Licht.
Der Sterne Funkensaat, unzählige Cohorten,
In tausend Harmonieen, mit laut und leisen Worten,
Sie sprachen, neigend tief ihr Stralenhaupt im Kreis —
Die blaue Welle, die unhemmbar kommt gezogen,
Sie sprach und beugte tief die schaumbedeckten Wogen:
Es ist der Herr, dem Herrn sei Preis!

Hatte Hugo mit der in der französischen Literatur dominirenden Classicität, d. h. der in Schnürstiefel gezwängten Correktheit und Geschlecktheit, welche den unmittelbaren Ausdruck der Empfindungen mit stereotypen Formeln castrirt, in seinen „Orientalen“ lyrisch gebrochen, so vollendete er diesen Bruch in seinen Dramen, worin er die auf dem Theater gäng und gäben drei Einheiten und die Regeln des Aristoteles entschieden wegwarf und sich dem Genius fast schrankenlos überließ. Selbst die als Regel geltende Fünfzahl der Akte legte er mehrmals bei Seite. Das Schauspielhaus wurde öfters der Kampfplatz zwischen dem alten Classicismus und dem neuen Romanticismus. Diesen selber zu definiren, ist an und für sich eine schwierige Aufgabe, noch schwieriger, weil schon so viel darüber gesagt wurde. Er involvirt eine Emancipation der Gefühle und des Ausdrucks von stereotypen Regeln und ist auf französischem Boden, bei allem eigenen Drang der französischen Geister, doch eine exotische Pflanze, die indeß sich bereits möglichst einheimisch gemacht hat und originelle Blüthen treibt. Shakespeare, Byron, dieser besonders, und die deutsche Poesie wirkte mächtig auf die jungen Geister Frankreichs. Die ehmals in ihrem abgemessenen Cothurngang so glänzend einherschreitende Classicität der Franzosen, sagt ein deutscher Schriftsteller, war in ihren Formen zu enge geworden für die erweiterten und vervielfachten Begriffe der neuen französischen Generation, die sich vornehmlich an den romantischen Musterdichtern des Auslands genährt und gebildet hatte und namentlich in der Nachahmung Lord Byrons und der deutschen Dichter einen Aufschwung nahm, der sich weit über den Horizont der

von jener gebotenen strengen und pedantischen Norm hinaufhob. V. Hugo selbst bezeichnet den veränderten Geschmack in Poesie und Kunst ganz richtig mit Folgendem: Diese Revolution in allen Künsten ist nur eine allgemeine Rückkehr zu der Natur und Wahrheit, sie ist die Ausrottung des falschen Geschmacks, der seit beinahe drei Jahrhunderten dadurch, daß er an die Stelle aller Realitäten unaufhörlich conventionelle Willkür setzte, so viele gute Köpfe verdorben hat. Das neue Zeitalter hat den classischen Lappen, den philosophischen Lumpen und das mythologische Flittergold entschieden abgestreift. Es hat die männliche Toga angezogen und sich von den Vorurtheilen losgemacht, indem es die historischen Traditionen genau studirte. — Das Feldgeschrei der Neuromantiker war: Abwerfung der Fesseln in Sprache, Ausdruck und Gedanken. Die Diktion der romantischen Schule ist kühn, gewagt, blumig, bilderreich und nicht angefressen von dem kühlen Scepticismus und dem blassen Esprit der alten Schule. In der Behandlung ihrer Stoffe strebt sie nach Originalität und schildert besonders meisterhaft die Leidenschaften. Die Pathologie der menschlichen Seele ist ihr ergiebigstes Feld. Zwei Schulen — sagt Hugo in dieser Beziehung — haben sich in dem Schooße der neueren Literatur gebildet, welche die doppelte Lage vorstellen, in der unsere politischen Unglücksfälle die Geister wechselseitig hinterlassen haben: die Ergebung und die Verzweiflung. Beide erkannten das an, was eine spottende Philosophie geleugnet hatte, die Ewigkeit Gottes, die Unsterblichkeit der Seele, die ursprünglichen Wahrheiten und die geoffenbarten Wahrheiten; aber die eine, um anzubeten, die andre, um anzufluchen. Die eine sieht Alles von der Höhe des Himmels an, die andere aus der Tiefe der Hölle. Die eine setzt an die Wiege des Menschen einen Engel, den er am Kopfkissen seines Sterbebettes wiederfindet; die andre umgibt seine Schritte mit Dämonen, Gespenstern und unheilbringenden Erscheinungen. — Kehrt sich V. Hugo in seinen lyrischen Ergüssen gerne der Lichtseite zu, so charakterisirt dagegen seine Dramen die Hinkehrung zur Schattenseite. Da ist schier immer ein personifizirtes diabolisches Prinzip, herzlos, sarkastisch, finster wirkend, was die Hauptpersonen hinabzieht, und dieses Hinabziehen geschieht — was die satyrische Kritik unserm Dramatiker stets vorwarf — durch geheime Maschinerien, Tapeten, Fallthüren u. s. w., während man das gigantische Schicksal vermißt. Ich will hier nicht wiederholen, was Börne über die Tra-

gödie: „Der König beluſtigt ſich“ geſagt hat, aber es läuft auf dieſen Vorwurf hinaus. Ebenſo tritt uns in „Marion de l'Orme“ die tragiſche Willkür und der „rothe Mann“ entgegen; in „Hernani“ tödtet ein unnatürlich geſteigerter Begriff von Ehre; kurz es ſind **dii ex machina**, kein weltbeherrſchendes Verhängniß, welche in Hugo's Tragödieen regieren, ſelbſt der Zufall erhält darin hin und wieder eine Rolle. Wo aber ſtatt der verkünſtelten Handlung der ſchöne Fehler lyriſcher Dichtung eintritt, da erweist ſich Hugo herrlich, wie der deutſche Schiller, dem auch die draſtiſche Kunſt mangelt. Wie wundervoll iſt nicht die Tirade von der Liebe in der Tragödie „Der König beluſtigt ſich“:

Liebe iſt der Seele Sonne!
Der Szepter, den der Tod dir gibt und nimmt,
Die Ehre, die man raſch im Kriege erndtet,
Ein hoher Name, großes Hab und Gut,
König und Kaiſer ſein, das iſt nur menſchlich.
Auf dieſem Erdenrund, wo Alles ſchwindet,
Gibt's nur ein Göttliches: es iſt die Liebe!
Das Leben iſt nur einer Blüthe gleich,
Ihr Honig iſt die Liebe; eine Taube,
Die mit dem Adler ſich im Himmel eint.

Seit die romantiſche Schule durch V. Hugo in der Akademie Platz genommen hat, gab er ſeine „Burggraven“ heraus. Die Kritik hat allgemein darüber abgeurtheilt, trotz ſchöner Stellen. Die endliche Verſöhnung lähmt allen Effekt.

Den Uebergang von dem Drama zum Roman bildet Hugo's „letzter Tag eines Verurtheilten“, jene ergreifende Schilderung der Folterqualen, welche ein Menſch empfindet, der gewaltſam zu ſterben beſtimmt iſt. Aber dieſe Anatomie foltert auch den Leſer und die Entwicklung der fiebriſchen Empfindungen des Verurtheilten möchte doch nicht ganz natürlich ſein.

Von Hugo's Romanen fand „Notredame von Paris“ die allgemeinſte Anerkennung. Beſonders meiſterlich ſind in dieſem Buche die Beſchreibungen mittelalterlichen Bauwerkes, die Barbarei jener Zeit iſt mit wahren und höchſt lebhaften Farben wiedergegeben, aber nicht nur das äſthetiſche Bewußtſein, ſondern ſchon der natürliche Sinn wird durch das allzu willkürliche Hinſtellen greller Contraſte und die mit Vorliebe behandelte Brutalität mancher Szenen angewidert. Mit Auszeichnung verdient, ungeſunde Auswüchſe abgerechnet, genannt zu werden die

Erzählung: „Bug=Jargal“. Ganz verfehlt ist sein erster Roman: „Han von Island“. Seine „Rheinreise“ dürfte den antiquarischen Touristen, welcher zerfallene Burgen aufsucht, und den französischen Rheinlandgierigen mehr ansprechen als den Freund der Poesie.

Bei alledem erblicken wir in V. Hugo und seiner Schule das Sehnen nach einem Höhern, Edlern, nach einer der Menschheit würdigen Zukunft, welches sich in der Reproduktion der schönern Seiten des Mittelalters kund gibt, seine seelenvollen Klänge müssen Jedem das Herz schwellen, der selbst ein Herz hat und den Schmerz und die Bedeutung des Lebens empfindet. Liebe, Glaube und Hoffnung sind in seiner Seele aufgegangen, gedämpft durch Religion und Hingebung, was sich treffend in einem Lied ausdrückt, womit ich diese Skizze schließe:

Hier auf Erden, wo am Abend
Wandernd man die Zelte bricht,
Sei zufrieden mit der Liebe,
Ford're du die Freude nicht!
Alles, außer Liebe, schwindet.
Leben ist ein dunkles Thal,
Wo ein jedes Ding dem Menschen
Auf muß prägen Gottes Mal.
Mensch ist Baum, der Trieb und Säfte
Vor der Blüthe schon vermißt;
Dessen Loos sich nie vollendet,
Als sofern es elend ist.
Freude suchen All' zusammen;
Hoffnung jedem Kömmling winkt;
Jeder streckt die Hand, die zittert,
Aus nach einem Ding, das blinkt.
Doch auf jede Seele schreitet
Schweren Schritts das Elend zu,
Ein Gespenst mit Felsenfüßen;
Alles sonst verfliegt im Nu!
Nichts bewährt sich uns, denn Kummer!
Und dem Mann, deß Thräne quillt,
Ist von Dingen, die wo anders,
Nur das Glück ein Schattenbild.
Hoffnung gleicht dem Dämmerscheine;
Und für unser ernstes Ziel
Ist sie ferne Morgensäume,
Unbekannter Stralen Spiel;

Ist Reflex, ob Flamm', ob Nebel,
Den, in ihrer ew'gen Ruh',
Unserm Geist von oben werfen
Selige des Himmels zu;
Ist ein Schimmer der Gesichte,
Die ins Auge, fluchbelegt,
Durch der Edensbäume Zweige
Uns herab der Aether trägt!
Schatten ist's, den diese Bäume
Werfen bis auf unsern Strand,
Deren Säuseln unsre Seelen
Wie ein schöner Traum gemahnt!
Diesen Rückschein zahlenloser
Güter nennen wir das Glück;
Schatten haschend, denn das Wesen
Blieb im Schooß des Herrn zurück!
Nein! so hoch erhebt sich Keiner;
Wir sind in der Erde Bann,
Wo man über Träume lächeln,
Sachen nur beweinen kann.
Doch am Kreuz hat Gott geblutet,
Drum beklagen wir uns nicht!
Dulde! heißt der Pflichten strenge,
Liebe! heißt die süße Pflicht.
Laß uns lieben, sein zu zweien!
Wer allein schifft, hat Gefahr;
Zwei der Augen braucht das Antlitz,
Vogel braucht ein Flügelpaar.
Seien zwei wir! — Alles ladet,
Weil's noch Tag, zur Lieb uns ein;
Eins soll unser beider Leben,
Unsre Hoffnung eine sein!
Hier, auf dieser Welt voll Lügen,
Lieb' ich meine Schmerzen, Kind!
Wenn mein Träumen deine Träume,
Meine Thränen deine sind!

Ich führte oben eine Aeußerung des eben besprochenen Poeten an, welcher zufolge die junge Literatur Frankreichs nach zwei Richtungen hin sich anbaut, Richtungen, deren Charakter einerseits die Verzweiflung, das dämonisch Ringende, Empörerische, Höllenhafte, andererseits die Ergebung, das fromm sich Beschwichtigende, gläubig Vertrauende, das Engel-

hafte. Wie Victor Hugo die erstere Richtung vorzugsweise ergriffen oder sie ihn, so die andere Alphonse de Lamartine, der bedeutendsten öffentlichen Charaktere des jetzigen Frankreichs einer. Sein Ruhm als Poet hat längst die Runde durch die civilisirte Welt gemacht und wird bestehen, so lange ein Menschenherz aus dem Leid des Lebens hoffend und betend sich emporflügelt zu Gott. Lamartine ist eine durchweg reine und trostvolle dichterische Erscheinung, seine Werke, „die poetischen Meditationen", die „religiösen und poetischen Harmonieen", die episch-lyrischen Dichtungen „Jocelyn" und „der Fall eines Engels", alle athmen den jungfräulichen Duft einer ebenso keuschen als reichen Seele, deren Empfindungen und Gedanken stralenhaft in dem Brennpunkt des Glaubens zusammenschießen, eines Glaubens, der wehmüthig noch einmal zu dem skeptischen Geschlecht der Gegenwart sich wendet, die Thräne des Abschieds in dem liebeglänzenden Mutterauge. Darum ist Lamartine's Dichten ein elegisches, aber seine Elegie beschränkt sich nicht auf den Ton der Klage, ist eine Harfe von reichster Besaitung, die nicht nur das Thema der Melancholie, sondern auch das der Verzweiflung mit entsprechenden Akkorden zu begleiten fähig. Gerade die Meditation Lamartine's, welche „Verzweiflung" überschrieben, ist eine seiner herrlichsten. Welch' eine prachtvolle Introduction:

Als aus des Chaos Keim, in jener Unglücksstunde
Geboren, treu dem Ruf aus ihres Schöpfers Munde,
Die Welt zu sein begann:
Vom unvollkommnen Werk da wandt' er sich zur Seite,
Verächtlich mit dem Fuß stieß er sie in die Weite
Hinaus und ruhte dann.
Er sprach: dich will ich ganz dem eignen Jammer lassen,
Unwürdig däuchst du mir zum Lieben und zum Hassen,
Ein Nichts bist du vor mir!
Auf ewig von mir fern magst du im Oeden schweben,
Das Schicksal hab' ich dir zum Führer mitgegeben,
Das Weh zum König dir!

Lamartine legt in diesem Gedicht klar an den Tag, daß seine Gläubigkeit von unserer deutschen Pietisterei himmelweit entfernt sei, diese geht (so sie nicht, was weitaus das Häufigste, bare Heuchelei) stets aus Denkträgheit, aus Versimpelung des Geistes hervor, Lamartine's Seele aber hat offenbar den Faustischen Denkprozeß durchgemacht, ehe sie mit liebenswürdigster Kindlichkeit ihre Sache Gott anheimgestellt. Ich gebrauchte

den Ausdruck „Faustisch“, denn wie soll ich den folgenden Aufschrei der Verzweiflung anders bezeichnen?

Allmächtger! Schöpfer! Herr! Du Wesen aller Wesen!
Der aus der Möglichkeit, was werden soll, erlesen!
Fürst der Unendlichkeit!
Was ist's, daß deine Hand nicht ihren Kindern allen
Den Born der Ewigkeit erschließt nach Wohlgefallen,
Und Freud' und Heil verleiht?
Dein Schatz blieb unerschöpft, und doch der Welt entgegen
Wär' endlos, ohne Maaß, in langem Strom der Segen
Aus deinem Schooß gerollt.
Du hattest Zeit, Macht, Raum und Alles zum Verschwenden;
Es schaudert meinen Geist — du hättest's können spenden:
Du hast es nicht gewollt!
Bestraft mit der Geburt sind wir für welch Vergehen?
Das unbewußte Nichts mocht' es um Sein dich flehen?
Und nahm es an zu sein?
Hat uns der Zufall nur nach Launen ausgesonnen,
Wie oder brauchtest du, o Gott, zu deinen Wonnen,
Du grimmer, unsre Pein?

Wie hier, so durchbricht das gewaltige Dichterfeuer, welches in Lamartine's Seele flammt, noch oft die Schranken einer etwas abgeblaßten Reflexion. Dann weicht die feine poetische Resignation dem poetischen Zorn und dieser treibt ihn zu Gesängen wie „Buonaparte“ und „an Lord Byron“, wo über zwei Titanen der Neuzeit ein Votum abgegeben wird, das ihrer würdig, oder er macht den Schmerz selbst zur Basis der jubelnden Ekstase und läßt die Elegie in der Dithyrambe aufgehen; so in der wundersamen Meditation „Begeisterung“:

Wie, da der Aar, der Herr der Blitze,
Mit Ganymed hinauf sich schwang,
Das Kind sich hielt am Rasensitze,
Und mit dem Göttervogel rang,
Doch mit der Räuberklau ihn zwingend,
Die bangen Hüften ihm umschlingend,
Entriß dem Land der Adler ihn,
Warf unbekümmert um sein Klagen,
Den Göttern ihn, emporgetragen,
Noch zitternd vor die Füße hin.
So, wenn auf meine Seele nieder
Du fährst, Begeistrung, Siegesaar!

Wenn rauscht dein flammendes Gefieder,
Von heilgem Schauer zittr' ich gar;
Wohl ring' ich unter deinem Zwange,
Ein sterblich Herz — ich fürcht' es bange —
Hält deine Gegenwart nicht aus:
So wie vom Blitz gezeugte Flammen
Nicht mehr verlöschen und zusammen
Verzehren Holz, Altar und Haus.

Allein vergebens widerstreben
Die Sinne des Gedankens Lust:
Die Seele fühlt des Gottes Leben,
Sie sprengt das Band und hebt die Brust.
Es wallt der Blitz in meinen Adern,
Und will ich staunend mit ihm hadern,
So reiz' ich nur die Flammen auf;
Und meines Geistes Feuergüsse
Ergießen sich in Wohllautsflüsse
Und fressen mich in ihrem Lauf.

Dein Opfer, Muse, magst du schauen!
Wo ist die Stirn, von Gott behaucht?
Wo ist der Blick, der ohne Grauen
In's Heiligthum den Stral getaucht?
Von deinem Eifer aufgerieben,
Was ist mir von der Jugend blieben?
Ein schwacher Rest des Lebens nur!
Und meine Stirne trägt, die fahle,
Nur von des heilgen Blitzes Strale,
Der mich getroffen, eine Spur!

Wer ohne tief Gefühl gesungen,
Dem glänzt die Harfe thränenfrei,
In friedlichen Begeisterungen
Nicht kennt er düstre Raserei.
Rein ist, befruchtend seine Quelle,
Von Milch und Honig fließet helle,
Mit Maaß und Ziel sein mild Gedicht;
Er will das Höchste nicht erringen,
Er wagt sich nicht auf Pindars Schwingen
Und stürzet drum vom Himmel nicht.

Doch wir, ein Feuerbrand der Seelen,
Wir müssen lodern, müssen kühn
Dem Himmel seine Flammen stehlen
Und, was wir schildern, davon glühn.
Der Brennpunkt ist in unserm Herzen,

In welchem aller Welten Kerzen
Vermählen ihrer Stralen Schein.
Was nennet ihr uns doch Verkehrte?
Die Fackel, die beneidenswerthe,
Entflammet Leidenschaft allein!

Nie hat ein friedlich Herz gezeuget
Das kühne, göttliche Gefühl,
Des Lieds, vor dem die Welt sich beuget,
So süß einladendes Gewühl.
Nein, nein! wenn von des Eryx Firnen,
Der Welt mit seinem Pfeil zu zürnen,
Homers Apollo niederstieg,
Flog er hinab zur dunkeln Schwelle
Und tränkt im siedend heißen Quelle
Des Styx die Waffen vor dem Krieg.

Verlaßt des heilgen Berges Scheitel!
Er duldet feige Lieder nicht;
Und keiner Leier schwach und eitel
Entströmt das göttliche Gedicht.
Der Chor der echten Liedersöhne,
Dem Marmor gleicht er, dessen Töne
Aus Memnons Grabe seufzend flohn:
Erst wenn er aus den keuschen Augen
Des Tages einen Blick darf saugen,
Erwirbt er Seele sich und Ton.

Und ich soll Feuer, die noch rauchen,
Erwecken aus der Asche Staub?
Den Ueberrest von Geist verhauchen
In Tönen, die der Lüfte Raub?
Der Ruhm — das Leben sollt' er würzen,
Er diente nur, mir's zu verkürzen,
Er ist ein Traum, den Schatten sehn.
Und opfern sollt' ich ihm vergebens
Den letzten Athem meines Lebens?
Ach nein! zum Lieben laßt mir den!

Lamartine's Ruhm ist auch die Schützerin und Pflegerin der Muse des poetischen Bäckers von Nimes, Jean Reboul, geworden, einer Muse, die aus der Unverdorbenheit des Volkes hervor schon so manch einen frischen Liederstrauß in das Publikum geworfen. Vor einigen Jahren hat Reboul in seinem Gedicht „der letzte Tag" den kühnen

Versuch gemacht, die Schrecken des Weltgerichts in einen lyrisch-epischen Rahmen zu fassen. Vielfach versagt dem Dichter die Großheit seines Stoffes dessen gestaltende Bewältigung, aber sein Dichten wird immer groß und schön, wenn er die strafende Geißel über die Verderbtheit und Feigheit seiner Zeitgenossen schwingt. Ausgezeichnet ist in dieser Art besonders die dem achten Gesang einverwebte Drohung an die Stadt Paris, welche er darstellt als geknechtet durch die Tyrannei politischer und moralischer Corruption, um dann sein Dräuen mit den prophetischen Worten zu schließen:

Doch wie sich schwebend wiegt der Geier,
Bevor er plötzlich stürzt zum Stoß,
So flammt des Himmels rächend Feuer
Schon über deinem Steinkoloß.
Und schüttelnd seine gier'gen Schwingen
Wird es mit Sturmesschnelle dringen
In deiner Frevel dunkeln Sitz,
Denn Tyrannei, woher sie stamme,
Ob von dem Thron, ob aus dem Schlamme,
In Hütt' und Schloß, schlägt Gottes Blitz!

Als zweiter Volksdichter hat sich Hegesippe Moreau hervorgethan, jener tieffühlende Proletarier, dem die Muse so manchen heißen Kuß auf die Lippen drückte und der an Hunger und Krankheit frühzeitig im Hospital verkümmerte. Auch er zürnt seiner Zeit, aber sein Zürnen ist ein demokratisches, wogegen Rebouls mehr ein religiöses. Bewußter und nachhaltiger, als Beide, hat Auguste Barbier das heutige Frankreich poetisch gerichtet. Aus den „Jamben" dieses Dichters hadert nicht nur die schlagfertigste und gerechteste, sondern auch die künstlerisch durchgebildetste Satyre, und diese Satyre hält sich auf einer Höhe, wo sie aufhört, bloße Kritik zu sein, um selbstständiges Kunstwerk zu werden, obgleich Barbier es hierauf durchaus nicht abgesehen hat. Seine Absicht ist weit mehr eine ethische als ästhetische, seine Strafgedichte reißen mit unerbittlichen Händen die verlogenen Flitter und Lappen von den Wunden, von der Fäulniß unserer Zustände weg. Er schildert in seinem „Lazarus" ebenso wahr und grausenvoll das Elend des englischen Proletariats als er in seinem „Jägerrecht" der Verworfenheit der französischen Staatslenker freimüthig den Handschuh hinwirft, welche als Erbschleicher des Vermächtnisses der Julirevolution sich bemächtigt, tritt in seiner „Melpomene" mit gleich

geradsinniger Entrüstung wider die Verzerrungen des Theaters auf wie in seiner „Terpsichore“ wider die schändlichen Entweihungen geselliger Freude, und gegenüber der zur Mode gewordenen, blinden Vergötterung Napoleons beschwört er den Schatten des Kaisers in seinen Jamben „das Idol“ mit eigenthümlicher Auffassung und der herben Selbstständigkeit eines Republikaners, wie folgt:

Straffhaar'ger Korse du! wie schön war Frankreich, glänzend
Im Sonnengold des Messidor!
Wie ein unbändig Roß, das ohne ehr'ne Stange
Und goldnen Zügel braust empor.
Ein wildes Füllen war's mit bäurisch derbem Rücken,
Naß von des Königsblutes Stral,
Doch stolz und mit dem Fuß stampfend den alten Boden,
Der frei jetzt war zum erstenmal.
Noch hatte keine Hand gequält es und mißhandelt,
Die Peitsche noch es nicht berührt,
Auf seinem breiten Kreuz hatt' es des Fremden Sattel
Und sein Geschirr noch nicht gespürt.
Wie glänzend war sein Haar! in schöner Freiheit schweifend,
Geschmeidgen Leibs, das Aug' erhellt
Von Licht, die Häksen Stahl, erschreckte mit den Tönen
Seines Gewiehers es die Welt.
Du kamst — und wie du sahst das edle Thier, die Lenden,
Die so einladend, glatt und schlank,
Ein hastiger Centaur, ergriffst du's bei der Mähne
Und sprangst hinauf mit Sporen blank.
Und weil ein Freund es war von wildem Kriegsgetöse,
Wo Trommeln wirbeln, Pulver kracht,
Gabst du zur Rennbahn ihm die schnelldurchflogne Erde,
Zur Kurzweil gabst du Sturm und Schlacht.
Dann keine Ruhe mehr! nicht Nächte mehr und Schlummer!
Stets freie Luft, Gefahr und Müh',
Zerstampft dem Sande gleich stets Tausende von Leibern
Und immer Blut bis über's Knie!
Zermalmt hat fünfzehn Jahr' sein Huf im Siegeslaufe
Geschlechter, daß sie sanken hin;
Es rannte fünfzehn Jahr' heiß, mit verhängtem Zügel
Ueber der Völker Leib dahin!
Müd' endlich dieses Laufs, der niemals kam zum Ziele,
Wofür nie einen Lohn es zog,

Von dem zerstampft die Welt dalag, von dem die Menschheit
Wie eine Wolke Staubs aufflog,
Erschöpft der Fesseln Kraft, daß es bei jedem Schritte
Keuchend beinah zusammenbricht —
Fleht um Erbarmen es zuletzt den kräftgen Reiter,
Du aber, Henker, hört'st es nicht,
Du drücktest stärker nur mit deinen starken Schenkeln;
Um zu ersticken sein Geschrei
Kehrtest du das Gebiß ihm um im störr'schen Maule,
Die Zähne brachst du ihm entzwei.
Es riß sich wieder auf; doch einst am Schlachtentage,
Da es zum Widerstand zu schwach,
Sank sterbend es dahin auf dem Kartätschenfelde,
Daß dir sein Sturz die Glieder brach.

Ein weit leichteres, so recht modern französisches Blut rollt in der Dichterader Alfreds de Musset, eines ungemein beweglichen Geistes, der anfänglich in allerhand Bizarrerien viel brillantes Feuerwerk verschwendete, dann aber in seinem Roman „Bekenntniß eines Kindes des Jahrhunderts" zu tüchtigerem Schaffen sich zusammenfaßte. Musset ist bei aller Jugend viel zu französisch klug und praktisch, um sich lange auf der schmalen Gränzscheide, wo die Sucht nach Originalität **à tout prix** in Tollhäuslerei überschnappt, herumzubalanciren. Sein scharfer Verstand mußte ihm den Werth objektiven Dichtens gegenüber der jugendlich subjektiven Manie, mit Paradoxen und auf den Kopf gestellten Prinzipien ein leeres Spiel zu treiben, bald einleuchtend machen, und so ist sein erwähnter Roman ein bedeutendes Document Betreffs der geistigen und sittlichen Bezüge der Gegenwart seines Vaterlandes geworden. Noch entschiedener aber hat er das unreine und unschöne Element, in welchem sich seine ersten Versuche gefielen, in einigen Gedichten überwunden, die mehr an deutschen Ernst, an deutsche Gefühlschwere erinnern, als an die frivolen Couplets der französischen Poeten einer frühern Periode, mit welchen Musset sonst große Aehnlichkeit hat. Unter diesen lyrischen Stücken findet sich eines, das ich hieherseţe, weil es meiner Ansicht nach nicht nur das beste Produkt Mussets, sondern eines der besten lyrischen Erzeugnisse der jungen Literatur Frankreichs überhaupt ist. Es führt die Ueberschrift:

Die Dezembernacht.

Der Dichter:

Noch in der Schule blieb einmal
Ich wach in unserm öden Saal,
Und wollte nicht vom Buche weichen;
An meinen Tisch setzt sich bei Nacht
Ein armes Kind in schwarzer Tracht,
Mir gleichend, wie sich Brüder gleichen.

Trüb war und schön sein Angesicht,
Es las bei meiner Lampe Licht
Im Buch, das ich da hatte liegen.
Auf meine Hand die Stirn geneigt,
Blieb es, bis sich der Tag gezeigt,
Mit freundlich nachdenksamen Zügen.

Und fünfzehn Jahre war ich bald,
Da ging ich eines Tags im Wald,
Umwogt von Büschen und Gesträuchen;
Und in der Bäume grüner Nacht
Ein Jüngling saß in schwarzer Tracht,
Mir gleichend, wie sich Brüder gleichen.

Um meinen Weg ich ihn befrug;
Die eine Hand die Laute schlug,
Und Rosen hielt er in der andern;
Gar freundlich, herzlich grüßt' er mich,
Und zeigte mir, halb wendend sich,
Den Berg, drauf los ich sollte wandern.

Zur Zeit, wo Liebe lohnt mit Pein,
Saß in der Kammer ich allein,
Mich selbst zu Thränen zu erweichen;
Am Feuer, das ich angefacht,
Ein Fremdling saß in schwarzer Tracht,
Mir gleichend, wie sich Brüder gleichen.

Er schien mir düster und voll Schmerz,
Die eine Hand wies himmelwärts,
Die andre hielt ein Schwert umfangen;
Mitdulder schien er meiner Qual,
Ein Seufzer nur sich ihm entstahl —
Dann war er wie ein Traum zergangen.

Im Alter, wo man lebt mit Hast,
Bei einem Feste, zum Toast
Hob ich mein Glas nach Festesbräuchen;

Wie ich den Trinkspruch ausgebracht,
Saß da ein Gast in schwarzer Tracht,
Mir gleichend, wie sich Brüder gleichen.

Zerfetzt ein purpurnes Gewand
Trug unter'm Mantel er, es wand
Unfruchtbar sich ums Haupt die Myrte;
Nach meinem streckt sein Arm sich lang,
Und als mein Glas an seinem klang,
Zerspringend in der Hand mir's klirrte.

Ein Jahr nachher — bei Nacht — ich lag
Vor'm Bette knieend, wo am Tag
Ich meinen Vater sah erbleichen,
Es hielt mit mir die Todtenwacht
Ein Waise ganz in schwarzer Tracht,
Mit gleichend, wie sich Brüder gleichen.

Sein Auge war von Thränen naß,
Er war, wie Schmerzensengel, blaß,
Vom Dornenkranz sein Haupt umschlungen;
Entsaitet seine Laute ruht;
Sein Kleid war eingetaucht in Blut,
Sein Schwert war in die Brust gedrungen.

Ich prägte mir ihn ein so tief,
Daß wieder wach sein Bild mir rief
Ein jeder Vorfall meines Lebens;
Der Schatten, ob er Engel sei,
Ob Dämon — nie ließ er mich frei,
Und immer floh ich ihn vergebens.

Als später ich, vom Dulden matt,
Des halben Lebens trostlos satt,
Aus Frankreich zürnend mich verbannte,
Als Ungeduld mein Herz durchfuhr,
Und wandernd, Einer Hoffnung Spur
Zu finden, ich von Sehnsucht brannte.

In Pisa und am Apennin,
In Köln, wo grün der Rhein fließt hin,
In Nizza, an der Thäler Hängen,
In Florenz, im Palast voll Pracht,
In Brigues, in trüber Hütten Nacht,
Wo sich die Alpenriesen drängen;

In Genua, im Citronenhain,
In Vevay, grün belaubt vom Wein,
Im Havre, wo das Meer sich dehnet,

Und in Venedig, wo die Mau'r
Aufhält die See, die sich voll Trau'r
Auf diesem Grab zu sterben sehnet;

Wo in der Welt ich Aug' und Herz,
Blutend von einem ew'gen Schmerz,
Beschäftigt und ermüdet habe,
Wo läst'ge Langeweile mich
Ermatteten zog hinter sich —
Unmuthig, gleich als ging's zum Grabe;

Wo immer ich vom Durst gequält
Nach einer Welt, die uns verhehlt,
Nachhing des düstern Traumes Zuge —
Wo ich, des Lebens niemals froh,
Das immer fand, was stets ich floh —
Des Menschen Antlitz — voll vom Truge!

Wo immer ich den Weg entlang
Die Hände über'm Haupte rang
Und schluchzte laut gleich einem Weibe!
Wo immer mir, gleich einem Lamm,
Das unter seines Scheerers Kamm,
Die Seele nackt trat aus dem Leibe;

Wo immer ich den Schlaf gesucht,
Wo ich dem Leben hab' geflucht —
In allen Ländern, allen Reichen:
Hat sich in meine Näh' gemacht
Ein Unglückssohn in schwarzer Tracht,
Mir gleichend, wie sich Brüder gleichen.

Wer bist du denn, der mir in diesem Leben
Tritt in den Weg zu jeder Frist?
Ich sträube mich, dem Glauben Raum zu geben,
Daß du mein böser Engel bist.
Erbarmen leuchtet mir aus deinen Zähren,
Dein Lächeln ist der Duldung Pfand;
Dein Anblick lehrt die Schickung mich verehren,
Dein Schmerz scheint mir den meinen zu verklären;
Der Freundschaft dünkt er mich verwandt!

Wer bist du denn? mein Schutzgeist bist du nimmer!
Nie Warnung brachtest mir noch du!
Seltsam! Du kommst zu meinem Unglück immer,
Und meinem Leiden siehst du zu!
Seit zwanzig Jahren gehst du mir zur Seite,
Und noch ward mir dein Name nicht gesagt;

Wer bist du, den mir Gott gab zum Geleite,
Doch der sich niemals mit dem Frohen freute,
Der mich nicht tröstet — nur beklagt?
Noch diesen Abend erst sah ich dich wieder;
Trüb war die Nacht und voll von Pein.
Ans Fenster rasselte des Sturms Gefieder —
Ich lag auf meinem Bett allein;
Mein Auge fiel auf eine theure Stelle,
Von einem heißen Kuß noch feucht!
Ich dachte: wie ein Weib vergißt so schnelle!
Ich fühlte, wie mein Leben gleich der Welle,
Die sich am Felsen bricht, entfleucht.
Vom vor'gen Tage sammelt' ich die Briefe,
Ihr Haar und jedes Liebespfand;
Mir war, als ob ins Ohr mir all dieß riefe
Den Schwur, der einen Tag sie band!
An schaut' ich alle diese heil'gen Reste,
Bei welchen mir die Seel' entbrennt;
Thränen, dem tiefsten Herzen ausgepreßte!
Und die das Auge, das damit sich näßte,
Bis morgen nicht mehr anerkennt!
In Linnen barg ich, was von schönen Tagen,
Ein armer Rest, noch übrig war.
Hienieden dauert, mußt' ich bei mir sagen,
Nichts aus — als eine Locke Haar!
Tief ließ ich mich, wie Taucher in die Fluten,
In die Vergessenheit hinab;
Die wühlenden Gedanken niemals ruhten,
Allein ließ ich der Seele Wunde bluten
Um meine arme Lieb' im Grab.
Von schwarzem Wachs wollt' ich das Siegel prägen
Auf das so köstlich flücht'ge Gut;
In ihre Hand wollt' ich es wieder legen —
Da brach hervor die Thränenflut;
O schwaches Weib! von schnödem Stolz geblendet!
Die Reue sicher dich erfaßt!
Warum, o Gott, den Schein denn vorgewendet?
Warum das Weinen, Schluchzen all verschwendet,
Wenn du nicht lieb gehabt mich hast?
Ja, du wirst weich und Thränen dir nicht fehlen,
Doch zwischen uns drängt sich der Wahn;
Nun gut! Leb' wohl! du wirst die Stunden zählen,
Wenn ich nicht mehr dir werde nah'n.

Geh hin, geh hin! nimm im vereisten Herzen
Befried'gung deines Stolzes mit!
Ich fühle junges Leben noch im Herzen!
Es hat noch Raum für eine Menge Schmerzen
Nach denen, die durch dich es litt!

Geh hin, geh hin! Natur, die ewig blühet,
Hat doch nicht Alles dir geschenkt!
Ha, armes Kind, das sich um Schönheit mühet,
Nie an verzeih'nde Güte denkt!
Geh, geh! laß dich von deinem Schicksal finden!
Mit dir verlor nicht Alle ich!
Gib unsre alte Liebe preis den Winden!
Gott! — du, an die mich tausend Ketten binden,
Du scheidest — warum liebst du mich?

Da plötzlich sah ich sich geräuschlos heben
Aus düstrer Nacht eine Gestalt,
An meinem Vorhang einen Schatten schweben,
Auf meinem Lager macht' er Halt —
Wer bist du mit den trüben, blassen Zügen,
Gestalt voll Trauer und voll Weh?
Was nahst du mir auf deinen Wanderflügen?
Ist es ein Traum? Will mir mein Bildniß lügen,
Der Spiegel, den ich vor mir seh'?

Wer bist du Pilger denn, der ohn' Ermatten
Sich stets an meine Sohlen hing?
Warum fand ich dich immerdar im Schatten,
Wo nur mein Fuß vorüberging?
Wer bist du denn, mein einsamer Geselle,
Der stets mit dem Betrübten weint?
Dich sandte doch gewiß mir nicht die Hölle?
Wer bist du denn, mein Bruder, sag's zur Stelle,
Der nur am Kummertag erscheint?

Die Erscheinung:

Freund, Einen Vater haben wir!
Nicht ein Schutzengel bin ich dir!
Auch nicht der Menschheit böser Engel.
Und die ich liebe — fremd mir bleibt,
Wohin sie Wunsch und Schicksal treibt
In diesem Lande voller Mängel.

Ich bin kein Gott, kein böser Geist —
Du sagtest, wie mein Name heißt,
Wenn du als Bruder mich begrüßet;
Wohin du gehst, da werd' ich sein —
Bis an dein Grab, und auf den Stein
Mich setzen, der den Hügel schließet.

Vertrauet hat mir Gott dein Herz,
Wenn einbricht über dich ein Schmerz,
So komm zu mir mit deinem Grame!
Begleiten will ich allwärts dich,
Doch nicht berühren kannst du mich,
Freund! Einsamkeit — das ist mein Name!

10.

Dichtertrias aus Oestreich.

Entnervend weht dein Sommerhauch, du Capua der Geister! rief vor kurzer Zeit Grillparzer, Dichter der Sappho, der Hauptstadt seines Vaterlandes zu und drängte so in wenige Worte die treffendste Charakteristik jener berühmten Donaustadt, bei deren Namen wir unwillkürlich an all die guten Sächelchen der Erde denken, welche wir bereits genossen oder noch zu genießen wünschen. Wien und die Wiener — leben und lebenlassen. Aber dieses Genießen und Gewähren des Genusses bleibe immer hübsch innerhalb der Schranken, welche die Materie von den intellectuellen Interessen absperren. Von allen Bäumen der Lust dürft ihr die Früchte pflücken, aber der Baum der Erkenntniß ist euch untersagt. Der bei weitem größte Theil des östreichischen Volkes läßt sich dieses gesagt sein, lebt in der Furcht Gottes und der Polizei dahin, richtet sich in seinen vier Pfählen möglichst bequem ein, tanzt Straußische Walzer und entschädigt sich für anderweitig Verbotenes durch den bekannten Wienerwitz, der indessen bei aller Stachellosigkeit hundertmal genießbarer als jene sanddürren Berlinismen, die von Witz nur die bittere Schale, nicht aber den süßen Kern haben.

In diesem Sinne ungefähr pflegte man, es ist noch gar nicht lange her, sich zu äußern, wenn die Rede auf Oestreich kam. Doch nur die gutmüthigen Beurtheiler ließen den Wienern ihre geistige Unthätigkeit so hingehen der praktischen Philosophie des Genusses wegen, die bei ihnen einheimisch, grämlichere oder eiferndere Berichterstatter gingen dagegen so weit, von dem stumpfsinnigen Lächeln eines absichtlich verwahrlosten Volkes zu sprechen. Man war, abgesehen sogar von allen politischen Bezügen, im übrigen Deutschland gewohnt geworden, an die eben erwähnte Phrase zu glauben, und das geschmacklose Wiener Gebäck, welche die selige Base Pichler so viele Jahre hindurch auf die Leipziger Messe spedirte, konnte kaum eines Bessern belehren. Man sprach freilich

manchmal mit Anerkennung von den Leistungen des Wiener Burgtheaters oder von vereinzelten wissenschaftlichen Bestrebungen an der Universität, aber im Allgemeinen ging die Ansicht im Schwange, an den gelbschwarzen Mauthschranken Oestreichs breche sich das deutsche Geistesleben. Als schöne und kühne Protestation gegen diese Meinung wand der Baron Zedlitz seine „Todtenkränze", eine Dichtung voll hellen Blickes in die Weltgeschicke, voll Wohllaut und technischer Vollendung, voll Milde und Versöhnung — aber es ist Reflexionspoesie, es ist viel Bewundernswerthes, Rührendes, Ueberzeugendes darin, aber nichts Herzbewältigendes, Primitives. Man las die „Todtenkränze" und die übrigen Sachen von Zedlitz mit Anerkennung, man lobte besonders die Gesinnung des Dichters, aber große Hoffnungen weckte er keineswegs, hätte selbe auch nicht zu rechtfertigen vermocht, wie sein neuestes Werk „Waldfräulein" beweist, das bei aller Anmuth, Zierlichkeit und Glätte doch ziemlich kalt läßt. Zedlitz's dichterisches Auftreten war eine Stimme in der Wüste, man hörte sie wohl, aber man beachtete sie nicht sehr und fuhr fort, die gelbschwarzen Mauthschranken als die Mauer des deutschen China zu betrachten.

Da kamen die lieben, lieben Weckungsjahre, die dreißiger Jahre, und siehe da, hinter den Gränzpfählen Oestreichs hervor schwangen sich plötzlich adlerkühne, lerchenfrische und nachtigallsüße Lieder in das deutsche Vaterland herein, den Herzen dreier Dichter entsprungen, die, rasch zu sehr mächtigen werdend, ihre Heimat poetisch wieder zu Ehren gebracht, während diese Heimat ihre Gesänge ächtete. Dem Referat über diese drei Dichter, über Anastasius Grün, Nicolaus Lenau und Karl Beck, ist vorliegende Epistel gewidmet.

Bei Julius Campe in Hamburg, der auch Börne's Schriften und Heine's Reisebilder gedruckt, erschien ein bescheidenes Büchlein, überschrieben „Spaziergänge eines Wiener Poeten". Wahrlich ein höchst harmloser Titel, ein ganz östreichischer — „Spaziergänge" und „ein Wiener Poet"? Gewiß allerlei Sang und Klang von Lieben und Trieben oder Variationen über die beliebten Themata „'S gibt nur a Kaiserstadt, 's gibt nur a Wien!" oder „Wir hobn halt, wir hobn halt unsern Kaiser so gern!" Man durfte Solches vermuthen, aber schon die Widmung des Büchleins konnte eines Besseren belehren, denn diese Widmung ist an Ludwig Uhland gerichtet und es heißt da:

Jeder ficht mich eigner Wehre,
Priester kämpft mit dem Brevier,
Krieger mit dem Schwert und Speere,
Mit Gesang und Reimen wir.

In der That, die „Spaziergänge" waren ein poetischer Waffenruf. Machtvoll, ergreifend und langaustönend, als wäre es der Sturmharfe der Zeit selber entschollen, klang es an die deutschen Herzen:

Freiheit ist die große Losung, deren Klang durchjauchzt die Welt!

und mit Staunen vernahmen wir, der Dichter der „Spaziergänge" sei nicht nur ein Oestreicher, sondern sogar ein Mitglied der stabilsten Noblesse des Erdbodens. Ja, ein östreichischer Graf hat die Inspirationen, die Forderungen des Zeitgeists zugleich als Dichter von Gottes Gnaden so kühn ausgesprochen, wie vor ihm keiner, so schön, wie nach ihm keiner. Und da sage man noch, unsere Zeit sei der Wunder bar. Ist der Religion in unsern rationalistischen Tagen die Kraft benommen, Mirakel zu verrichten, je nun, was thut's? Die Freiheit steht für sie ein und erweckt sich ihre Propheten und Apostel — inmitten der Reihen ihrer Gegner. Denn als Prophet und Apostel der Freiheit gibt sich Anastasius Grün, eigentlich Anton Alexander Graf von Auersperg geheißen und am 11. April 1806 geboren, in seinen „Spaziergängen" durchgehends, ob er nun mild wie Johannes und gedankenscharf wie Paulus das neue Evangelium verkünde, wie er es in den Gesängen „Frühlingsgedanken", „Mauthcordon", „der Censor" und „unsere Zeit" gethan, ob er in der stolzen Bilderpracht eines Hesekiel und mit der strafenden Wortschwere eines Jeremias die Freiheit und ihre Vertreter preise, ihre Hasser beklage und beschwöre, wie in den Gesängen „Sieg der Freiheit", „sein (Kaiser Josephs II.) Bild", „Priester und Pfaffen", Salonsszene", „Gastrecht" und „an den Kaiser", oder ob er endlich die Schneide des Spottes, welcher ja den Propheten des alten Bundes ebenfalls eigen, den Leugnern und Verfolgern der Zeitideen auf den Nacken legt, wie es geschieht, wenn er von den „Dicken und Dünnen" singt:

Fünfzig Jahre sind's, da riefen unsre Eltern zu den Waffen:
Krieg und Kampf den dicken, plumpen, kugelrunden, feisten Pfaffen!
Auch in Waffen stehn wir Enkel; jetzt doch muß die Losung sein:
Krieg und Kampf den dünnen, magern, spindelhagern Pfäffelein!

Aber wo gab's größre Arbeit, welcher Kampf bot mehr Gefahren?
Wo galt's fester auszudauern, wo galt's klüger sich zu wahren?
Lauthin schnaubt die plumpe Wildsau, wenn sie durch das Dickicht keucht,
Aber leise kriecht die Viper, die nach deinen Fersen schleicht!

Einst verschnarchten dicke Pfaffen ganze Tag in süßem Schläflein,
Jetzt doch liegen auf der Lauer immer wach die dünnen Pfäfflein;
Jene brüllten ihre Inbrunst heulend in die Welt hinein,
Diese winseln ihren Jammer, Katern gleich im März, so fein.

Mächt'gen, schweren Folianten glichen einstens jene Dicken,
„Allgemeines, großes Kochbuch" stand als Inschrift auf dem Rücken;
Einem schmalen, kleinen Büchlein sind die Dünnen gleich, fürwahr,
„Kurzgefaßte Gaunerstücklein" beut das Titelblatt euch dar.

Mit der Grobheit und der Dummheit hattet einst den Kampf, ihr Alten,
Doch der Artigkeit und Schlauheit müssen wir die Stange halten!
Einstens rannten euch die Dicken mit dem Wanst die Thüren ein,
Doch es kriechen jetzt die Dünnen uns durch's Schlüsselloch herein.

Längst schon hat ein tapfrer Ritter kühn der Dicken Heer gebändigt,
Und als goldner Stern des Tages jene finstre Nacht geendigt!
Joseph hieß der Stern und Ritter! Wien, du kannst sein Denkmal sehn!
Ach und will denn gen die Dünnen nimmer solch ein Held erstehn?

O so steigt ihr Dicken wieder lebend aus der Todesurne!
Doch mit altem, gutem Magen! Werdet christliche Saturne!
Und verschlingt den magern Nachwuchs, o dann sind wir beider los,
Denn nicht lange mehr kann leben, wer solch gift'ge Kost genoß!

Die „Spaziergänge" lenkten die allgemeine Aufmerksamkeit mehr, als bisher geschehen, auf ein früher erschienenes Werk von Anastasius Grün hin, auf seinen Romanzenkranz „der letzte Ritter", dessen Held Kaiser Maximilian II. als eine so wohlthuende menschliche Erscheinung an der Gränze des scheidenden Mittelalters steht. Den Dichter leitete ein richtiges Gefühl, als er seinen Helden vorwiegend nur als Menschen oder Mann auffaßte und besang, denn Maximilians Thun und Treiben als politisches, weltgeschichtliches Individuum kann nur zerbröckelnde, zerfahrende Resultate gewähren, da Maximilian bei aller Hoheit der Gesinnung, bei all seiner Thatenlust doch eigentlich nichts Großes, „Menschengeschick Bezwingendes" vollbracht hat, während er, so wie man das schön Menschliche, Ritterliche an ihm herauskehrt, als einer der liebenswürdigsten Charaktere der deutschen Geschichte erscheint. Und ihn als solchen erscheinen zu lassen, hat Grün gar wohl verstanden. Einen ganz eigenthümlich herzerfreuenden Eindruck aber macht es, wenn der

Dichter im Verlauf der Abenteuer Maximilians auf den Krieg desselben mit den Eidgenossen zu sprechen kommt, der in der Schweizergeschichte unter dem Namen des Schwabenkriegs bekannt ist, und ihm nun plötzlich die Seele aufgeht vor dem Wehen freier Alpenluft und er in einen Preisgesang auf die Schweiz ausbricht, wie noch nie einer gesungen wurde, und hierauf die beiden für die eidgenössische Republik so glorreichen Schlachttage bei Frastenz und Dorneck also schildert:

Vor Frastenz auf dem Felde, da stand ein deutsches Heer
Im weiten Halbmondkreise, vorstreckend Speer an Speer,
Mit Schildern und mit Hochmuth die Busen kühn umballt,
Ein undurchdringlich Bollwerk, ein starrer Lanzenwald.
Ei, Schweizervolk, was steigst du von deiner Alpen Wand
Mit Aexten und mit Kolben hernieder in das Land?
„Den neuen Wald bei Frastenz, den woll'n wir niederhaun,
Um aus den Stämmen Hütten der Freiheit zu erbaun."
Jetzt stürzt in Deutschlands Lanzen der Eidgenossen Heer,
Ohnmächtig pralt's zurücke, allüberall Speer an Speer!
Der Schweizer knirscht die Zähne, der Deutsche spöttelnd spricht:
„Seht, wie sich des Windhunds Schnauze am Igelbalg zersticht!"
Da scholl ein Ruf urplötzlich, wie'n Auferstehungslied:
„Dank dir, verklärter Schatten, Arnold von Winkelried!
Du winkst, ich hab' verstanden! auf, Schweizervolk, mir nach!"
So klang die Stimme Wohllebs, der aus den Scharen brach.
Vom Schaft reißt er sein Banner und windet's um die Brust,
Stürzt in der Ritter Speere, durchglüht von Würgelust;
Vorleuchten seine Augen, ein flammend Fackelpaar,
Voranweht, statt des Banners, im Wind sein weißes Haar.
Sechs Ritterspeere faßt er zusamm' mit starker Hand,
Drein taucht er seinen Busen: gesprengt ist die Lanzenwand!
Einstürmt zur Bahn der Rache der Schweizer rüst'ge Schar,
Doch Heinrich Wohllebs Leiche dazu die Brücke war.
Da prasseln Schweizerhiebe, wie Hagel auf Saaten fährt,
Von Schildern sprühten Funken, wie von des Schmiedes Herd;
Der Schwerter Streiche saußten mit tosender Gewalt,
Wie's oft im Forst von tausend derb treffenden Aexten schallt.
Sonst wenn im Wald gehaun wird, schont man der jungen Bäume,
Daß mit der Zeit der Nachwachs gesund und kräftig keime;
Nicht also thaten die Schweizer bei Frastenz im Lanzenwald,
Die schonten keines Stammes, gleich galt's, ob jung ob alt.
Knöring, der greise Eichbaum, sank hier durch Schwertesstreich,
Ilsing, die junge Ceder, so schön und hoffnungsreich!

Sieg! rief verröchelnd Wohlleb, Sieg! rief der Seinen Schar,
Inmitten der blut'gen Ebne, die erst ein Hochwald war.
Die weite Fläche decket ein Teppich von rothem Blut,
Gleichwie auf Königsfärgen der Purpurmantel ruht,
Drauf lag, statt welker Blumen, verblichner Ritter Glanz,
Wohlleb, der greise Schweizer, als Lilie in dem Kranz.
Als Priester aber betend stand an der großen Bahr'
Mit hocherhobnen Händen der Sieger freie Schar,
Drauf als sich All' im Illstrom vom Blut die Hände gereint,
Begruben sie mit Thränen im Feld so Freund als Feind.

Ihr saht wohl einst Schloß Dorneck, die Riesenlind' am Thor,
Im Schloß die frohen Leute, am Baum den Sängerchor,
Seht jetzt die öden Hallen, — kein Arm, der Becher schwingt!
Seht jetzt die stille Linde, — kein Sänger, der Lieder bringt!
Doch unten in dem Thale des Fürstenbergers Heer,
Mit Schwertern und Hellebarden, wie Halme im Aehrenmeer!
Und drüben am Berg die Schweizer im Sichel- und Sensenglanz,
Und singend und jubelnd, als zögen die Schnitter zum Erndtentanz!
Der deutsche Feldherr lächelnd dem Knappentroß gebot:
„Bringt doch den Schnittern drüben ihr Stückchen Morgenbrot!"
Ei doch, ihr stolzen Ritter, spart Müh' und Sendung euch,
Der Schweizer holt's wohl selber und bringt den Dank zugleich.
Seht, lang läßt er nicht warten und zahlt mit Erze blank,
Wohl rief't ihr jetzo gerne: o Schweizer laß den Dank!
Zwar rauh ist das Gepräge der Münze, die er bringt,
Doch seht, wie blank sie glänzet, und hört, wie rein sie klingt!
Ha! Schwert du bist die Münze, die für Tyrannen gilt,
Ein freies Volk der Wechsler, Zahltag das Schlachtgefild'!
Du Schweizervolk auch sparteſt die Münze heute nicht,
Manch deutscher Träger stürzte wohl unter des Erzes Gewicht.
Wer ist's, der dort vor Allen durch's Schlachtgedränge braust,
Wie die gewalt'ge Windsbraut an stöhnende Fichten saust?
So kühnbegeistert kämpfet ein Freier nur! — O nein!
Das ist der Fürstenberger, der ficht vor seinen Reihn.
Im flatternden schwarzen Mantel mit einem Kreuze weiß,
Stürmt wie ein wandelnd Sargtuch ein Mann aus der Schweizer Kreis;
Das ist von Zug der Dechant. Gelobt sei Jesus Christ!
Willkommen Ihro Hochwürden, willkommen zu dieser Frist!
Sonst schwang er nur den Wedel, geweihten Wassers voll,
Daß jedes Haupt der Gläub'gen im Dom von Weihbronn quoll;
Ha, wie er's Schwert jetzt schwinget, wie's Blut dran niederlauft,
Das ist der Wedel und Weihbronn, womit die Freiheit tauft.

Seht dort den blut'gen Helden, kühn streitend auf Leichenhöhn,
Wie auf dem Fels die Eiche im Morgenrothe stehn!
Ein Schweizer nur kämpft also, — ein Schweizer ist es nicht! —
Das ist der Fürstenberger; hei, wie so gut er ficht!
Horch, wie das Horn so gräßlich des Zuger Hirten schallt!
Sturm, Sturm! ruft kräft'gen Tones der Schiffer aus Unterwald;
Ha, Schützenvolk aus Uri, du zielest weit und gut!
Ei Solothurner-Winzer, die Traube gibt schon Blut!
Was weht da für ein Banner vor Allen hoch daher?
Im purpurrothen Felde ein grimmer, schwarzer Bär!
Ja, biedres Bern, du wähltest dein Banner klug und gut,
Dein grimmer Bär, der watet jetzt tief im rothen Blut.
Dort mit gespaltnem Haupte sinkt Einer auf den Grund,
Seht, selbst im Tod schwebt Lächeln noch um des Helden Mund;
Nur Freie lächeln sterbend: ein Schweizer ist's! — O nein!
Der Fürstenberg ist's, lachend in Schmerz und Todespein.
„Ihr schweizerischen Schnitter, ihr schneidet bis auf's Blut!
Ihr schweizerischen Drescher, ihr dreschet derb und gut!"
Er stöhnt's und stirbt inmitten der Leichen seiner Schar,
Im Tod noch treu ihr Herzschild, wie er's im Leben war.
Wie Garbenbünde liegen gefällt die Ritter schon,
Ihr Führer in der Mitte als purpurrother Mohn;
Auf's öde, wüste Saatfeld blickt still das Abendroth,
Die Schnitter aber schweigend verzehren ihr Vesperbrot.
Seht dort das graue Beinhaus, das ist der Freiheit Scheune,
Da häufte sie als Aehren die bleichenden Gebeine;
Wenn einst der erste Morgen des ew'gen Lenzes naht,
Ersteht in Füll' auch wieder, o Freiheit, deine Saat!

Vier Jahre nach dem Erscheinen der „Spaziergänge" gab Anastasius Grün seinen „Schutt", vier Dichtungen, Träger jener großen Hoffnung, welche in allen Gedichten Grüns grünt, daß nämlich auf dem thränen- und blutgenetzten Schutt der Vergangenheit, ungestört von dem Waffenlärm der Gegenwart, eine trostvolle, frieden- und freiheitsreiche Zukunft erblühe, deren Keime vor Verwüstung zu wahren, Jedem aufgegeben sei, der sich nicht als egoistisch todte Maschine, sondern als lebendiges Glied der unsterblichen Menschengemeinschaft empfindet. Die ewigen Ideen Licht, Liebe, Freiheit und Wahrheit, die sich ja alle in die der Menschlichkeit auflösen, betrachtet Anastasius in seinem „Schutt" vom Standpunkt des zukunftenträthselnden Sehers, die Dissonanzen,

welche sein Stoff laut werden lassen muß, in straffer Durtonart aussprechend, doch so, daß die endliche Versöhnung stets ahnungsheiter durchklingt. Die erste dieser Dichtungen, „der Thurm am Strande", legt uns das Seelenleben eines unschuldig Eingekerkerten dar, der an seine schmerzlichen Seufzer nach Luft, Freiheit und Gerechtigkeit Betrachtungen über sociale Einrichtungen knüpft, die mit seiner Lage zusammenhängen. So richtet z. B. er an seine Richter die Worte:

Ihr, denen in die Hände ward gegeben,
Wenn sich's die Händ' etwa nicht selbst genommen,
Das Recht, zu schalten über Menschenleben,
Kennt ihr des Menschenlebens Sinn und Frommen?
Ich rath' euch, wallt aus eurer goldnen Klause
Einmal hinaus in Frühlings Sonnenblicke.
Doch laßt mir fein den Doktorhut zu Hause,
Die grüne Brille, Codex und Perrücke!
Und wenn, von all dem Licht und Glanz entborget,
Ein leichter Abglanz schlich in eure Seele,
Dann ist es Zeit, dann weilet nicht und sorget,
Daß Flinte, Beil und Messer euch nicht fehle.
Seht dort den Rosenstrauch im Duftmeer fluten!
Das Messer her, vom Stamme ihn zu trennen!
Er liegt im Staub und scheint nun zu verbluten
Aus so viel Wunden, als da Knospen brennen.
Seht ihr die Lerche hoch im Frühroth schimmern?
Das Feuerrohr herbei und streckt sie nieder!
Vor euch im Rosengrün mit leisem Wimmern
Versiegt die holde Quelle süßer Lieder.
Seht dort der Linde Haupt die Wolken grüßen!
Die Axt herbei, den Stamm ihr zu zerklüften!
Da liegt die Riesenleiche euch zu Füßen,
Ihr Sterberöcheln ist ein süßes Düften.
Und will euch Wehmuth nun ins Herz, so lenket
Heimwärts den Pfad und nehmt an eurer Schwelle
Den Säugling aus der Gattin Arm und senket
Eu'r sinnend Haupt zu seiner Lockenfülle.
Und denkt des Baums, zerspellt zu todten Trümmern,
Und denkt der Knosp', erblaßt im Todesbeben,
Und denkt des Liedes, aufgelöst in Wimmern,
Und ahnt es leise, was ein Menschenleben!

Im zweiten Gesang des Schuttes wandelt der Dichter durch ein verfallenes Kloster, erbaut und belebt es wieder kraft der Phantasie und läßt

dem untergangenen Mönchthum, dessen Mission erfüllt ist, seine versöhnliche Grabrede nachklingen. Der dritte Gesang „Cincinnatus“ macht die Contraste der untergegangenen antiken Welt mit der werdenden transatlantischen im poetischen Prisma stralen, indem der Dichter seine Schilderungen und Betrachtungen bald an die wiederausgegrabenen Ruinen Pompeji's, bald an das frischaufsprossende Colonistentreiben und Staatsleben Amerika's anknüpft. Du kennst die Beschreibung des tragischen Untergangs jener antiken Stadt durch den Vesuv aus Plinius oder Bulwer, höre nun, wie unser Dichter diese Katastrophe darstellt:

Ich seh' die schönste von Pompeji's Frauen
Im Garten, der sich sonnig vor ihr breitet!
Wohl ist er schön und blüthenvoll zu schauen,
Doch schöner, üpp'ger blüht, die durch ihn schreitet.
Es hält Akanth und Bux als Macht von Zwergen
In Haft Viol' und Ros' im grünen Erker,
Ihr Mieder doch mag als Gefangne bergen
Zwei schönre Röslein wohl in seinem Kerker.
Ich seh' als Silberschaft den Springquell steigen
Und ihn als Schnee millionenflockig fallen,
Gleich einer Trauerweid aus Silberzweigen —
Doch schöner, weißer ihren Busen wallen.
Da sieht der Geist des Feuerbergs hernieder
Vom Flammenthron; ihn faßt die Macht der Liebe!
Bebt, wenn euch Götter hassen, Erdenbrüder,
Doch auch nicht minder bebt ob ihrer Liebe!
Schon eilt, daß ihn kein Späher überrasche,
Sein Mohrensklave, jene schwarze Wolke,
Mit einem Schleier — ach, von Staub und Asche —
Der Liebe Haus zu hüllen vor dem Volke.
Schon muß dem Kuppler nach, daß er nicht weile,
Sein Sklavenvogt, der Sturm, jetzt brausend fahren;
Der peitscht mit Feuerruthen ihn zur Eile
Und zaust in seinen schwarzen, krausen Haaren.
Schon tobt herab der Herr die Bergestreppe,
Im Purpurmantel glühnder Laven wallend,
Vesuv als Page hält den Saum der Schleppe,
In ries'gem Bogen seinem Arm entfallend.
So ungestüm hetzt Jenen Liebeshitze,
Daß aus der Feuerkron' im Niederwallen
Ihm Diamanten: flammenhelle Blitze,
Granaten: glühnde Felsen taumelnd fallen.

Schon ist er da, die Arme ausgebreitet,
Die feur'gen, daß den süßen Leib er hasche;
Doch ab von seinem Herzen dieser gleitet
Und knickt zur Erd' als eine Handvoll Asche.
Die Rosen sind verdorrt am Hochzeitfeste,
Die Quellen sind versiegt im Gartengrunde —
Nur in des Königsmantels Lava preßte
Sich ab des schönsten Busens volle Runde.
Da sprach der Gott: Weib, deines Leibes Schöne
Verweh' nicht, Rosen gleich, im Kuß der Winde:
Sie soll entzücken noch die Enkelsöhne,
Stets leb' ein Zeuge, der sie ihnen künde!
Du, graue Lava, sollst in Staub nicht fallen!
Als Lampe, schöngeformt, sollst du erhellen
Glanzstralend der Jahrtausend' Tempelhallen,
Und voll des heilgen Oels der Liebe quellen!
Als runde Opferschale sollst auf Erden
Der Liebe ewgen Nektar du kredenzen,
Draus sich Jahrtausende berauschen werden
Und deren Rand die spät'sten Rosen kränzen!

In den „fünf Ostern", welche den Schutt schließen, ist besonders auf die Klage des Juden hinzuweisen, der am heiligen Grab den jahrtausendlangen Schmerz seines zertretenen, noch heut zu Tage nur da und dort als Theilhaber der Menschenrechte anerkannten Volkes und dessen Verbitterung ausklagt. Zuletzt schildert der Dichter

Ein Ostern, Auferstehungsfest, das wieder
Des Frühlings Hauch auf Blumengräber sä't,
Ein Ostern der Verjüngung, das hernieder
In's Menschenherz der Gottheit Athem weht.

Dieses Osterfest eröffnet die Perspektive in das goldene Zeitalter der Zukunft, wie es sich ein edles, hoffendes und vertrauendes Dichterherz träumen mag. Die Menschheit triumphirt, das Uebermenschliche, dessen Hereinphantasirung in unser Leben dasselbe vergiftet, geht im Reinmenschlichen auf, zu dessen Verständniß wir durch schwere Prüfungen geleitet werden und dessen Genuß den kommenden Geschlechtern die Erde wieder zum Eden macht, in welchem die Menschen sogar der Erinnerung an die blut- und thränenreiche Vergangenheit bar und ledig geworden:

Auf Golgatha in eines Gärtchens Mitte,
Da wohnt ein Pärlein, Glück und Lieb' im Blick;

Weit schaut ins Land, gleich ihrem Aug, die Hütte,
Es labt ja Glück sich gern an fremdem Glück!
Einst, da begab sich's, daß im Feld die Kinder
Ausgruben gar ein formlos, eisern Ding;
Als Sichel däuchts zu grad und schwer die Finder,
Als Pflugschar fast zu schlank und zu gering.
Sie schleppen's mühsam heim gleich seltnem Funde,
Die Eltern sehn es, doch sie kennen's nicht!
Sie rufen rings die Nachbarn in die Runde,
Die Nachbarn sehn es, doch sie kennen's nicht.
Da ist ein Greis, der in der Jetztwelt Tage
Mit weißem Bart und fahlem Angesicht
Hereinragt, selbst wie eine alte Sage;
Sie zeigen's ihm, er aber kennt es nicht!
Wohl ihnen allen, daß sie's nimmer kennen!
Der Ahnen Thorheit, längst vom Grab verzehrt,
Müßt' ihnen noch im Aug' als Thräne brennen!
Denn was sie nimmer kannten, war ein — Schwert.
Als Pflugschar soll's fortan durch Schollen ringen,
Dem Saatkorn nur noch weist's den Weg zur Gruft;
Des Schwertes neue Heldenthaten singen
Der Lerchen Epopee'n in sonn'ger Luft. — —
Einst wieder sich's begab, daß, als er pflügte,
Der Ackersmann wie an ein Felsstück stieß
Und als sein Spaten rings die Hüll' entfügte,
Ein wundersam Gebild aus Stein sich wies.
Er ruft herbei die Nachbarn in die Runde,
Sie sehn sich's an, jedoch sie kennen's nicht!
Uralter, weiser Greis, du gibst wohl Kunde?
Der Greis besieht's, jedoch er kennt es nicht.
Ob sie's auch kennen nicht, doch steht's voll Segen
Aufrecht in ihrer Brust, in ewgem Reiz,
Es blüht sein Same rings auf allen Wegen;
Denn was sie nimmer kannten, war ein — Kreuz!
Sie sahn den Kampf nicht und sein blutig Zeichen,
Sie sehn den Sieg allein und seinen Kranz!
Sie sahn den Sturm nicht mit den Wetterstreichen,
Sie sehn nur seines Regenbogens Glanz!
Das Kreuz von Stein, sie stellen's auf im Garten,
Ein räthselhaft, ehrwürdig Alterthum,
Dran Rosen rings und Blumen aller Arten
Empor sich ranken, kletternd um und um.

So steht das Kreuz inmitten Glanz und Fülle
Auf Golgatha, glorreich, bedeutungsschwer:
Verdeckt ist's ganz von seiner Rosen Hülle,
Längst sieht vor Rosen man das Kreuz nicht mehr.

Schlägst du nun die Sammlung der eigentlichen lyrischen Gedichte Grüns auf, welche 1837 zuerst erschien, so tritt dir auch in dieser vor Allem der weltumfassende Gedankenernst und die hochsinnige Menschenliebe entgegen, welche den Dichter charakterisirt, jener meist melancholisch angehaucht, oft die köstliche Mannesthräne im Auge, diese jetzt donnernd im echtesten und gerechtesten Zorn, dann wieder hinschmelzend in kindlicher Erbarmung und Versöhnlichkeit, welche sich selbst zur Sünde liebevoll niederneigt, um aus dem Wust derselben den Schatz der Menschenherrlichkeit zu Tage zu fördern. So in einem seiner unvergleichlichsten Gedichte, in der „Sünderin":

Einsam liegt ein Häuschen, abgelegen,
Hart am Meer, das an die Wände braust,
Daß sie ewig zitternd sich bewegen,
Wie so manches Herz, das drinnen haust.
Dieses nied're Pförtlein, will's nicht deuten,
Daß nur Niedres ungehemmt hier zieht,
Doch der Reinheit Kranz, beim Drüberschreiten
Leicht vom Haupt sich abstreift und verblüht?
Denn ein Tempel ist's, der Sünd erschlossen! —
Und doch seht, wie glänzt das Frühroth drauf,
Daß er, wie aus reinem Gold gegossen,
Ragt als heil'ger Sonnentempel auf!
Horch, des schmalen Fensters Flügel klingen!
Und es blickt mit welkem Blumenstrauß,
Fahlem Kranz und schlaffen Lockenringen
Eine Priest'rin dieses Doms heraus.
Blaß sind ihrer Wangen kalte Flächen,
Wie des Richters weißes Pergament,
Das des Schuldigen geheimst Verbrechen
Und zugleich sein strenges Urtheil nennt.
Wie so matt die trüben Augen schimmern
Fast wie Kerzen, über Nacht gebrannt,
Die nur kärglich, fahl und müde flimmern,
Da der goldgelockte Tag erstand.
Blumen prangen dort in bunten Farben,
Die begießt sie jetzt, daß fort sie blühn;

Wenn in Herzen schon die Blumen starben,
Läßt man gern sie vor den Fenstern glühn.
Zwischen Rosen, Ampeln, Engelchören
Steht ein Bild der Himmelskönigin;
Dort der ew'gen Lampe Glut zu nähren,
Bringt sie Oel, wie Vesta's Priesterin.
Neue Blumen geht sie jetzt zu pflücken,
Zwei Gewinde fügt sie tändelnd draus,
Einen Kranz, Mariens Haupt zu schmücken,
Für sich selbst dann einen Blumenstrauß.
Scheint's nicht reinstes Hochgefühl des Weibes,
Das so arglos hier mit Kränzen spielt,
Weil es selbst den Schooß des eignen Leibes
Einen Heiland werth zu tragen fühlt?!
Künstlich schminkt sie nun die blassen Wangen;
Und doch nenn' ich Schamroth dieses Roth,
Denn sie läßt es auf dem Antlitz prangen,
Ach aus Scham, daß es so blaß und todt!
Nun das ros'ge Haupt sie laß und lose
In die weißen Hände niederbeugt,
Scheint's nicht eine müde Purpurrose
Auf zwei Nachbarlilien hingeneigt?
Und so starrt sie schweigend in die Welle,
Unter ihr schlägt wild die Brandung an,
Aber fern ist Frieden, Tageshelle,
Heitre Ruhe, ebne Spiegelbahn.
Und so späht sie starr durch Luft und Wogen
Nach dem längst erloschnen Morgenstern,
Fernhin, wo die weißen Segel zogen,
Ihrer Unschuld Bild, so weiß, — so fern!
Weint sie nicht? — Kind, wein' ins Meer nur nieder!
Dieser Perlen Schrein wird doch nie leer,
Deine Augen füllen bald sich wieder,
Und an Perlen reicher wird das Meer.
Schimmre fort, du ros'ge Morgenröthe,
O verklär' ihr fort das Angesicht! —
Ha, inmitten ihrer Blumenbeete
Wie verklärt sie steht, wie rein, wie licht!
Und sie ist nur eine welke Blume
Von der Paradiesesrose: Weib,
Trümmer nur vom schönsten Heiligthume,
Ach, ein tiefgefallen, sündig Weib!

Und doch könnt' ich knieen hier und beten,
Beten, weinen, wie vor Heil'gen kaum!
Eine Rose liegt am Weg zertreten,
Und mit ihr ein ganzer Himmelsraum.

So oft ich dieses Lied noch gelesen, mußte ich an Jesus Christus denken, wie er Maria Magdalenen verzeiht. Und du, meine Freundin? Ach, ich möchte die Zähre wegküssen, die an deinen Wimpern hängen wird, wenn du dieses Gedicht gelesen. Grün hat auch viele Liebeslieder gesungen, aber er opfert in denselben den Egoismus der Liebe nicht, er ringt sich aus der Beängstigung selbstischen Leides zur Klage über das menschheitentzweiende Vorwalten des Hasses empor, und selbst da, wo er sich scheinbar der subjektiven Stimmung völlig überläßt, erhebt er sich, Kühne glaub' ich, drückt es so aus, zu einer weltweiten Größe, die den ganzen Schmerz des Lebens in sich schließt, wie in seinem „Archipelagus der Liebe":

Es glüht das Meer, endlos vor mir gebreitet,
Wie die Erinnerung an ros'gen Mai,
Und jenes Segel, das darüber gleitet,
Mich dünkt's, als ob mein eignes Herz es sei.

Du unstät Fahrzeug dort, das schwank und irre
Fern durch die Wogen steuert hin und her,
Wer sagt mir wohl, wohin dein Segel schwirre
In diesem weiten, inselreichen Meer?

Welch Eiland einst dein Port aus all den blauen,
Zerstreut im Spiegel abendrother Glut,
Wie Häupter holder Jungfraun anzuschauen
Auftauchend aus dem Bade lauer Flut?

Ob dieses hier, auf dessen Flur von Rosen
Der Abend jetzt auch seine Rosen streut,
Daß Himmelsblüthen mit den ird'schen kosen
Und Erd' und Himmel glühn im Blumenstreit?

Ob jenes dort, so stolz die Stirne tragend,
Wenn Morgenroth drauf seinen Kuß gepreßt,
Doch dessen goldner Felsenwall, hochragend,
Den Kahn der Sehnsucht nimmer landen läßt?

Ob jene Insel, die, daß sanft es lande,
Manch Schifflein lockt, und lieblich anzusehn,
Wenn Mondenglanz sich gießt auf ihre Strande
Und goldne Stern in Meer und Aether stehn?

Ob es die blondgelockte, deren Felder
In üppger Saat hinfluten helles Gold,
Die schwarzgelockte, der ein Kranz der Wälder
Wie lindes Haar reich um die Schulter rollt?
Wer sagt es mir, wohin dieß Segel schwirre
Und ob's ein Schiff auch, was dort treibt umher?
Ob nicht vielleicht mein Herz, das schwanke, irre,
Durchschiffend der Erinnrung blaues Meer?

Jene schäferliche Zeit, wo die deutsche Poesie mit der arkadischen Flöte am murmelnden Bache saß und verliebte Madrigale pfiff, ist vorbei, vorbei ist auch die Zeit, in welcher die höchste Meinung, die man von der Poesie hatte, dahin lautete, sie sei ein angenehmes Spielzeug für müssige Stunden; mit dem innern Werth der Dichtkunst hat sich auch ihre äußere Gültigkeit erhöht. Man sieht sie jetzt nicht mehr bloß als tändelnden Zeitvertreib an, denn man hat ihre göttliche Sendung zu begreifen angefangen; sie sitzt nicht mehr einsam flötend am murmelnden Bache, sondern hat sich amazonenhaft die Lenden gegürtet und ist hereingetreten in die ringende und drängende Gegenwart, neben der Leier das Schwert tragend, die Schlagworte der Zeit auf den Lippen. Und als einem ihrer geweihtesten Jünger verkündigt sie Anastasius Grün ihre Offenbarungen, sein Dichterwort ist ein reiner Zeuge ihrer himmlischen Schönheit und Würde. Sie ist ihm nicht nur Deuterin der wirren Räthsel der Gegenwart, sie ist ihm zugleich auch Trösterin. Darum bleibt ihm stets seine, unter den Zeitgenossen so seltene, Eigenschaft treu, Alles in tröstlichem Licht zu sehen. Was andere verwirrt und ängstigt, zeigt sich Grüns Dichterauge in seiner wahren Wesenheit, welche unter kleine Gemüther erschreckender Hülle den Samen der Verheißung birgt. Deßhalb bei aller Entschiedenheit der Gesinnung jene Milde des Urtheils, welches dem Gegner Gerechtigkeit widerfahren läßt, indem es ihn bekämpft, deßhalb jenes männliche Vertrauen auf die Zeit, wo Andere schwächlich an ihr verzagen, deßhalb sein ahnungsvolles Herausfühlen der Thätigkeit des Weltgeistes aus Erscheinungen des Tages, die, scheinbar im Dienste der Materie, unwiderstehlich auf die große Reformation der Menschheit hinarbeiten. So ist ihm auch die Poesie des Dampfes, welche vor ihm nur ein edler Dahingegangener, Chamisso, der Franzose mit dem deutschen Herzen, in seiner schönen Ballade „das Dampfroß“ begriffen hatte, in ihrer welthistorischen Bedeutung klar geworden und den Befürchtungen,

die sich bezüglich der Bedrohung poetischer Lebensanschauung durch dieses Wunder unserer Zeit kundgaben, dessen Consequenzen die Weltlage total umgestalten müssen, solchen Befürchtungen stellt er die kostbaren Trostworte entgegen:

Ich höre Lieder, ehrenwerthe, klagen,
Seh' edle Angesichter sich verschleiern,
Prophetisch trauernd, daß in unsern Tagen
Der Prosa Weltreich seinen Sieg will feiern;
Daß Poesie, entsetzt, nun fliehen werde,
Auf schnurgerader Eisenbahn entjagen,
Entführt auf Dampffregatten unsrer Erde,
Auf Dampfkarossen ferne fortgetragen!
Ei, wart ihr denn so hold den krummen Wegen,
Daß ihr so sehr die graden scheuen könnet?
Und ist euch's Poesie, auf Holperstegen
Zu kriechen, wenn's zu fliegen euch vergönnet?
So macht euch auf, wohlan, auf alten Gleisen
Der Poesie, der flücht'gen, nachzujagen,
Und knebelt mit Gebiß und Strang und Eisen
Das Roß, das edle, freie, vor den Wagen!
Die Haid' entlang! Laßt eures Leibs Gebeine
Des Auferstehungstages Rütteln ahnen,
Der Rosse Schnauben, Peitschenknall und Steine
Im Staubgewölk euch der Verlornen mahnen!
Springt dort ins Boot, laßt rudern stromhernieder!
In saurem Schweiß den Schiffer laßt nicht zagen!
Ob euch die Ruderknechte, eure Brüder,
Von der verlornen Poesie nicht sagen?
Besteigt ein Schiff und fangt die Launenspende
Des wind'gen Windgotts auf im Segeltuche,
Als ob ein Bettler mit dem Hut behende
Des Wandrers milden Sold zu haschen suche!
Will er's, so ruht windstill mit schlaffem Segel,
Seid festgefroren in den Sommertagen!
Vielleicht daß Delphin euch und Seegevögel
Von jener, so ihr suchet, weiß zu sagen!
Ich will indeß hinab die Bahn des Rheines
Auf schwarzem Schwan, dem Dampfschiff, schwimmend singen,
Den Becher schwingend voll des goldnen Weines,
Dir, Menschengeist, den Siegeshymnus bringen!
Wie dir der Feuergeist die Flammenkrone
Herab vom stolzen Haupt hat reichen müssen,

Wie du dem Erdengeiste, seinem Sohne,
Das ehrne Herz kühn aus der Brust gerissen;
Wie du zu Beiden sprachst: Ihr sollt nicht rasten!
Daß fürder Mensch nicht Menschen knechten möge,
Geh' Feuer du, und trage seine Lasten!
Leb' Eisen du, und wandle seine Wege!
Ich weiß, daß deines Wandelns Flammengleise
Kein Blümchen im Poetenhain bedrängen,
So wie des Heil'genscheines Glutenkreise
Kein Löckchen am Madonnenhaupt versengen.
Nein, Amt der Poesie in allen Tagen
Ist's, hoher Geist, dein Siegfest zu verschönen,
Wie der Victoria Goldbild über'm Wagen
Des Triumphators schwebt, um ihn zu krönen. —
Schon seh' ich dort entlang des Gaues Straßen
Die dampfgetriebnen Wagenburgen fliegen,
Wie scheugewordne Elephantenmassen
Thürm' und Geschwader tragen fort zu Siegen!
Der schwarzen Rüssel Schlöte hoch erhoben,
Dampfschnaubend, rollend, wie die Wetterwolke!
Die Mannen, siegestrunken, jauchzend oben!
Weitum gelichtet alle Bahn vom Volke!
Wenn auch aus seinem alten Lindenfrieden
Sie dort den Dorfespatriarchen stören,
Nicht schadet's, muß er, was der Geist beschieden,
Die Mütze lüftend, staunend jetzt verehren;
Wenn er das muß, was er vorbei sah tosen,
Als wandelnden Altar des Geists erkennen,
Wenn er im Rauchkoloß, dem flücht'gen, losen
Die Glut, die ew'ge, die ihn zeugt, sieht brennen!
Und wenn er betend fleht, daß die Minerve,
Die jetzt des Volks olympschem Haupt entsprungen,
Nie gen den Vater die Geschosse werfe,
Nie sei von seiner Dränger Sold gedungen!
Und wenn er ahnt, daß sie in schönen Tagen,
Wofür er selbst einst fest stand im Gefechte,
Dem Enkel werde zu ersiegen wagen
Ein glorreich Vaterland und heil'ge Rechte!
Laßt beten ihn und ahnen so im Stillen,
Bis sich gesenkt vor uns des Dampfes Wolke,
Als heil'ger Tempelvorhang zu verhüllen
Der Zukunft Schickungen dem jetz'gen Volke.

Du kannst dir leicht vorstellen, meine Theure, wie unangenehm es alle Anhänger der guten Sache der Poesie sowol als der Freiheit überraschen mußte, als sich ums Jahr 1840 die Neuigkeit verbreitete, der edle Anastasius sei an beiden Apostat geworden. Die Lüge hatte diese Verleumdung ersonnen, die Bosheit ließ sie die Runde in Deutschland machen. Grün schwieg, denn auf niederträchtige Anschuldigung ist Schweigen die würdigste Antwort. Die rasch sich folgenden Auflagen seiner Werke aber bewiesen, daß die Guten im Vertrauen und in der Liebe zu ihm beharrten. Erst vor Kurzem ist er mit einer neuen Dichtung, die er dem berühmten schwäbischen Mann der Freiheit und des Rechtes, Paul Pfizer, zugeeignet, vor sein Volk getreten und hat in der Introduktion derselben seine Verlästerer der Entgegnung gewürdigt:

Wem ihren Stral die Freiheit einmal ins Herz gegossen,
Abfällt der nie und nimmer trotz sondrer Kampfgenossen!

Die Einleitung der „Nibelungen im Frack", wie Grün sein neues Werk etwas bizarr und unverständlich betitelt, ist überhaupt polemisch gehalten und sticht mit ihrem Ernst fast zusammenhangslos von dem Gedicht selber ab, documentirt übrigens klar und offen, daß Grün keineswegs das Banner hingeworfen habe und zum Feinde übergegangen sei, wie man ihm angesungen. Die „Nibelungen im Frack" sind ein allerliebstes Capriccio, welches die „Marotte" verherrlicht. Als humoristischer Rapsode besingt Anastasius jenen wunderlichen Kauz von Musiknarren, den Herzog Moritz Wilhelm von Sachsen-Merseburg, der 1721 gestorben, nachdem er sein Lebenlang in harmloser Bonhommie seiner Leidenschaft für die Geige gefröhnt und ganz entzückt darüber geworden, als es ihm gelungen, einen Zwerg aufzufinden, der klein genug, die Violine als Baßgeige, und einen potsdamer Grenadier, der groß genug, die Baßgeige als Violine zu handhaben. Wenn man des verdorbenen Hoflebens jener Tage gedenkt, ist es gar wohlthuend, die friedlichen, scherzhaften Abenteuer dieses fürstlichen Geigers zu vernehmen. Eines der ergötzlichsten ist „wie der Herzog die Hydra der Rebellion besiegt":

Dem Schlosse gegenüber am Pult der Anwalt sitzt,
Ausbleiben die Gedanken, wie er den Kiel auch spitzt.
Traun, seltsam! Wie's im Hirne ihm sonst gebärend kocht!
Der Klempner unter ihm hämmert, der Küfer neben ihm klopft und pocht!
„Der Geigensturm vom Schlosse macht taumeln mich und schwindeln,
Erwürgt die Geisteskinder mir schon in zarten Windeln;

Tyrannenlist, die freie Gedanken also jocht!“
Der Klempner heut nicht hämmert, der Küfer heut nicht klopft und pocht.
Er steckt den Kopf durch's Fenster: „Ihr lieben Nachbarsleut',
Ruht heut das fromme Handwerk und feiert Sonntag heut,
Daß Hammer hält und Schlegel, karthäuserschweigsam, Friede
Und nicht mit gewohntem Klange mir einwiegt die Gedankenschmiede?“
Der Küfer ruft: „Vom Schlosse klingt's so verstimmt, vertrakt;
Will ich den Schlegel schwingen, gleich bringt's mich aus dem Takt!“
Der Klempner schreit: „Dieß Fiedeln, mich bringt es noch von Sinnen!
Wer mag sein stilles Handwerk mit innrer Sammlung da beginnen?“
Zinngießer seufzt: „O Zeiten! Zum Bettel wirds mich bringen!
Löthharz kaum zu bestreiten! Die Geigen es ganz verschlingen!“
Da stöhnt der Stolz des Weichbilds, der Merseburger Brauer:
„Dies Geigendonnerwetter macht mir das Bier im Keller sauer!“
„Die Sage von der Riesen Schildkröt' ihr Alle kennt,
Die stumm zu Fall einst wühlte des Domes Fundament;
Jetzt hat der Fürst die Schale mit Saiten ihr bespannt,
Sie lebt und wühlt noch immer und untergräbt das ganze Land!“
Und: „Nieder mit dem Zwerge!“ und: „Nieder mit dem Basse!“
Rief's durch die Schar: wilddrohend drängt sich zum Schloß die Masse;
Die Trepp' empor mit ihnen zum Saal der Anwalt steigt,
Wo in der Treuen Mitte zu Thron der Herzog sitzt und geigt.
Rings viel der tapfern Fiedler! Am untern End' der Kleine,
Der fest die Violine als Baß zwängt zwischen die Beine;
Als Flügelmann der Riese am andern Ende droben,
Der seinen Baß als kleine Armgeige spielend hält erhoben.
„In jenes Harfners Saiten lag solch blutdürst'ger Klang,
Daß selbst der fromme Erich in Wuth nach Waffen sprang;
So hat, o Fürst, das Dröhnen der Geig' in deiner Hand
Dein Volk gehetzt zum Wahnsinn, daß zorngewaffnet es aufstand!“
Der Anwalt glüht im Eifer, der Herzog aber schweigt,
Im Chore murrt die Menge, der Herzog aber geigt.
Er geigt ein Flageoletto wie Wasser über Kieseln,
Ihr hört das Bächlein wallen, durch Wiesen murmelnd rieseln;
Kaltschaudernd ziehn die Geiger die Beine auf die Stühle,
Der Redner bangt der Nässe, daß ihn das Fußbad überkühle.
„Dich schäme so schön zu spielen! Philipp zum Sohn es sprach,
Und Alexanders Laute Antigonus zerbrach:
Dir ziemt ein Arm zum Herrschen, doch nicht zum Spiel der Zitter!
Auch du, Fürst, dich ermanne und wirf den Geigentand in Splitter!“
Der Anwalt sprüht's im Eifer, der Herzog aber schweigt,
Im Chore murrt die Menge, der Herzog aber geigt.

Es plätschert sein Ligato, ein Gießbach, dessen Gischt
Sich jetzt zerstäubt in Felsen, jetzt durch den Mühlgang zischt;
Die kalten Fluten steigen der Schar bis zu den Bäuchen,
Sie fühlt sich schwindelnd, taumelnd, ergriffen von des Mühlrads Speichen.
Doch kreischt noch eine Stimme: „Der Schmach ist's allzuviel!
Statt Zepters einen Bogen, statt Trommeln Saitenspiel!
Die Hunde macht es bellen, doch schlägt es nicht die Türken;
Laß einmal Fiedelbogen das Wunderamt der Schwertes wirken!"
Der Anwalt spricht sich heiser, der Herzog aber schweigt,
Die Menge murmelt leiser, der Herzog aber geigt.
Und harpeggiando fallen die Geigen Aller ein!
Da bricht's durch Fenster, Thüren, wie Flutenschwall herein,
Die Wellen sich überstürzen und bäumen sich, tosen und toben,
Und Tisch' und Stühle scheinen vom Wasser schaukelnd aufgehoben.
Das ist ein Schrein und Flüchten! Zur Pforte welch Gedränge!
Hinaus zur Thüre rudert, Ertrinkenden gleich, die Menge.
Die Stufen hinab welch Springen! Der Katarakt doch saust,
Nachstürzend, hinab die Treppe, bis mälig er am Markt verbraust.
Und Friede war's! Wie genesen vom Otternbiß das Rasen
Des Kranken, dem die Flöte ward über die Wunde geblasen,
So heilte des Herzogs Geige der Meutrer Fieberhitzen;
Die Neuzeit hat erfunden dafür Pariser-Feuerspritzen.

Als ein hochbegabtes Kind des Jahrhunderts hat Karl Beck, 1817 zu Pesth in Ungarn geboren, den gährenden Feuerwein seiner studentischen Ideenwelt in seinen 1838 erschienenen „Nächten" verströmt. Er hat mit Anastasius Grün große Aehnlichkeit, nicht in der Durchführung, wohl aber in der Wahl dichterischer Stoffe. Der lyrische Grundton ist in den Dichtungen Beider nicht sehr verschieden, Beide singen nicht viel, oder wenigstens nur wie beiläufig, von eigener Lust und eigenem Leid, die Geliebte, welcher sie ihre huldigenden Gesänge darbringen, ist die Menschheit, die Muse, welcher sie ihre Begeisterung verdanken, ist die Zeit, wie dieß Karl Beck Betreffs seines Dichtens deutlich ausgesprochen in den Strophen:

Und eine Jungfrau kam herbeigeschwebt,
So stolz, umrauscht vom festlichen Gewande,
Es waren Kreuz und Kronen eingewebt,
Gebrochne Herzen, Blut und Eisenbande.
Ihr Auge schwang sich auf, ein kühner Aar,
Und ließ sich raubbegierig auf mir nieder,
Und trug mein kindlich Herz, der Waffen bar,
Zum Himmel auf mit rauschendem Gefieder.

Ihr offner Busen wallte üppig voll,
Mir brannte ein Vesuv im tiefsten Hirne,
Das Angstgeschrei der bangen Freunde scholl:
O folge nicht, o folge nicht der Dirne!
Schlaf wohlgemuth im angeerbten Haus,
An der Gewohnheit, des Gesetzes Brüsten;
Doch jene freigewordne saugt dich aus,
Ach, und vergiftet dich mit ihren Lüsten.
Ich aber folgte himmelselig ihr,
Allnächtlich hielt sie brünstig mich umschlossen,
Im Glühweinrausch der Küsse sang sie mir
Die Mährchen, ihrem Feuergeist entsprossen.
Sie nennt sich Zeit, und ihres Sehnens Drang,
Ihr Lieben, ihr Gebären, ihr Bestreben,
Und ihre Mährchen, mitternächtig bang,
Ich schrieb sie hin mit meinem rothen Leben.

Mit heißer Phantasie ausgestattet, ein für die Hoffnungen seiner Mitlebenden sympathetisch schlagendes Jünglingsherz in der Brust tragend, kam Beck aus seiner ungarischen Heimat, „aus dem Land der süßen Trauben in das Land der Eichenlauben", um Leipziger Student zu werden, in einem Zeitpunkt, wo der mächtige Wogenschlag der ersten dreißiger Jahre noch in allen Kreisen des Lebens nachbebte. Ergriffen von der Bewegung, gab er sich ihr ganz hin. Mit aufmerksamem Auge die Fragen des Tages untersuchend, wählte er sich zum Deuter derselben den Mann, der, als Jude ein geborner Sklave, sich zum innigsten Verständniß der Freiheit emporgearbeitet, seine Feder zu einem Degen gemacht, vor dessen Blankheit und Schärfe die Dunkelmänner aller Sorten zitterten, und großgenährt von dem himmlisch milden Humor Jean Pauls, bis zu seinem letzten Athemzug mit dem hingebendsten Feuereifer um die Freiheit geworben hatte. Ludwig Börne, auf dessen Grab er eine so frische Immortelle gepflanzt *), wurde sein Lehrer nicht nur, sondern auch sein

---

*) Nicht rechten mocht' er mit dem Glücke,
Daß nimmer ihm sein Stral gelacht,
Gern zog er an des Elends Krücke
Mit andern Edeln in die Nacht.
Das Täubchen liebt die sichern Kreise,
Nicht fragend, ob's gefangen sei,
Doch nur der Vogel auf der Reise,
Der heimatlose, der ist frei.

Held. Seinen Schatten rief er, um ihm „die neue Bibel“ in den schmerzlich lächelnden Mund zu legen. Von diesen Lippen, wie aus einer andern Welt herüber, ließ er uns diese traumhaften Offenbarungen einer bildertrunkenen Phantasie, eines von freiheitsdurstiger Verzückung überschäumenden Herzens entgegenklingen. Die Mythen und die Historie des alten Testamentes sowie die Dogmen und Symbole des neuen erleben hier eine mährchenhafte Wiedererweckung durch das elegische Beschwörungswort des Dichters, der aus ihnen ein Evangelium der Zukunft zusammendeutet, das sich in einer mit orientalisch üppiger Fülle von Bild und Gleichniß ausgestatteter Form verkündigt. Beachte einmal, meine Freundin, was in dieser neuen Bibel vom „Paradies“ gesagt wird:

Da liegt vor mir mein Eden hingegossen,
Durchduftet rings von Träumen und Gefühlen
Und große Thränen, die der Menschheit flossen,
Sind Ströme, die sein Ufer rings bespülen.

Wie einst Themistokles die Schiffe
Durch Brand zerstörte in der Bucht,
Daß er, zu siegen im Begriffe,
Den Weg versperre sich zur Flucht:
So hat auch er im fernen Lande —
Von einer Welt bestaunt. gehört,
Mit seines Wortes Feuerbrande
Den Weg zur Heimat sich zerstört.
Nicht mocht' er rechten mit der Liebe,
Daß sie sein Herz verödet ließ,
Daß sie um lebenswarme Triebe
Beim kalten Haß ihn betteln hieß.
Mag ruhn bei sanftem Wellenkosen
Ein Schifflein in geschlossner Bai;
Doch nur im Sturm, im liebelosen,
Im Sturm der Nacht, da ist es frei.
Nur mit dem Schicksal mocht' er rechten,
Daß es den Donner ihm versagt,
Die große Fehde auszufechten,
Bis einst der Freiheit Sonne tagt.
Was nützt ein Wetterschein im Sange?
Ein Blitz in Worten schlägt noch nicht,
Wohl röthet er des Sklaven Wange,
Doch schmilzt er seine Ketten nicht.
Ob ruhig nun im Grabeshügel —
Ob seiner Hülle Kerker sprang —
Ob auch sein Geist auf kühnem Flügel
Zum Lichte von der Erde drang —
Ob auch die Himmel um ihn tagen —
Ob auch ihr Thor geöffnet sei —
Er wird den Gott zuerst befragen:
Ist man in deinem Himmel frei?

Und Brust an Brust gelehnt und Wang' an Wange,
So ruht das Paar in süßem Selbstvergessen,
Doch vom Gezweige spricht die Zeit als Schlange:
Ihr sollt vom Baume der Erkenntniß essen!

Dann schwindet hin des Vorurtheiles Schatte,
Vor eurer Blöße werdet ihr erschrecken
Und mit des Liebens süßem Feigenblatte
Den Wahn, die Sünde schamerfüllt bedecken.

Zwar würgt die stille Lust, der laute Kummer,
Der Kinderfriede wird euch nimmer lachen;
Doch gebt getrost den ewig langen Schlummer,
Für kurzes und gedankenvolles Wachen.

Ihr seid der That! dem Leben tief verschuldet,
Die Zeit wird mahnend euch das Herz zerstechen,
O pflückt die Frucht, genießet sie, — ihr duldet,
Ihr büßet für ein himmlisches Verbrechen.

Als Gott geboren, träumend fortzuleben,
Wen's göttlich dünkt, der mag es auch beneiden;
Groß ist's, als Mensch zu irren und zu streben
Und für die Brüder dann, ein Gott, verscheiden.

Dieses Gedicht gehört nebst den „Chaos", „du sollst nicht tödten", „Simson", „sechsundvierzigste Nacht" überschriebenen zu den kräftigsten der „neuen Bibel". Sonst herrscht die gramvolle Weichheit vor, auch in Form und Ausdruck. Die Thräne, welche nur als leuchtender, krystallisirter Tropfen an Anastasius Grüns Wimpern hängt, fließt hier. Das Weibliche herrscht in Becks Dichten vor und seine Worte:

Mich drängt's hinaus ins Stürmen und ins Grauen,
Wo Völker bluten, Männerthränen blitzen,
Auf des Gedankens Eichen möcht' ich sitzen,
Ein Aar ins dunkle Thal hinunterschauen,
Kein Vöglein, das begehrt im sichern Hafen
Auf eines Mädchens Busen einzuschlafen —

sind daher mehr für den Ausdruck subjektiven Beliebens als einer wirklich männlich resoluten Beherrschung der Gefühle zu nehmen, welche seine Auffassungsweise der Dinge in ihm anregt. Dann und wann macht dieses Vorherrschen des Weiblichen die bedeutendste Wirkung, wie in den Klageliedern, die Beck über die Trümmer Polens hinweint und die so rührend und schön, als kämen sie aus dem edelsten Frauenherzen, allein

da und dort — muß ich dich des Folgenden wegen um Verzeihung bitten, Angela? — tritt der weibliche Hang zum Hyperbelhaften auch gar zu exentrisch auf, wie in den Strophen:

Wenn das Geschick des Menschen kühnes Streben
Im Hohne will zerschmettern an den Wänden
Und zeigen, daß ein ganzes, ganzes Leben
Nichts als ein Federball in seinen Händen;
So schafft es eine Seele, thatensprühend,
Mit Kraft beseelt, zum Gott sich aufzuringen,
Und läßt sie dann erglühend und verglühend
Dem Schooße eines Judenweibs entspringen —

wo Becks Begeisterung für Menschenrecht mit der Einsicht auf= und davongeht, welche ihm sagen muß, daß das Judenthum unserer Tage die Hindernisse seiner Emanzipation hauptsächlich in sich selbst trägt, oder der Dichter verirrt sich auch geradezu in weibische Verzagtheit, die ihn sogar an der Poesie verzweifeln und ausrufen läßt:

Daß ich ein Bräutigam mich ziere,
So gabst du mir ein Festgewand,
Du Poesie, du Dejanire,
Vergiftet war's von deiner Hand!

Das ist eine krankhaft verkehrte Ansicht über die holde Trösterin der Menschheit und findet sich auch bei Freiligrath, der sie geradezu einen „Fluch" nennt, und bei Dingelstedt, der sie mit einem „Nessushemd" vergleicht. Das ist eine Verirrung, die sich in Lächerlichkeit auflöst. Warum die Poesie selbst anklagen, weil ihr in der Gesellschaft noch nicht die volle Würdigung geworden? Ich glaube, das Vorwalten des Weiblichen in Becks „Nächten" hat auch den gänzlichen Mangel an Plastik verschuldet, der sich in ihnen fühlbar macht. Gedanken und Bilder huschen da nur traumhaft an uns vorüber, der ganze Schwarm verbraust unfaßbar lyrisch. Dieß ist auch von Becks „Saul" zu sagen, dem die dramatische Objektivität gänzlich mangelt, weßwegen diese Produktion als Drama gänzlich mißlungen ist, da es, wie ihr mildester Beurtheiler richtig bemerkte, lauter lyrische Dichter sind, die dasselbe aufführen. Um noch einmal auf die „Nächte" zurückzukommen, so muß ich aus einer der Abtheilungen derselben, welche „Abenteuer eines leipziger Studenten" betitelt ist und das wunderschöne Gedicht „Schillers Haus in Gohlis" enthält, die vierzehnte Nacht noch insbesondere hervorheben, weil sie das compakteste Stück der ganzen Sammlung und an Beck eine seinem

Naturel sonst fremde Eigenschaft erscheinen läßt, die ich als bedeutende an Anastasius Grün anzumerken vergaß, nämlich jenen sarkastischen Humor, der in ein glückliches Bild die Wahrheit in ihrer ganzen Bitterkeit und Herbe zusammenzufassen weiß. Diesen Humor läßt Beck in seiner „verwaisten Burschenkneipe" also walten:

Der runden Erde glich der runde Teller,
Mit bunten Blumen war der Grund bemalt,
Von blaugestreiften Rändern hell und heller,
Wie mit des Himmels Farben überstralt.
Rechts sah ich ein geschliffnes Messer blinken,
Und eine blanke Gabel lag zur Linken.
Ein Vogel drin, in seines Blutes Schaume,
Jüngst frei sich schwingend über Meer und Feld,
Von Bubenhand geraubt im süßen Traume,
An hohe Herrn verkauft für Gut und Geld.
So jung, und schon vom Käfich dumpf umnachtet,
Genarrt, gehetzt und endlich hingeschlachtet.
Das Messer sprach: „Nun ist sein Blut geronnen,
Was raubt er mir des Schlummers süßen Duft?
Da sang er mir vom freien Stral der Sonnen,
Vom angestammten Recht in freier Luft.
Entfesselt sprang er hin zu meinem Throne,
Und mit den Flügeln schlug er meine Krone."
„Zwar hauchte meine Dienerin, die Katze,
Die buntgefleckte, Gift in sein Versteck,
Und ob sie hob die mörderische Tatze —
Doch sang das Thierchen frei und gar zu keck.
Es hegt der Kopf Gedanken — wie ich glaubte,
Drum sehnt' ich mich so sehr nach seinem Haupte."
Die Gabel sprach: „Vom abgeschlagnen Kopfe
Nahm ich den weißen Flaum zum weichen Bett,
Den rosigen zum Band an meinem Zopfe,
Der grüne prangt so üppig am Barett.
Und als ich sah das Blut des Vogels fließen,
Ließ ich mir frisch den Purpur übergießen."
„Ja, ja, die Katze bändigte den Todten,
Weil ich sie zart gestreichelt, sanft umfing,
Weil ich ihr gab von meinen Zuckerbroten
Und um den Hals ein Schellenglöcklein hing.
Weil du sie nahmst ins goldene Gehäuse
Und sie gemacht zur Herzogin — der Mäuse."

Das Messer sprach: „Ererbt sind meine Rechte,
Mein Ruhm ererbt, mein Rang und meine Macht;
Ich ging hervor aus stählernem Geschlechte,
Ich glänzte schon als Kind im tiefen Schacht.
Mit Volk und Geistern kämpften meine Ahnen,
Den Weg zum Thron dem Enkel anzubahnen."
„„Von Gottes Gnaden ward die Macht uns Beiden,
Er hat uns eingesalbt und eingesetzt,
Sonst dürften wir nicht ungestraft zerschneiden,
Nicht rauben, nicht verdammen, unverletzt.
Entsprossen bin ich aus dem schönsten Stahle."" —
So sprach das Gäbelchen zu dem Gemahle.
„Der Bergmann, der euch aus dem Schacht gegriffen,
Der arme Thor, er fand ein frühes Grab,
Der arme Schleifer, der euch blank geschliffen,
Der arme Schmid, der euch die Formen gab,
Sind Männer aus dem Volke alle, alle." —
So pickerte die Uhr mit dumpfem Schalle.
Das Messer sprach: „Und hörst du nicht das Ständchen?
Ich will doch sehn, wer hier befehlen darf;
Dem Ersten zeig' ich schlau ein seidnes Bändchen,
Die Menge denkt, ich sei doch gar zu scharf.
Der Vogel hier gehöret doch uns Beiden,
Komm Königin, komm, laß uns ihn zerschneiden!"

Einen ernstlichen, theilweise schön resultirenden Anlauf zu objektiver Gestaltung seines Stoffes hat Beck in seinen Dichtungen „der fahrende Poet" genommen, in welchem er einen deutschen „Childe Harold" zu geben versuchte. Aber ihm fehlte der großartige Hintergrund von Land und Volk, von welchem sich die Schilderungen und Betrachtungen des Byron'schen Gedichtes so bedeutsam abheben. Auch ist mit Recht die gewählte Form, das Sonnett, wenn auch das zwanglose, getadelt worden, weil dessen Knappheit, die sogar epigrammitische Zuspitzung fordert, die Entfaltung und Ausweitung des Stoffes verbietet, welcher der schildernden Dichtung Bedürfniß ist. Aber es war ein großer Fortschritt, daß Beck im „fahrenden Poeten" ernstlich trachtete, die träumerische Ueberschwänglichkeit der Einbildungskraft und Gefühlschwelgerei, welche sich in den „Nächten" manchmal in Manirirtheit verrennt, zu beschränken, die subjektive Willkür zu beherrschen und mit möglicher Beseitigung von bloß wortschöner Emphase dem Stofflichen mehr Recht einzuräumen. Am besten ist ihm dieß in dem Gesang „Ungarn", am wenigsten in dem Gesang

„Wien“ gelungen; in dem Gesang „Weimar“ sind vornehmlich die schönen Charakteristiken Goethe's, Schillers und Börne's mit Dank anzuerkennen, der letzte endlich „die Wartburg“ gibt unter Anderem vielversprechende balladenhafte Skizzen, in deren einer der Dichter den Lehrer seiner Jugend, einen Mönch, der innerlich Heide, in deren anderer er der schmerzenreichsten Frauen eine, die aus Hohenstaufenblut entsprossene Landgräfin Margaretha von Thüringen vorführt, an die Geschichte derselben folgende Betrachtung über das Mittelalter anknüpfend:

O Mittelalter, dämmervolle Zeit,
So reich an Duldern und an Dulderinnen,
Mit deiner blutig grellen Herrlichkeit,
Mit deiner Burgen brandbestralten Zinnen!
Oft lauscht' ich froh dem Zauber deiner Mähren;
So lieblich sang der schlaue Troubadour
Von dem Verließ und von der Dame Zähren,
Vom Spiel der Knappen in des Zwingers Flur,
Von Frauendank, von bunter Schärpen Zier,
Von Rittertreu und stattlichem Turnier.
Die Sage war so schön. Mir aber graust
Vor dem, was einst betrügerisch mich rührte,
Erbarmungslos und plump tyrannisch führte
Dies Ritterheldenthum die Eisenfaust.

Nur Lügen sind so oft, was Harfner preisen;
Die goldne Saite der Erinnrung bebt
Vor manchem Bild in wundervollen Weisen,
Das nur begeistert, weil es nicht mehr lebt.
Sieh dort den Berg mit nachtendem Geklüfte!
Von ferne leuchtet er so mild und blau
Und Blumenweihrauch wirbelt in die Lüfte
Von seinem Haupt, beperlt mit Silberthau.
Doch trete hin und klimme auf den Gipfel,
Und dich umrauscht die Wildniß öder Wipfel,
Wo sich kein Vogel auf den Zweigen wiegt,
Und statt der stolzen Burgruinen liegt
Da oben nur ein wüster Schutt von Steinen,
Auf den der Wolken trübe Augen weinen.

So ragst du, mittelalterliche Zeit,
Von Felsenzacken eine Riesenwelt,
Ein wildes Urgebirge weit und breit,
In blauer Pracht zum blauen Himmelszelt.

Wir gönnen deinem Haupt die Burgenkrone,
Die graue Zeit zerrissener Wolkenfahnen,
Die niederwehn von deinem steilen Throne,
Dein Rücken war der Wohnsitz unsrer Ahnen!
Uns aber freut's, im stillen Thal zu hausen,
Von deinen Höhlen fern und deinen Klausen.
Erfaßt uns doch ein geisterhaftes Grausen,
Wenn all' die Bäche, die gleich Höllenflammen
Aus deinem Boden röthlich niederbrausen,
Uns künden, daß wir deinem Schooß entstammen.

Womit Beck schon im ersten Gesang des „fahrenden Poeten" erfreut, mit keck umrissenen Genrebildern aus seinem heimatlichen Ungarn nämlich, das hat er in seinem neuesten Produkt „Janko, der ungarische Roßhirt", in großartigerem Maaßstab auszuführen getrachtet und so enthält dieser „Roman in Versen" eine höchst anziehende, von dem süßesten Schmelz rhythmischer Musik accompagnirte, Schilderung des ungarischen Nationallebens, dessen Grundtypen Magnatenthum, Bauernwirthschaft und Zigeunerleben sind und dessen Colorit an den Orient erinnert. Der „Janko" ist jedenfalls ein Fortschritt, die subjektive Manier Becks ist darin, wenige Ausnahmen abgerechnet, mit Glück überwunden und die Nebelhaftigkeit seiner anfänglichen Zeichnung durch mehr fühl- und greifbare Gestalten ersetzt. Zu rügen aber ist der Uebelstand, daß der Dichter in dem reichen Bildervorrath, der ihm zu Gebote steht, sich noch immer sehr oft vergreift, wo dann seine Bilderpracht wirkt, wie alles Ueberladene, Ungehörige wirken muß. Die Liebesfabel seines „Janko" ist mit den Tönen der heißesten Leidenschaft wiedergegeben, aber am liebsten horchen wir ihm, wenn er uns hinausführt auf die weiten ungarischen Haiden unter die wilden Hirtenstämme oder hinein in das lärmende Gewühl magyarischen Volkslebens. Epische Ruhe und Klarheit ist zwar noch nirgends erreicht, aber der leidenschaftlich forthastende Ungestüm von Becks Dichtung paßt sich oftmals ganz glücklich seinem Stoff an. So besonders der Schilderung eines ungarischen Hochzeitreigens, die ich zur Bestätigung des über „Janko" Gesagten hersetze:

Und oben hoch, vom Rauch umflogen,
Den voll und blau das Pfeiflein speit,
In ihrer schwarzen Herrlichkeit
Die bärtigen Gesellen geigen
Ein Liedlein auf zum Hochzeitreigen.

Hin durch den Rauch fährt wild der Bogen
Des fiedelnden Zigeunerkhans,
Wie durch die Nebel seiner Thale
Voreinst die Lanze Ossians.
Wie lässig schweift das Volk im Sale,
Wie zahm und schlaff sind diese Weisen!
Es ist ein deutscher Tanz, verdammt!
Doch still — er klingt die Braut zu preisen,
Die aus dem Blut der Deutschen stammt.
Da klagen sanft die schlanken Geigen —
O, wars ein Schwan, der sterbend zog
Auf mondbeschienenem Gewog?
Sinds Elfen, die in Nebelschleiern
Des Wonnemondes Nächte feiern
Mit zauberischem Ringelreigen?
Sie küssen sich, sie wiegen sich,
Sie tänzeln leichtgeschürzt und lose,
Sie schwimmen durch der Lüfte Meer
Und rudern mit den zarten Beinen,
Das Herz des Lauschers athmet schwer
Und träumt vom Tode, wenn sie weinen.
Nun spielt — und mag euch Gott verdammen —
Ein ungarisch Lied voll Glut und Blut,
Daß unser Arm nicht thatlos ruht;
Daß unsre Fersen auf den Dielen
Zum Sporngeklirre Würfel spielen;
Daß wir uns schmucke Dirnlein werben,
Es fassen mit der linken Hand,
Den Schnurrbart streichend mit der Rechten,
Die Maid umhalsen und umflechten
Als trügen wir sie aus dem Brand;
Hoch auf dann in die Lüfte jagen,
Die Sporen dreimal wie im Flug
Lautrasselnd an einanderschlagen
Und nimmer rufen: Halt, genug!
Los bricht es jetzt, wie donnerwetternd,
Und in das Zymbel schlagen ein
Die losgelassnen Hämmerlein.
Die Klänge: kecke, leichte Jungen
Hin über Stock und Stein gesprungen,
Den Kreisel treibend, springend, kletternd,
Und ringend, raufend, Haar um Haar,
Und an die Wand die Bälle schlagend —

Bald eine lose Mädchenschar
Im weiten Hof mit Knaben jagend,
Sich lockend, neckend und versteckend,
Und kichernd dann, des Jubels satt,
Aus dem Versteck die Hälslein reckend,
Sich haschen, lassen, todesmatt.

Der braune Spielmann geigt,
Wie wenn die Windsbraut weht;
Wie sich die Dirne neigt,
Wie stolz der Tänzer steht!

Schüttelt mächtig seine Mähne,
Wirft und rückt und fängt den Hut,
Zeigt den blanken Schmuck der Zähne
In der Wollust stiller Wuth.
Schnalzt ein Liedlein mit der Zunge,
Klatscht beseligt in die Hand
Und zum kühngewagten Sprunge
Fliegt sein bauschiges Gewand.

Die Flechten, buntberändert,
Den schlanken Nacken schlagend,
Das Antlitz keusch beleuchtet,
Von einem holden Traum,
Am Busen Rosenknospen,
Die Arme ausgebreitet —
So steht sie, süß verlockend,
Ein holder Weihnachtsbaum.

Rasch von der Zehe springt
Er auf den Ferſenball,
Springt rück und vor beschwingt
Im dumpfen Würfelfall.

Preßt sich nieder, kreiset klirrend
Seines Sporns gezacktes Rad,
Auf dann in die Lüfte schwirrend
Ragt er wie die Eiche grad.
Wirft die Beine rechts behende,
Schleudert sie zur Linken dann,
Schlägt die Hand an seine Lende,
Streicht den Bart, der heiße Mann.

Sie flieht, daß er sie hasse,
Dann zürnt die lose Kleine,
Sie lockt, sie neckt, sie suchet
Erquickenden Verdruß.

Sie wieget sich, sie schwanket,
Wie in des Glases Welle
Ein buntes Lichtlein tragend
Das leichte Haus der Nuß.

Der Spielmann zagt so sehr,
Daß man sein Haar zerrauft,
Wenn jetzt nicht tief und schwer
Sein Dudelsäcklein schnauft.

Wie der Tänzer nächtig starret
In des Reigens Saus und Braus!
Gleich dem Rosse stampft er, scharret,
Gleich dem Rosse schlägt er aus.
Ha, wenn schrill die Sporen splittern,
Wenn die Diele donnernd kracht,
Hoch am Sims die Gläser zittern,
Ha, wie seine Seele lacht!

Sie kann nicht stürmisch brausen,
Sie ist ja nicht die Welle,
Sie ist ja nur die Perle
Im krausen Wellenspiel;
Sie gleicht ja nicht dem Pfeile,
Der zischend kommt geflogen,
Sie ist ja nur das Opfer,
Sie ist ja nur das Ziel.

Du braune Maid bist mein!
Das Horn zur Geige spricht —
Ja dein, ja dein allein,
Doch, o, verdirb mich nicht!
Lehnst das Haupt zurück, du Wilder?
Träumespinnend weißt du kaum,
Wie dein Fuß so kühne Bilder
Zeichnet in des Sales Raum.
Adler, fort ist deine Taube,
Wirf dich, schwing dich, jage drauf!
Ha, nun hast du sie zum Raube,
Wirble dich, schnelle dich mit ihr auf!
Da weht's in ihrem Hauche
Wie eine warme Bitte,
Da schaut aus ihren Augen
Ein wunderthätig Ach!
So flattre friedlich weiter
In deinen weißen Fähnchen,

Er geht allein und blicket
Dir lang und traurig nach.

Wie, wenn er wieder wild
Den süßen Leib umfängt?
Wie, wenn sie wieder mild
An seinem Arme hängt?

Faßt sie, hebt sie, trägt sie lüstern,
Dreht sie mit des Sturmes Braus,
Küßt sie zu verbuhltem Flüstern,
Saugt ihr halb das Leben aus.
Ha, wie sie von dannen stieben
Und sich suchen und sich drehn,
Um sich wonniger zu lieben
Und im Taumel zu vergehn.

Sie ruht in seinen Armen,
Gestorben, auferstanden,
Von ihren Lippen perlet
Ein warmer, süßer Schaum;
Gelöst die langen Flechten,
Die Arme niederhangend —
So steht sie, schlummertrunken,
Ein Trauerweidenbaum.

Mit Anastasius Grün zugleich, früher als Karl Beck, hat Nicolaus Lenau — unter dessen bürgerlichem Dichternamen sich ebenfalls ein adeliger Freiherrntitel, Niembsch von Strehlenau, birgt, und der 1802 zu Csatad in Ungarn geboren wurde — um den Lorbeer gerungen und ihn erstegt. Sein erstes Auftreten schon, mit einer Sammlung lyrischer Gedichte 1832, war entscheidend. Man begrüßte ihn nicht nur als einen Bereicherer, sondern auch als einen Erweiterer der deutschen Lyrik, als Einen, mit dessen Namen sich die Anerkennung und Liebe einer ganzen Nation paart, vor dessen entschiedener Geltung die Nörgelei verstummt und den selbst Neid und gehässige Parteileidenschaft nur aus obskuren Winkeln anzubelfern wagt. Daß Lenau gegen derartiges Gebelfer dem zweiten Band seiner Gedichte eine Reihe von polemischen Erörterungen und Entgegnungen einverleibt hat, dürfte Jedem mißfallen, der auch nur einen einzigen Blick in die bodenlose Jammerseligkeit geworfen, welche sich mit impotenter Castratengiftigkeit und anonymer Feigheit in unsern Recensiranstalten breitmacht.

Es gibt Menschen, in deren Herz alle Erscheinungen des Lebens einen Abglanz von Licht werfen, doch auch solche gibt es, in deren Herz Jedes und Alles einen schwermüthigen Schatten zurückläßt. Die Einen sowohl als die Andern sind poetische Menschen. Wie ich oben von Anastasius Grün sagen durfte, er besitze die glückliche Organisation, Alles in tröstlichem Licht zu sehen, so darf ich hier von Nicolaus Lenau sagen, seinem Auge erscheine Alles als von dem Schatten eines großen, ewigen Wehs überdüstert, der ihm sogar auf dem Antlitz der Natur immer und überall entgegentrauert. *) Was man schon von der Poesie im Allgemeinen gesagt hat: aus der Entbehrung, aus der Einsamkeit stamme sie, aus der Thräne quelle sie, die Sehnsucht sei ihre Mutter, der Schmerz ihr Vater — dieß paßt ganz insbesondere auf Lenau's Dichten, welcher einmal gesagt:

Du geleitest mich durchs Leben,
Sinnende Melancholie!
Mag mein Stern sich stralend heben,
Mag er sinken — weichest nie!

Abstrahire dir aber, meine Angela, hieraus nicht die Ansicht, wir hätten es mit einem Poeten zu thun, der wohlfeiles Thränenwasser ausschenkt und Welt und Zeit und Menschen vom Standpunkt empfindsamer Flennerei bejammert — Nichts da! In Lenau verschwistert sich ein weiblich schönes Gemüth mit einem männlich starken Geist, welcher die etwa zu weichen Empfindungen des erstern in dem Feuer gedankenvoller Begeisterung, in der Flamme des Zornes härtet und Sehnen und Trauern in den tapfern Wunsch zusammendrängt:

Könnt' ich leben also innig,
Feurig, rasch und ungebunden
Wie das Leben jenes Blitzes,
Der dort im Gebirg verschwunden!

Naturmalerei und Natursymbolik bilden den Mittelpunkt, von welchem Lenau ausgeht, auf welchen er immer wieder zurück strebt. Seine Naturmalerei ist voller Frische, Duft und Naivität, nur da und dort etwas verwischt, sein symbolisirendes Auffassen der Naturmächte und

---

*) Trägt Natur auf allen Wegen
Einen großen, ewgen Schmerz,
Den sie mir als Muttersegen
Heimlich strömet in das Herz?

ihrer Offenbarungen voll tiefgehender Forschung, die sich zwar mit Vorliebe dem zuwendet, was man unter der Nachtseite der Natur zu verstehen gewohnt ist, und oft in Schauern zu schwelgen liebt, aber aus den dunkeln Geheimnissen philosophischer Probleme plötzlich wieder auftaucht in Gestalt eines wunderschönen Liederschwanes, der stolz und anmuthig zugleich über die räthselvollen Tiefen dahinsteuert, eine fernhinblitzende Gedankenperle im Schnabel tragend. Um dir Lenau als Naturmaler lieb zu machen, stelle ich aus verschiedenen Abtheilungen seiner Gedichte vier Naturbilder zusammen, die eine unübertrefflich schöne Schilderung der Jahreszeiten und der durch sie bedingten Stimmungen des Dichtergemüthes geben. Wie lenzfrisch ist das Lenzlied:

Da kommt der Lenz, der schöne Junge,
Den Alles lieben muß,
Herein mit einem Freudensprunge
Und lächelt seinen Gruß.

Und schickt sich gleich mit frohem Necken
Zu all den Streichen an,
Die er auch sonst dem alten Recken,
Dem Winter angethan.

Er gibt sie frei die Bächlein alle,
Wie auch der Alte schilt,
Die er in seiner Eiseshalle
So streng gefangen hielt.

Schon ziehn die Wellen flink von dannen
Mit Tänzen und Geschwätz
Und spötteln über des Tyrannen
Zerronnenes Gesetz.

Den Jüngling freut es, wie die raschen
Hinlärmen durchs Gefild,
Und wie sie scherzend sich enthaschen
Sein aufgeblühtes Bild.

Froh lächelt seine Mutter Erde
Nach ihrem langen Harm;
Sie schlingt mit jubelnder Geberde
Das Söhnlein in den Arm.

In ihren Busen greift der Lose
Und zieht ihr schmeichelnd keck
Das sanfte Veilchen und die Rose
Hervor aus dem Versteck.

Und sein geschmeidiges Gesinde
Schickt er zu Berg und Thal:
„Sagt, daß ich da bin, meine Winde,
Den Freunden allzumal!“

Er zieht das Herz an Liebesketten
Rasch über manche Kluft,
Und schleudert seine Singraketen,
Die Lerchen in die Luft.

Ist hier das jubelnde Aufathmen der Erde und ihrer Creaturen zur Zeit, wann es frühlingt und maiet, in seiner ganzen Unmittelbarkeit und Heiterkeit zu Sang und Klang geworden, so hat das blüthenzerstörende, fruchtreifende Hereinbrechen sommerlicher Naturthätigkeit und die Seelenschwüle, welche uns in der heißen Jahreszeit oft überkommt, den lieblichsten Ausdruck gefunden in den Strophen:

Warum, o Lüfte, flüstert ihr so bang?
Durch alle Haine weht die Trauerkunde,
Und störrisch klagt der trüben Welle Gang:
Das ist des holden Frühlings Todesstunde!

Der Himmel, finster und gewitterschwül,
Umhüllt sich tief, daß er sein Leid verhehle,
Und an des Lenzes grünem Sterbepfühl
Weint noch sein Kind, sein liebstes, Philomele.

Wenn so der Lenz frohlocket, schmerzlich ahnt
Das Herz sein Paradies, das uns verloren,
Und weil er uns zu laut daran gemahnt,
Mußt' ihn der heiße Sonnenpfeil durchbohren.

Der Himmel blitzt und Donnerwolken fliehn,
Die lauten Stürme durch die Haine tosen;
Doch lächelnd stirbt der holde Lenz dahin,
Sein Herzblut still verströmend, seine Rosen.

Der amerikanische Romandichter Cooper hat es sich einmal angelegen sein lassen, die Schönheiten des Herbstes gegenüber dem Frühling

in seiner breitschlagenden Manier herauszustreichen, und nicht mit Unrecht die Beständigkeit der herbstlichen Witterung, die reiche Abwechslung herbstlicher Landschaftsfärbung hervorgehoben, aber er vergaß dabei die Hauptsache, die Hoffnung, welche der Frühling vor dem Herbst voraus hat und die immer poetischer wirkt als die Erfüllung, und belebender und tröstlicher als die Täuschung, was beides der Herbst zu bringen pflegt. Die Erfüllung ernüchtert oft, die Täuschung verbittert immer. Die Herbstgefühle, trüber Ahnungen voll, sind von dem Herbst unzertrennlich, und schon das Wort „es herbstet" schließt eine so elegische Wehmuth in sich, wie aus Lenau's Herbstliedern flüstert, z. B. aus folgendem:

Der Buchenwald ist herbstlich schon geröthet,
So wie ein Kranker, der sich neigt zum Sterben,
Wenn flüchtig noch sich seine Wangen färben,
Doch Rosen sinds, wobei kein Lied mehr flötet.
Das Bächlein zieht und rieselt, kaum zu hören,
Das Thal hinab, und seine Wellen gleiten
Wie durch das Sterbgemach die Freunde schreiten,
Den letzten Traum des Lebens nicht zu stören.
Ein trüber Wandrer findet hier Genossen;
Es ist Natur, der auch die Freuden schwanden,
Mit seiner ganzen Schwermuth einverstanden,
Er ist in ihre Klage eingeschlossen.

Die Ahnung kommenden Winterliedes, welche die melancholische Lieblichkeit des Herbstes in sich birgt, wird endlich zu frosterregender Wirklichkeit, und wann die Natur unter ihrer schneeigen Hülle in Erstarrung schweigt, dann mag manch ein Menschenherz, dem die Hoffnungen, welche ihm der Lenz hatte erblühen lassen, der Sommer zu zeitigen versprochen, im Herbst wie welkes Laub abgefallen, die winterliche Natur mit Gefühlen betrachten, wie sie Lenau in der „Winternacht" empfunden:

Vor Kälte ist die Luft erstarrt,
Es kracht der Schnee von meinen Tritten,
Es dampft mein Hauch, es klirrt mein Bart,
Nur fort, nur immer fort geschritten!
Wie feierlich die Gegend schweigt!
Der Mond bescheint die alten Fichten,
Die, sehnsuchtsvoll zum Tod geneigt,
Den Zweig zurück zur Erde richten.

Frost friere mir ins Herz hinein,
Tief in das heißbewegte, wilde!
Daß einmal Ruh' mag drinnen sein,
Wie hier im nächtlichen Gefilde!
Dort heult im tiefen Waldesraum
Ein Wolf; — wie's Kind aufweckt die Mutter,
Schreit er die Nacht aus ihrem Traum
Und heischt von ihr sein blutig Futter.
Nun brausen über Schnee und Eis
Die Winde fort mit tollem Jagen,
Als wollten sie sich rennen heiß:
Wach auf, o Herz, zu wildem Klagen!
Laß deine Todten auferstehn
Und deiner Qualen dunkle Horden!
Und laß sie mit den Stürmen gehn,
Dem rauhen Spielgesind aus Norden!

Was bei Lenau's Naturbetrachtungen noch außerdem zu besonderer Theilnahme auffordert, ist die Erweiterung ihres klimatischen Gesichtskreises. Er führt uns nämlich oftmals in den eigenthümlichen Haidezauber seines Geburtslandes, aus welchem er uns einen so wildschönen Strauß von „Haidebildern" gebracht, oder in die Wäldernacht Polens, dessen Untergang er in so racheheißen „Polenliedern" betrauert, und dann auch hinüber in die große transatlantische Republik, in die Freiheit des Urwalds, dem Niagara sein Gesangopfer darbringend und für das mit Füßen getretene Recht der Urbewohner der Wildniß, der rothen Männer, als wackerer Anwalt in die Schranken tretend. Bei Lenau ist also schon die wanderlustige, Meer und fremde Zonen aufsuchende Weise der deutschen Lyrik angeschlagen, welche dann durch Freiligrath eine so erfolgreiche Fortbildung gefunden hat. Aber selten begnügt er sich mit bloßer Naturschilderung. Sie ist ihm gewöhnlich nur die bildliche, versinnlichende Hülle des Gedankenkerns, so daß bei ihm Naturmalerei und Natursymbolik stets in einander aufgehen, wie dieß in einem seiner schönsten und ernstesten Gedichten geschieht, das die Ueberschrift „Täuschung" trägt:

Das Käuzlein traurig ruft in öder Felsenritze
Und grüßt mit seinem Lied des Himmels wilde Blitze.
Als wie ein schwarzer Aar, deß Flügel Feuer fingen,
So schlägt die schwarze Nacht die feuervollen Schwingen.
Es glänzt die Regenflut, der finstern Nacht entsunken,
Manchmal im Wetterschein wie diamantne Funken.

So kann in banger Nacht ein Strom von heißen Zähren
Im hellen Wetterschein des Unglücks sich verklären.
Verfangen in der Schlucht die lauten Winde rasen,
Die zu der Wolkenschlacht die Riesentuba blasen.
Mit Stimmen mannigfalt hör' ich den Gießbach klingen,
Wie Donner, Kauz und Wind scheint er zugleich zu singen.
Doch nein! mich täuscht mein Sinn, als ob zum Wettergrimme
Mit kläglichem Geschrei das Felsenkäuzlein stimme;
Daß Wolkenschlachtmusik die lauten Winde keuchten,
Und daß der Blitz geflammt, den Regen zu beleuchten;
Und daß der Felsenbach den Wetterstimmen allen
Antworten will zugleich in dumpfen Widerhallen.
Einsame Klagen sinds, weiß keine von der andern,
Wenn sie zusammen auch im wilden Chore wandern.
Drum ist die Erde ja ums Paradies betrogen,
Daß ihre Luft ertönt von dunkeln Monologen.
Wenn alle Klagen einst in diesen Erdengründen,
Was jede heimlich meint, einander sich verstünden:
Dann wäre ja zurück das Paradies gewonnen,
In einen Freudenschrei das Klaggewirr zerronnen.
Trotz allem Freundeswort und Mitgefühlsgeberden
Bleibt jeder tiefe Schmerz ein Eremit auf Erden.

Auch als Romanzendichter wählt Lenau gern schmerzreiche Stoffe und behandelt insbesondere solche mit Vorliebe, an welche sich die schwierigsten Fragen der nieruhendsten Skepsis binden. So ist z. B. Ahasver, der ewige Jude, eine seiner Lieblingsgestalten. Selten duldet er einen glücklichen Ausgang, auf welchem die Theilnahme des Lesers beruhigt weilen könnte, wie auf dem endlichen Triumph der Heldin seines Romanzenkranzes „Klara Herbert," gewöhnlich brechen seine erzählenden Dichtungen mit einer klagenden, oft schauerlichen Dissonanz ab, wie „die Marionetten", „Anna", „der Raubschütz", „zwei Polen", „der traurige Mönch". Nur in seinen trefflichen Schilderungen nationalen Volkslebens räumt er der Freude, dem Jubel seine gebührenden Rechte ein, kann sich aber dabei oft nicht enthalten, gerade an die Aeußerungen des rauschendsten Vergnügens Reflexionen über die wichtigsten Ideen anzuknüpfen, wie er in seinem „Steyrertanz" thut, wenn er sich zwei Zuschauer also darüber unterhalten läßt:

Robert: Nun fassen sich die Frohen
Zugleich an beiden Händen
Und drehen sich geschmeidig,

Sich durch die Arme schlüpfend,
Und blicken sich dabei
Glückselig in die Augen,
Als wollten sie sich sagen:
So wollen wir verbunden,
Uns in einander schmiegend,
Hintanzen leicht und fröhlich
Durchs wechselvolle Leben.

Heinrich: Hörst du den Jäger jauchzen?
Zu enge sind der Seele
Die Ufer ihres Leibes,
Und jubelnd überbrausen
Die Fluten des Entzückens.

Robert: Siehst du die Erd' ihn stampfen?
Im Freudenübermuthe
Gibt er der Erde schallend
Den Fußtritt der Verachtung.
Du kriegst nur unsre Asche!
Ruft ihr sein helles Jauchzen,
Und flammend blickt sein Auge
Der Liebsten in das Auge,
Unsterblichkeitsgewiß:
Wir haben uns auf ewig! —
Die Blicke dieser Beiden
Sind mir gewisse Bürgschaft
Für mein unsterblich Leben.
Was sich geliebt auf Erden,
Muß dort sich wiederfinden.

Heinrich: Das glaub' ich nimmermehr,
So gern ich auch, o Freund
Und treuer Berggenosse,
Mit dir durchstreifen möchte
In einem andern Leben
Die himmlischen Gebirge
Und dort sie alle finden,
Die hier mein Herz verloren;
Doch kann ich es nicht glauben.
Wie diese Musikanten
Auf Geig' und Zitter spielen
Den lustgen Steyrertanz,
Den ersten Theil des Walzers
Im zweiten wiederholend,

Nur wechselnd in der Tonart:
Meinst du, der alte Geiger,
Dem die Gestirne tanzen
Zur starken Weltenfiedel,
Wird unser Erdenleben,
Wenn's einmal abgespielt ist,
Noch einmal 'runterspielen,
Nur höher, in der Quinte?

Robert: Ich meine das mit nichten.
Wohl bin ich nur ein Ton
Im schönen Liede Gottes;
Doch wie das schöne Lied
Wird nimmermehr verklingen,
So wird der Ton im Liede
Auch nimmer gehn verloren,
Nicht brechen sich am Grabe;
Und was im Erdenleben
Mit ihm zusammenklang,
Wird einst mit ihm erklingen
Zu freudigen Accorden
Im Strom des ewgen Lebens.

Es konnte nicht in Verwunderung setzen, daß ein Dichter von Lenau's Art von dem ewig unerledigten, durch Goethe bisher nur am vollendetsten künstlerisch behandelten, Faust-Thema ergriffen werden mußte. Die unersättliche Wissenslust, das an alle Poren des Lebens sich anfaugende Sinnen und Forschen, welchem sich Lenau nie entschlagen kann, zu welchem er sich in jahrelangem Studium theoretischer wie praktischer Wissenschaften, der Philosophie wie der Medizin und der Jurisprudenz, die Hülfsmittel aufgesucht, fand in der Faustsage die passendste Form poetischer Gestaltung. Sein „Faust, ein episch-dramatisches Gedicht" erschien 1836 und vier Jahre später verändert und erweitert in zweiter Auflage. Der Charakter des Helden muß natürlich im Grunde immer derselbe Faust, immer der gepeinigte Skeptiker bleiben, dem sich die Harmonie zwischen Geist und Materie, welche den ganzen und glücklichen Menschen ausmacht, längst in das bitterste Zerwürfniß aufgelöst, dem die Beschränkung der Menschennatur zu einem stets drückender werdenden Fluch geworden und das Menschenloos zu einem Räthsel, das wie beengende Kerkerwände auf seinem Haupt lastet, um gefühllos Klagen zu widerhallen, wie die folgende:

O unglückselig Wort: das Menschenloos!
Ich fühl's in seiner ganzen Bitterkeit.
Vom Schooß der Mutter in den Grabesschooß
Jagt mich die ernste, tiefvermummte Zeit,
Die dunkle Sklavin unbekannter Mächte.
Sie spricht kein Wort auf alle meine Fragen;
Gleichgültig meinem Fluchen und Verzagen,
Stoßt sie mich weiter durch des Lebens Nächte.
In meinem Innern ist ein Heer von Kräften,
Unheimlich eigenmächtig, rastlos heiß,
Entbrannt zu tief geheimnißvoll'n Geschäften,
Von welchen all' mein Geist Nichts will und weiß.
So bin ich aus mir selbst hinausgesperrt,
Und stets geweckt von Zweifeln und gezerrt,
Ein Fremdling ohne Ziel und Vaterland,
Indem ich schwindelnd, strauchelnd fort mich quäle
Zwischen dem dunkeln Abgrund meiner Seele
Und dieser Welt verschloßner Felsenwand,
Auf des Bewußtseins schmalem, schwankem Stege,
So lang dem Herz belieben seine Schläge.

Was Lenau bewogen, den volksthümlich naiven Stempel, welchen die uralte deutsche Nationalsage vom Doktor Faustus trägt, unbeachtet zu lassen, kann ich nicht errathen, daß aber sein Bemühen, die Sage ins Moderne zu kehren, mißlungen ist, darf wohl gesagt werden. Modernitäten wie die, den Faust als verliebten Maler auftreten zu lassen, machen schlechte Wirkung. Auch fehlt dem Ganzen der einheitliche Zusammenhang, es ist zu sehr bloß eine Reihe von Szenen, deren eine durch die andere zu wenig motivirt ist, die epischen und dramatischen Elemente spielen zu willkürlich in einander und bringen sich gegenseitig um den Effekt, dann ist dem Dichter das große Unglück passirt, daß gegen das Ende seiner Dichtung zu eine der Nebenpersonen derselben, der Matrose Görg, unser Interesse an der Hauptperson nicht nur lähmt, sondern bei weitem überbietet, endlich ist Lenau's Mephisto kein recht humoristischer Teufel, der er sein sollte, das gemein Infernalische tritt zu schwerfällig an ihm hervor, wie überhaupt der Humor dem Werke zu sehr abgeht und nur da als wirklicher und echter sich geltend macht, wo ihm der Freiheitsdrang des Dichters mit seinem Zorn zu Hülfe kommt. So in der portraitgetreuen Darstellung der Grundsätze, welche dem Regierungssystem seines Vaterlandes zu Grunde liegen:

Ihr Herrscher über Volk und Land,
Das ist der Klugheit rechter Stand:
Verkümmert stets, doch nie zu scharf,
Dem Volk den sinnlichen Bedarf,
Und lenket so all sein Begehren
Nach dem, was ihr ihm könnt gewähren.
So wird es nach dem nächsten greifend,
Niemals weitsichtig, überschweifend,
Nach dem gelüsten frechverwegen,
Was nicht in eurer Macht gelegen.
Das Volk sich gerne selbst belügt,
Es ist am Ende hochzufrieden
Und unerthäniglich vergnügt,
Wenn ihm des Zwingherrn Huld beschieden,
Was ohne ihn und seine Kette
Das dumme Volk von selber hätte.
Der schlimmste Feind für euer Wirken
Ist der Gedanke, der da feiert,
Als Vagabund entfesselt steuert
Nach fernen, luftigen Bezirken.
Laßt ihr ihn ziehn vom Heimatstrand
Fort in die offene, weite See,
So schleppt er euch zurück ins Land
Das Bild von jener schönen Fee,
Der Freiheit, die auf ferner Insel
Von Geistern wohnt; — das Volk wird toll
Und: Freiheit! Freiheit! sehnsuchtsvoll
Ruft dann sein Fluchen, sein Gewinsel.
Verkümmert stets, doch nie zu scharf,
Dem Volk den sinnlichen Bedarf!
O haltet fest an diesem Worte.
Wie Weingeistsflamme, der Retorte
Dienstbar, muß Elixire kochen,
Sollt Menschengeist ihr unterjochen,
Soll's Feuer eurer Sklavenköpfe
Dem Magen heizen seine Töpfe.
Will jemals von den Nutzgeschäften,
Daran ihr müßt die Geister heften,
Sich der und jener dispensiren,
Sich ins Ideenreich verlieren,
Will er in Schriften gar den Knechten
Einraunen was von Menschenrechten:
So müßt ihr solche Herrscherplagen

In ihrem Keime gleich erschlagen.
Ich rath' euch hier das beste Mittel:
Wie für die Thaten einst die Alten
Censoren hielten, sollt ihr halten
Censoren als Gedankenbüttel.

Du, meine Theure, die jene weiberhafte Engheit der Gesinnung, welche ganz und gar nicht thut, als ob außer den vier Pfählen der Familie auch noch Menschenherzen schlügen und litten, so liebenswürdig überwunden und stets eine so eifrige und schöne Theilnahme an Menschen- und Völkergeschicken nimmst, du wirst leicht errathen, wessen Grundsätze Lenau hier mit so schneidender Wahrheit dem gerechtesten Haß preisgegeben hat. Oder sollte ich deutlicher sein? Staunst du vielleicht über meine ungewohnte Zurückhaltung? Mein Gott, erinnre dich doch an die Caricatur vom deutschen Michel mit dem Maulkorb — — — Lassen wir das und werfen wir lieber noch einen Blick auf Lenau's Faust, um die Bemerkung zu machen, daß Einzelnheiten desselben die Ehre des Dichters, welche durch das Ganze etwa leiden könnte, vollkommen retten. Wir treffen allenthalben auf ein selbstständiges, theilweise ganz überraschend neues Erfassen und Behandeln des Stoffes, der sprachliche Ausdruck ist, wie bei Lenau überhaupt, oft höchst originell, immer aber glanzvoll und melodisch. Soll ich dich auf meisterlich dargestellte Scenen aufmerksam machen, so nenne ich die Abschnitte „der Traum", „der Sturm", „der Abendgang" und „Görg", wozu noch die Bauernhochzeit kommt, bei welcher Mephisto seine verführenden Weisen aufgeigt:

Bald wogen und schwinden die scherzenden Töne
Wie selig hinsterbendes Lustgestöhne,
Wie süßes Geplauder, so heimlich und sicher,
In schwülen Nächten verliebtes Gekicher.
Bald wieder ein Steigen und Fallen und Schwellen,
So schmiegen sich lüsterne Badeswellen
Um blühende nackte Mädchengestalt.
Jetzt gellend ein Schrei ins Gemurmel schallt:
Das Mädchen erschrickt, sie rufet nach Hülfe,
Der Bursche, der feurige, springt aus dem Schilfe.
Da hassen sich, fassen sich mächtig die Klänge,
Und kämpfen verschlungen im wirren Gedränge.
Die badende Jungfrau, die lange gerungen,
Wird endlich vom Mann zur Umarmung gezwungen.

Dort flehet ein Buhle, das Weib hat Erbarmen,
Man hört sie von seinen Küssen erwarmen.
Jetzt klingen im Dreigriff die lustigen Saiten,
Wie wenn um ein Mädel zwei Buben sich streiten;
Der eine, besieget, verstummet allmälig,
Die liebenden Beiden umklammern sich selig,
Im Doppelgetön die verschmolzenen Stimmen
Aufrasend die Leiter der Lust erklimmen.
Und feuriger, brausender, stürmischer immer,
Wie Männergejauchze, Jungferngewimmer,
Erschallen der Geige verführende Weisen
Und Alle verschlingt ein bacchantisches Kreisen.
Der zauberergriffene Wirbel bewegt,
Was irgend die Schenke Lebendiges hegt.
Vor Allen aber der selige Faust
Mit seiner Brünette den Tanz hinbraust;
Er drückt ihr die Händchen, er stammelt Schwüre,
Und tanzt sie hinaus durch die offene Thüre.
Sie tanzen durch Flur und Gartengänge
Und hinterher jagen die Geigenklänge;
Sie tanzen taumelnd hinaus zum Wald,
Und leiser und leiser die Geige verhallt.
Die schwindenden Töne durchsäuseln die Bäume,
Wie lüsterne, schmeichelnde Liebesträume.
Da hebt den flötenden Wonneschall
Aus duftigen Büschen die Nachtigall,
Die heißer die Lust der Trunkenen schwellt,
Als wäre der Sänger vom Teufel bestellt.
Da zieht sie nieder die Sehnsucht schwer
Und brausend verschlingt sie das Wonnemeer.

Auf den Faust ließ Lenau seinen „Savonarola“ folgen, ein bedeutsames Werk schon deßhalb, weil es den Versuch macht, ein modernes episches Gedicht zu schaffen. Der Dichter fühlte gar wohl, daß unsere Zeit mit Heldengedichten alten Styls, mit Recken und Rittern und Rossen, mit etwas Mythologie, Schlachtlärm und Zauberei sich durchaus nicht mehr begnügen könne, wie denn in der That „der Ritt ins alte romantische Land“, den Immermann in Tristan und Isolde noch unternommen, der letzte sein dürfte, dem wir mit Theilnahme folgten. Gedanke heißt der Held unserer Tage und von ihm müssen die Epopeen der Jetztzeit singen. Einen der Träger des nie rastenden, freien und nach Befreiung und Erlösung der Welt ringenden Gedankens erwählte darum Lenau zum Mittel-

punkt seiner Dichtung. Es ist Girolamo Savonarola, der mit dem Feuereifer eines Propheten den Geist eines Republikaners vereinigend, das schöne Florenz für eine Zeitlang von der Despotie der Medici befreite, mit Wort und That die Realisirung der kühnen Idee einer Reformation der Kirche anstrebte und dafür, ein Opfer pfäffischer Wuth und demokratischen Undanks, am 23. Mai des Jahres 1498 zu Florenz den Feuertod eines Wahrheitsmärtyrers erlitt. Sein Schaffen, sein Leiden und sein Opfertod bilden das historische Gewebe von Lenau's Gedicht, in welches mit scharfer Zeichnung eine Reihe geschichtlicher Charaktere eingewoben sind, wie sie damals in Italien herrschten, intriquirten, schwelgten und mordeten. Ueber diesem blut- und schmachvollen Frevel- und Lastergräuel steht der Prophet von Florenz in „blumenhafter Sittenreinheit", gepanzert mit der Energie der Tugend. Aber Lenau betrachtet und richtet jene Zeit vom Standpunkt der unsrigen, und das hat man ihm zum Vorwurf gemacht. Mit Recht? Keineswegs. Der würde kein echter Dichter der Gegenwart sein, der sich gegen ihre Interessen so indifferent verhalten könnte, daß ihm nicht immer und überall ihr mahnendes Schreien in der Seele nachklänge. Zudem hat das Zeitalter unmittelbar vor der Reformation mit dem jetzigen eine solche Aehnlichkeit, daß Erscheinungen und Bedürfnisse, Hoffnungen und Wünsche beider vielfach ineinanderspielen, so daß es ganz nahe liegt, das Ringen und Streben von damals mit der Fackel der Bildung von jetzt zu beleuchten, was ich deutlich zu erfahren Gelegenheit hatte, indem ich, wie du weißt, den Propheten von Florenz ebenfalls zum Helden einer historisch-poetischen Arbeit gewählt. Einen zweiten Vorwurf, der Lenau Betreffs seines „Savonarola" traf, daß er nämlich in demselben als Vertheidiger der orthodoxen Philosophie, d. h. der Nichtphilosophie gegen die pantheistischen und atheistischen Manifestationen der Jung-Hegel'schen Schule aufgetreten, lasse ich dahingestellt sein, indem es mir durchaus nicht zukommt, die wissenschaftliche Ansicht des Dichters zu bekriteln. Hier ist nur zu sagen, daß in diesen polemischen Partieen seines Werkes, — wenn man die begeisterten Aeußerungen einer offenbar innigen Ueberzeugung mit dem für die Poesie etwas fatal klingenden Wort „polemisch" bezeichnen darf — gerade die ergreifendsten lyrischen Ergießungen vorkommen, wie folgender Anfang einer Weihnachtspredigt, die Lenau seinem Savonarola in den Mund legt:

Die Zeit des Mitleids und der Güte,
Das ist die stille, kühle Nacht,
Wenn über die versengte Blüthe
Mit seinem Thau der Himmel wacht.
Die Zeit des Mondes und der Sterne,
Das ist die ungestörte Zeit
Des Heimwehs nach der stillen Ferne
Aus diesem Thal voll Schmerz und Streit.
Und war dein Herz am heißen Tage
Auch mit den Brüdern wild und rauh,
So kühlt es dir zu süßer Klage
Die Nacht mit ihrem Thränenthau.
Dann kehrt zu seinem Heiligthume
Das sturmverschlagne Herz — und glaubt;
Dann richtet die geknickte Blume
Der Liebe auf ihr müdes Haupt.
Dann drängt es dich den Haß zu heilen,
Der kränkend deine Seele traf,
Und schnell zum Feinde hinzueilen
Und ihn zu wecken aus dem Schlaf,
Und dem Erstaunten und Gerührten
Zu sagen, daß den herben Groll
Die Thränen dieser Nacht entführten,
Und daß er auch dich lieben soll.
Und wenn du Nachts am Waldesquelle
Dein sinnend Haupt wehmüthig senkst,
Und bei der klaren Silberwelle
An deinen trüben Wandel denkst;
Was kann die Trauer dir bezwingen
Im stillen Wald am Quell so klar?
Was hörst du aus den Wassern singen
Für Lieder, tröstend wunderbar?
Was hat den Balsam deiner Wunde,
Und deinem Schmerze Ruh gebracht?
Es ist die süße Friedenskunde
Aus einer längstvergangnen Nacht.
O Nacht des Mitleids und der Güte,
Die auf Judäa niedersank,
Als einst der Menschheit sieche Blüthe
Den frischen Thau des Himmels trank!
O Weihnacht, Weihnacht, höchste Feier!
Wir fassen ihre Wonne nicht,

Sie hüllt in ihre heilgen Schleier
Das seligste Geheimniß dicht.
Denn zöge jene Nacht die Decken
Vom Abgrund uns der Liebe auf,
Wir stürben vor entzücktem Schrecken,
Eh' wir vollbracht den Erdenlauf.
Der Menschheit schmachtendes Begehren
Nach Gott; die Sehnsucht tief und bang,
Die sich ergoß in heißen Zähren,
Die als Gebet zum Himmel rang;
Die Sehnsucht, die zum Himmel lauschte
Nach dem Erlöser je und je,
Die aus Prophetenherzen rauschte
In das verlassne Erdenweh;
Die Sehnsucht, die so lange Tage
Nach Gotte hier auf Erden gieng,
Als Thräne, Leid, Gebet und Klage:
Sie ward Maria und empfing.

Das Thema, welches Lenau in seinem „Savonarola" behandelt, unterwarf er einer weitern Variation in seinen freien Dichtungen „die Albigenser". Der Zeit nach hat er weiter zurückgegriffen, in den Anfang des 13ten Jahrhunderts, aber dessenungeachtet die Frage der Emanzipation der Menschheit vom Joche der Pfaffheit, an welcher wir noch heutzutage laboriren, ebenfalls wieder zum leitenden Faden einer poetischen Wanderung durch die Scenen einer der abscheulichsten Tragödien der Geschichte gemacht, deren Schauplatz das südliche Frankreich, deren Helden die Albigenser oder Waldenser, in denen das Element der freien Forschung zum erstenmal mit den Waffen in der Hand gegen hierarchische Tyrannei protestirte und die durch den gewaltigen Pabst Innocenz III. und seine fürstlichen Schergen in den Tod gehetzt wurden. Der Dichter sendet als Einleitung eine Vision voraus, welche sein Glaubensbekenntniß gibt, das besonders kräftig sich ausspricht gegen die feige Anheimstellung der menschlichen Dinge an den Himmel, gegen die schlummerselige Apathie, welche mit den Händen im Schooß eine bessere Zukunft erseufzt und dieselbe träge von der Liebe Gottes erwartet, statt die Hindernisse ihres Kommens mit der rücksichtslosen Energie des Hasses wegzuräumen:

Waffen braucht die Welt! kein Liebeslächeln
Kann das Elend ihr von dannen fächeln,

Wär's ein Lächeln auch wie das vordem
Auf dem Kreuze zu Jerusalem.
Jener Tod hat nicht verfangen wollen,
Gott soll wieder in Gewittern grollen,
Blitze müssen in die Dächer fahren,
Schlachtgetümmel muß ihn offenbaren.
Wie die Faust einst Brand und Eisenruthen,
Muß der Geist sein Schwert, sein Feuer brauchen,
Bis die Herzen der Despoten bluten
Und zerfallend ihre Burgen rauchen.
Menschheit will in Lüften feig verstechen,
Die entnervend durch die Herzen kriechen;
Soll sie heilen schleichend faule Sünden,
Muß die alte Wunde sich entzünden.
Elend gibts, wovon die Welt zu reinen,
Mehr als Thränen, um es zu beweinen.
Schiebe nicht den Trost ins Nebelweite,
Hasse herzhaft, rüste dich zum Streite!

Und wie der Dichter in diesen geharnischten Versen die Nothwendigkeit des Kampfes verkündet, so prophezeit er in dem Schlußgesang seiner Dichtung, nicht den endlichen Sieg schon dieses Kampfes, wohl aber das dem endlichen Triumph nie rastende Entgegenringen desselben. Sonst findet das über den „Savonarola" Gesagte im Allgemeinen auch auf die „Albigenser" seine Anwendung, nur entbehren die letztern sehr zu ihrem Schaden die größere Einheitlichkeit des erstern. Es ist kein Held da, um welchen sich die übrigen Personen künstlerisch gruppirten. Der Graf Raimund von Toulouse einerseits ist für den Träger der ersten Rolle eine zu unmächtige Persönlichkeit, und Pabst Innocenz III., der zwar großartig im Hintergrund des Gemäldes steht, tritt andererseits zu wenig hervor, um einen epischen Mittelpunkt abzugeben, von welchem sich übrigens auch unser Haß, unsere Liebe, unsere Menschlichkeit widerwillig abkehren würde. So müssen wir denn als Centrum des Ganzen die Tendenz, die Gesinnung des Dichters gelten lassen und uns für die versagte künstlerische Einheit des Werkes durch Episoden desselben entschädigen, wie deren eine „das Mädchen von Lavaur":

Nach langem Kampfe ist die Burg genommen;
Wie schwelgt das Kreuzesheer in Rachewonnen!
„Komm', heilger Geist!" so singt der Priester Chor,
Und was da lebt, muß sterben in Lavor.

Nur eine Jungfrau überlebt den Tag,
Die scheintodt still in ihrem Sarge lag.
Sie hörte Nichts vom Lärm des letzten Sturmes,
Und Nichts vom Niederkrach des festen Thurmes;
Wie Alles fiel, was sie geliebt hienieden,
Verhüllte ihr ein falscher Todesfrieden.

Nun wacht sie auf; wie stille! nicht ein Laut!
Der Jungfrau, daß sie taub geworden, graut;
Sie prüft mit einem Schrei ihr Ohr,
Sie hört — erschreckt von ihrem eignen Schalle,
Denn sich nur hört sie; — „bin ich in Lavor?
Herbei! weh mir! o Gott, wo seid ihr Alle?“

Sie stürzt hinaus und sieht entsetzt, warum
Rings Alles in der Burg so grabesstumm.
Da liegen sie umher,
Das Mädchen ruft: weh mir! lebt Keines mehr?
Doch Niemand hört sie, Niemand wird gewahr
Und freut sich, daß entstiegen sie der Bahr.

Sie sucht am Grund die Eltern, find't sie nicht,
Und jedem Todten schaut sie ins Gesicht.
Sie sucht den höchsten Schreck an jeder Stelle
Und findet ihn zuletzt in der Kapelle,
Als hätte, wählend, jegliche Prachtblume
Der Tod gespart zum Schmuck dem Heiligthume.

Dem Greise, der an Krücken sich geschleift,
Ist schnell das Kind zum Sterben nachgereift;
Dort ist die Brust der Jungfrau unverwehrt
Vom Haupt des rohen Waffenknechts beschwert;
Ein Ritter dort, im Antlitz bleichen Zorn,
In's Auge eines Mönchs gedrückt den Sporn.

Wie sind die theuren Züge, ach, entstellt,
Auf welche jetzt der Blick des Mädchens fällt;
Doch kennt das Herz, die ihm die Nächsten waren,
Am Kleid, am Wuchs, am Finger, an den Haaren.

Die Jungfrau weint, nicht jene milden Zähren,
Die uns ein Unglück lindern und verklären,
Dem Mädchen, wie's die Elternleichen schaut,
Des Irrsinns Nebel von den Wimpern thaut.

Sie springt an's Christusbild dort am Altar
Und ruft: „Du Armer! möchtest fort, nicht wahr?
Wie quälst du dich, hinaufzuziehn die Füße,
Daß sie das Blut, das steigende, nicht küsse!

Sie sind genagelt; — reut es dich? dich reut's,
Daß du gekommen bist an's Kreuz.
Das Alles, Alles ist um dich geschehen!
Wie bang sich deine Augen drehen —
Hoch steigt das Blut, das bald den Fuß dir näßt,
Ich zerr' umsonst, der Nagel steckt zu fest,
Er haftet immer noch;
Maria, hilf! Johannes, helft mir doch!
Du armer Menschensohn,
Wie sträuben sich die Dornen deiner Kron',
Wie wild die Angst um deine Lippen zückt,
Ich fürchte mich vor dir, du wirst verrückt!"
Sie flieht hinaus, da schrei'n die Raben
Sie an: willst du, was uns gehört, begraben?
Sie flieht und weint, und Jedem nah und fern
Klagt sie das traurige Geschick des Herrn.
So klagend irrt durch Dörfer, Wald und Moor
Und weckt Mitleid das Mädchen von Lavor.

11.

Dichtende Frauen.

Neulich hört' ich Abends Beethovens große Symphonie **A dur**, jenen himmlischen Gewittersturm von Harmonieen, in welchem der schaffende Genius einherfährt wie lachender Donner und die Seele durchlüftet wie belebendes Frühlingssäuseln und rauschende Waldluft. Ich wollt' ich könnte dir beschreiben, was da Alles in mir rang und gohr. Ich denke, es müßte ein hübsches Gedicht geben. Der wunderbare Zauber drang durch alle Poren in mein Inneres und durchflutete es als ein krystallener Strom, in dessen durchsichtigen Tiefen ich die Mysterien des Menschenlebens blinken sah wie fabelhafte Wunderblumen, die ihre Kelche dem Licht, dem Verständniß öffneten. Dann fühlte ich mit jedem Nerv deine Nähe — wann wärest du nicht, wo ich bin? — aber inniger, ich möchte sagen wirklicher und wesenhafter als sonst empfand ich da deine Gegenwart. Mir war, als hauche dein süßer Athem an meine heiße Wange, als brauche ich mich bloß umzuwenden, um in dein lächelndes Auge zu schauen, und du müsseſt mir über meine Schulter herein deinen rothen Mund zum Kusse bieten, wie vordem, wo du oft hinter mich herschlicheſt, wenn ich am Schreibtisch saß und an dich dachte, statt zu arbeiten, und deine Annäherung nicht zu empfinden heuchelte, damit ich dir die zärtliche Neckerei nicht verderbe, womit du plötzlich deine zarten Hände mir über die Augen schlugeſt und mich mit verstellter Stimme fragteſt: wer ist da? und die gernertragene Blindheit nicht eher aufhobeſt, als bis ich die rechte Antwort gegeben: *Ζωη μου*! — — Nachdem die Symphonie zu Ende, bin ich heimgegangen ganz geistestrunken von Beethoven und dir. In solchen Augenblicken liebe ich den Wein, die Poesie, die Musik der Materie, das Medium, welches das aus den Fugen getretene Gleichgewicht zwischen Geist und Körper wieder herzustellen fähig. Ich hob die „nassen Flammen" an meine Lippen mit einem stillen aber feurigen Toast auf Beethoven und dich, und als ich

das Glas niedersetzte, sah ich „Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde“ auf meinem Tisch aufgeschlagen. Das kam mir gerade recht. Ich nahm das Buch und las jene herrliche Rapsodie, welche das Kind über Beethoven an Goethe sendet, andächtig und mit lauter Stimme vor mich hin und fühlte, daß ich hiemit dem großen Maestro das würdigste Dankopfer darbrächte. Und ich blätterte weiter in den Ergießungen einer Frauenseele, weit wie der Himmelsbogen und schön wie die Sterne, und da meine Stimmung eine durch und durch musikalische, so traf ich mit dem Instinkt der Sympathie gerade auf Stellen, wo Bettina über Musik spricht oder vielmehr dichtet, und das mußte ich nur gleich für dich abschreiben, wie es hier nachfolgt:

Die Kunst ist Heiligung der sinnlichen Natur, hiemit sag' ich alles, was ich von ihr weiß. Was geliebt wird, das soll der Liebe dienen, der Geist ist das geliebte Kind Gottes, Gott erwählt ihn zum Dienst der sinnlichen Natur, das ist die Kunst. Offenbarung des Geistes in den Sinnen ist die Kunst. Was du fühlst, das wird Gedanke und was du denkst, was du zu erdenken strebst, das wird sinnliches Gefühl. Was die Menschen in der Kunst zusammengetragen, was sie hervorbringen, wie sie sich durcharbeiten, was sie zu viel oder zu wenig thun, das möchte manchen Widerspruch erdulden, aber immer ist es ein Buchstabieren des göttlichen: Es werde. — Das Unendliche im Endlichen, das Genie in jeder Kunst ist Musik. In sich selbst aber ist sie Seele, indem sie zärtlich rührt; indem sie aber sich dieser Rührung bemächtigt, da ist sie Geist, der seine eigene Seele wärmt, nährt, trägt, wiedergebärt; und darum vernehmen wir Musik, sonst würde das sinnliche Ohr sie nicht hören, sondern nur der Geist; und so ist jede Kunst der Leib der Musik, die die Seele jeder Kunst ist; und so ist Musik auch die Seele der Liebe, die auch in ihrem Wirken keine Rechenschaft gibt, denn sie ist das Berühren des Göttlichen mit dem Menschlichen, und auf jeden Fall ist das Göttliche die Leidenschaft, die das Menschliche verzehrt. — Wo kommen sie her, die Geister der Musik? Aus der Menschen Brust; er schaut sich selber an, der Meister; das ist die Gewalt, die den Geist citirt. Er steigt hervor aus unendlicher Tiefe des Inneren, und sie sehen sich scharf an, der Meister und der Geist, das ist die Begeisterung; so sieht der göttliche Geist die Natur an, davon sie blüht. Da blühen Geister aus dem Geist; sie umschlingen einander, sie strömen aus, sie trinken einander, sie gebären einander; ihr Tanz ist Form, Gebild; wir sehen sie nicht, wir empfinden's und unterwerfen uns seiner himmlischen Gewalt; und indem wir dieß thun, erleiden wir eine Einwirkung, die uns heilt: das ist Musik. O, glaub' gewiß, daß wahre Musik übermenschlich ist. Der Meister fordert das Unmögliche von den Geistern, die ihm unterworfen sind, und siehe, es ist möglich, sie leisten es. An Zauberei ist nicht zu zweifeln, nur muß man glauben, daß das Uebermächtige auch im Reich

der Uebermacht geleistet werde, und daß das Höchste von der Ahnung, von dem Streben desjenigen abhänge, dem die Geister sich neigen. Wer das Göttliche will, dem werden sie Göttliches leisten. Was ist aber das Göttliche? Das ewige Opfer des menschlichen Herzens an die Gottheit; dieß Opfer geht hier geistiger Weise vor; und wenn es der Meister auch leugnet oder nicht ahnet, es ist doch wahr. Erfaßt er eine Melodie, so ahnet er schon ihre Vollkommenheit, und das Herz unterwirft sich einer strengen Prüfung, es läßt sich Alles gefallen, um dem Göttlichen näher zu kommen; je höher es steigt, je seliger; und das ist das Verdienst des Meisters, daß er sich gefallen lasse, daß die Geister auf ihn eindringen, ihm nehmen, sein Ganzes vernichten, daß er ihnen gehorcht, das Höhere zu suchen unter ewigen Schmerzen der Begeisterung.

Bettina selbst ist Musik, eine dithyrambische Symphonie, mit verzückter Begeisterung über die Höhen und Tiefen des Menschenlebens hinschwebend und lerchenhaft aufwirbelnd in die höchsten Aetherhöhen. Oder laß mich ihre Seele einer Leier vergleichen, deren goldne Saiten fibriren und tönen unter dem Hauch einer himmlischen Leidenschaftlichkeit und Alles, was sie durchfährt, alles Sein und Werden, alles Glauben und Hoffen, alles Denken und Fühlen in die ewige Melodie der Liebe hüllt. Das ganze Leben ist Liebe und alle Creatur lebt von der Liebe! ruft sie ihrer Freundin Günderode zu, jener blassen, stillen Stiftsdame, die sich aus Gram über versagte Liebe 1806 am Rheinufer den Dolch in die Brust senkte, und mit welcher sie eine neue Religion stiften wollte, die Religion der freien Persönlichkeit, gegenüber dem verrotteten Orthodoxismus jeder Art, welchem sie in ihrem neuesten Buch als dem „Bomeranzenglauben“ so ergötzlich mitgespielt hat. „Eine Religion laß' uns stiften“, schreibt sie der Freundin, „bei der's der Menschheit wieder wohl wird!“ Das Wesen dieser Religion wird bestehen in der Uebung der Kräfte, die in uns liegen, demnach in dem Ausbilden aller menschlichen Fähigkeit zur freien Individualität, und der Zweck dieser Religion kann kein anderer sein, als die Vollendung der Weltgeschichte zur Harmonie, in welcher Wahrheit, Schönheit und Liebe zusammenklingen. Daß das Walten der Leidenschaft, wie sie Bettina faßt, als das Göttliche, Bewegende nämlich, in dieser Religion den Hauptfaktor abgeben muß, ist leicht zu begreifen und es setzt darum auch nicht in Verwunderung, wenn die begeisterte Frau auf die Fragen der Günderode nach Gott geradezu antwortet:

Gott ist die Leidenschaft. Fühlst nicht auch: das Göttliche, was den Geist des Erschaffens gibt, sei die ungebändigte Leidenschaft? Und glaubst nicht, daß Gottes Geist sei nur lauter Leidenschaft? Was ist Leidenschaft, als erhöhtes Leben durchs Gefühl, das Göttliche sei dir nah, du könnest es erreichen, du könnest zusammenströmen mit ihm? Was ist dein Glück, dein Seelenleben, als Leidenschaft, und wie erhöht sich deines Wirkens Kraft, welche Offenbarungen thun sich auf in deiner Brust, von denen du vorher noch nicht geträumt hattest? Ja drum! — Der Irrthum der Kirchenväter, Gott sei die Weisheit, hat gar manchen Anstoß gegeben; denn Gott ist die Leidenschaft. Groß, allumfassend im Busen, der alles Leben spiegelt wie der Ozean, und alle Leidenschaft ergießt sich in ihm wie Lebensströme. Und sie alle umfassend ist die Leidenschaft die höchste Ruhe.

Ein Geist, der also kühn hinaufstürmt in den orthodoxen Himmel, allen metaphysischen Erfabelungen den Handschuh hinwerfend, muß auch kühn sich gebahren, wenn er den liebevollen Blick herabwendet zum realen Elend der Erde und sich theilnehmend umschaut unter den leidenden Brüdern. Das thut Bettina in der neuesten Sammlung der Offenbarungen ihres Genius. Dieses Buch, an den König von Preußen überschrieben, ist nach Stahrs treffender Bezeichnung ein in Myrthenzweige gehülltes Schwert und die Lüge der Zeit der Tyrann, in dessen Busen sie es umwendet. In die unleugbare Erschlaffung herein, welche sich gegenwärtig in der deutschen Männerwelt kundgibt, mußte eine Frau einen leuchtenden Blitz stolzen Freiheitsgefühls schleudern, um das Bewußtsein wieder in uns zu beleben, wie es gerade jetzt so höchst nothwendig und ruhmvoll sei, den Streit des Geistes zu streiten, jetzt, wo die Reaction so siegpralend einhertölpelt und mit der plumpen Faust der Macht jedes Haupt zu Boden zu drücken strebt, welches sich nicht demuthsvoll vor ihr in den Staub beugt. O über unsere Männer! Sie lassen sich gegenwärtig Haupthaar und Bart wachsen, aber ich sehe hinter dieser Simsonstoilette nur die trostlose Feigheit und Thatlosigkeit hervorlugen, die der Charakter unserer Zeit. Schon Bettina's Auftreten an sich ist eine große That, und dieses Auftreten bleibt bei aller Kühnheit immer so schön weiblich, sonst hätte sie auch nicht in den Irrthum verfallen können, die Hoffnung der Zukunft auf einen Fürstenmessias zu setzen. Das ist vorbei; die Menschheit ist durch derartige Messiasse zu oft genasführt worden. Das Volk hat schlechterdings keinen andern Erlöser und Salvator zu erwarten, als sich selbst. Wenn uns aber der geniale Muth, mit welchem sie dem Bestehenden in Kirche und Staat

entgegentritt und den „bomeranzengläubigen“ und „thronisolirten“ Menschenseelen die frohe Botschaft der Wahrheit und Freiheit in einer Weise verkündigt, die bald humoristisch einherlacht, bald mit dem reichsten dichterischen Farbenspiel sich anthut, wenn uns schon dieser Muth Bewunderung einflößt, so zwingt sie uns zur Ehrfurcht durch die Liebe, womit sie in ihrem Königsbuch die Sache des „armen“ Volkes vertritt, in dessen schmutzvollen und brotleeren Hütten sie sich heimisch macht, um den Machthabern zu zeigen, was es mit der sogenannten Volksbeglückung eigentlich für eine Bewandtniß habe und wie mit all' dem Flicken und Staatskünsteln, auf alle Wunden neue Lappen Setzen oder umgekehrt die ungeheure Ungerechtigkeit gegen das Volk oder dessen Hefe oder den Pöbel, nein, gegen die arbeitende und ernährende Klasse der Menschheit keineswegs gesühnt werde. In ihrer Jugend hat Bettina einmal gesagt, „oft dachte ich, ich müsse mit fliegender Fahne voranziehen den Völkern!“ So thut sie mit ihrem neuesten Buch. Die Fahne fliegt, aber wer folgt ihr? Da und dort ein schwärmerisch Herz, ein Herz, das noch immer nicht glauben lernen will, was die Welt zu glauben vorschreibt, die Alleingültigkeit des giftigsten Egoismus, der in tausend Metamorphosen die Seelen der Zeitgenossen so entgöttlicht und liebeleer gemacht. Die Menge bleibt stumpf und dumpf. Als Bettina, die Schwester des Clemens Brentano und die Gattin des Achim von Arnim, vom Genius getrieben und von Kindheit an durch eigenthümliche Lebensbeziehungen und Vergesellschaftung mit ungewöhnlichen Menschen unserer socialen Erbärmlichkeit entrückt, ihren „Briefwechsel Goethe's mit einem Kinde“, diese entzückenden Ausströmungen eines von Eros berührten Herzens, veröffentlichte, horchte der deutsche Michel verwundert diesen Bekenntnissen eines Kindes des Jahrhunderts und schüttelte dann verneinend und einigen Tadel brummend das weise Haupt, dadurch bestätigend, was Bettina in der Einleitung des Buches wie eigens für ihn gesagt: Die Menge ist nicht dazu geeignet, die Wahrheit sondern nur den Schein zu prüfen; den geheimen Wegen einer tiefen Natur nachzuspüren, das Räthselhafte in ihr aufzulösen, ist ihr versagt, sie spricht nur ihre Täuschungen aus, erzeugt hartnäckige Vorurtheile gegen bessere Ueberzeugnng und beraubt den Geist der Freiheit, das vom Gewöhnlichen Abweichende in seiner Eigenthümlichkeit anzuerkennen. Mochte aber

der deutsche Michel verneinend den Kopf schütteln zu diesen herrlichsten aller Liebesbriefe, jedes empfängliche Herz hat sich bejahend daran erfreut und wird sich daran erfreuen. Auch das deinige, deß bin ich gewiß. Wie könntest du auch diesem innigsten Verständniß der Natur, diesem Aufgehen in Liebe, dieser himmlischen Naivität der Leidenschaft widerstehen, wie sich das Alles, bald kindlich mit den Blumen der Erde tändelnd bald sonnenhoch und sonnenhaft in die Weltgeheimnisse hineinleuchtend, in den Briefen Bettina's an Goethe kundgibt? Wie mit tausend Liebesarmen rankt sich all' ihr Denken und Fühlen um den hohen Dichter — und er? Er stand dieser Glut marmorn kühl gegenüber, er liebte es, sich lieben zu lassen, und kehrte mehr das Freundschaftliche, Väterliche heraus. Sie aber, das bacchantische Kind, wurde dadurch nicht verschüchtert oder erkältet und darum ist ihre Liebe doppelt schön und herrlich, weil sie, ohne des Genährtwerdens durch wirkliche Erwiederung zu bedürfen, ihre trunkenen Begeisterungen aus sich selbst saugt, um selbe dem geliebten Mann wie eine Glorie um die Stirne zu legen, ja, wie eine Glorie, die sich stralenreich zusammenschlingt aus Briefdichtungen, wie ich aufs Geradewohl hier eine für dich auswähle:

Was soll ich Dir denn schreiben, da ich traurig bin und nichts neues oder freundliches zu sagen weiß? lieber mögt ich Dir gleich das weiße Blatt schicken, statt daß ich's erst mit Buchstaben beschreibe, die doch immer nicht sagen, was ich will, und Du füllest es zu deinem Zeitvertreib aus, und machtest mich überglücklich und schicktest es an mich zurück, und wenn ich denn den blauen Umschlag sähe und riß ihn auf: Neugierig eilig, wie die Sehnsucht immer der Seeligkeit gewärtig ist, und ich lese nun, was mich aus deinem Mund' einst entzückte: Lieb' Kind, mein artig Herz, mein einzig Liebchen, klein Mäuschen, die süßen Worte mit denen Du mich verwöhntest, so freundlich mich beschwichtigend; — ach! mehr wollt' ich nicht, alles hätt' ich wieder, sogar dein Lispeln würde ich mitlesen, mit dem Du mir leise das lieblichste in die Seele ergossen und mich auf ewig vor mir selbst verherrlichst hast. — Da ich noch an Deinem Arm durch die Straßen ging: Ach, wie eine geraume Zeit dünkt mir's, da war ich zufrieden, alle Wünsche waren schlafen gegangen, hatten wie die Berge Gestalt und Farbe in Nebel eingehüllt; ich dachte, so ging es, und weiter, ohne große Mühseeligkeit vom Land' in die hohe See, kühn und stolz, mit gelös'ten Flaggen und frischem Wind. — Aber Goethe, feurige Jugend will die Sitten der heißen Jahreszeit, wenn die Abendschatten sich über's Land ziehen, dann sollen die Nachtigallen nicht schweigen: singen soll alles, oder sich freudig aussprechen; die Welt soll ein üppiger Fruchtkranz sein, alles soll sich drängen im Genuß, und aller Genuß soll sich mächtig ausbreiten, er soll sich ergießen wie gährender Most, der

brausend arbeitet, bis er zur Ruhe kommt, untergehen sollen wir in ihm, wie die Sonne unter die Meereswellen, aber auch wiederkommen wie sie. So ist Dir's geworden, Goethe, keiner weiß wie Du mit Gott vertraut warst, und was für Reichthum Du von ihm erlangt hast, wenn Du untergegangen warst im Genuß.

Das seh' ich gerne, wenn die Sonne untergeht, wenn die Erde ihre Gluth in sich saugt, und ihr die feurigen Flügel leise zusammen faltet und die Nacht durch gefangen hält, da wird es still auf der Welt, die Sehnsucht steigt so heimlich aus den Finsterniſſen empor; ihr leuchten die Sterne so unerreichbar über'm Haupt, so unreichbar, Goethe!

Wenn man seelig sein soll, da wird man so zaghaft, das Herz scheidet zitternd vom Glück, noch ehe es den Willkommen gewagt; — auch ich fühl's, daß ich meinem Glück nicht gewachsen bin. Welche Allbefähigung, um Dich zu fassen! — Liebe muß eine Meisterschaft erwerben, das Geliebte besitzen wollen, wie es der gemeine Menschenverstand nimmt, ist nicht der ewigen Liebe würdig, und scheitert jeden Augenblick am kleinsten Ereigniß. — Das ist meine erste Aufgabe, daß ich mich Dir aneigne, nicht aber Dich besitzen wolle, Du allbegehrlichster!

Ich bin doch noch so jung, daß es sich leicht entschuldigen läßt, wenn ich unwissend bin. Ach, für Wissenschaft hab' ich keinen Boden, ich fühl's, ich kann's nicht lernen, was ich nicht weiß, ich muß es erwarten, wie der Prophet in der Wüste die Raben erwartet, daß sie ihm Speise bringen. Der Vergleich ist so uneben nicht: durch die Lüfte wird meinem Geist Nahrung zugetragen, — oft grade, wenn er im Verschmachten ist.

Seitdem ich Dich liebe, schwebt ein unerreichbares mir im Geist; ein Geheimniß, das mich nährt. Wie vom Baum die reifen Früchte fallen, so fallen hier mir Gedanken zu, die mich erquicken und reizen. O Goethe, hätte der Springquell eine Seele, er könnte sich nicht erwartungsvoller ans Licht drängen, um wieder empor zu steigen, als ich mit ahnender Gewißheit mich diesem neuen Leben entgegendränge, das mir durch Dich gegeben ist, und das mir zu erkennen giebt, daß ein höherer Lebenstrieb den Kerker sprengen will, der nicht schont der Ruhe und Gemächlichkeit gewohnter Tage, die er in brausender Begeisterung zertrümmert. Diesem erhabenen Geschick entgeht der liebende Geist nicht, so wenig der Saame der Blüthe entgeht, wenn er einmal in frischer Erde liegt. So fühl' ich mich in Dir, du fruchtbarer geseegneter Boden! Ich kann sagen, wie das ist wenn der Keim die harte Rinde sprengt, — es ist schmerzlich, die lächlenden Frühlingskinder sind unter Thränen erzeugt.

O Goethe, was geht mit dem Menschen vor? was erfährt er, was erlebt er in dem innersten Flammenkelch seines Herzens? — Ich wollte Dir meine Fehler gern bekennen, allein die Liebe macht mich ganz zum idealischen Menschen. Viel hast Du für mich gethan, noch eh' Du von mir wußtest, über vieles, was ich begehrte und nicht erlangte, hast Du mich hinweg gehoben.

Wir hatten Kritiker in Deutschland, welche den Frauen wenn nicht die Fähigkeit, so doch das Recht zu poetischer Produktion absprachen und sich dieselben gar nicht anders denken zu können schienen, als mit dem Kochlöffel oder dem Strickstrumpf in der Hand. Sie führten deßhalb gegen weibliche Autoren eine Sprache, wie man sich deren etwa gegen Köchinnen und Waschweiber bedient. Diese Hausknechtskritik ist endlich verstummt, die schreibenden Frauen haben sich das Recht der Autorschaft errungen, wie eben die Frauen zuletzt immer Recht behalten. Jetzt läßt man sie dichten, man erinnert sich, daß sie eigentlich sammt und sonders Dichterinnen, und wenn wir Männer darin einverstanden sind, die schönsten Gedichte einer Frau blühen als Liebeslächeln auf ihren Lippen, stralen als verschämte Huldgewährung aus dem feuchten Blick ihres Auges, so haben wir doch auch ganz und gar Nichts dagegen, wenn sie die poetische Welt ihres Innern vermittelst Papier, Lettern und Druckerschwärze zur allgemeinen Anschauung bringen. Die Lächerlichkeit, daß der Name Sappho sogar eine gymnasiastische Weltberühmtheit, daß Heloise's Briefdichtungen von Abälard selbst die altgebackensten Philologenseelen entzückten, daß man von den Dichtergaben der sächsischen Nonne Roswitha mit historischer Ehrfurcht sprach und die altfranzösischen Dichtungen der Clotilde von Wallon-Chalys übersetzte, während man den poetischen Frauen der Gegenwart verbieten wollte, sich dichtend ihren berühmten Vorgängerinnen anzuschließen, diese Lächerlichkeit fiel am Ende sogar den gründlichen Deutschen auf, und da der Gerechtigkeitssinn eine ihrer besten Eigenschaften ist, so standen sie auch nicht an, das Denken ihrer Rahel, das Dichten ihrer Bettina anzuerkennen und in ihrem gutmüthigen Enthusiasmus die Frauenliteratur recht in Schwung zu bringen. Nicht nur die inländische. Das Ausland ist einmal unser Steckenpferd, und so bekamen denn die Uebersetzer Arbeit vollauf, bis nur alle die „Alltagsgeschichten" der Friederike Bremer, gemüthliche, fromme, redselige Theeromane, und die weit bedeutenderen Erzählungen der Emilie Flygare-Carlén, unter welchen besonders die „Rose von Tistelön" und „Gustav Lindorm" sich hervorthun, drei- und vierfältig in's Deutsche übertragen waren. Auch die seelenvollen Poesieen der Französin Marceline Desbordes-Valmore, geb. 1787, und der hochbegabten Brittin Felicia Hemans, geb. 1794, gest. 1828, fanden vielfachen

Anklang in deutschen Herzen. *) Dagegen mußte sich die Dichterin der gesellschaftlichen Uebel und socialen Sünden, Aurora Dudevant, 1804 als Enkelin des bekannten Marschalls von Sachsen mit halb deutschem Blut in den Adern im Departement der Indre geboren, ihre Anerkennung von deutscher Seite erst Schritt für Schritt erobern. Und doch ist Aurora Dudevant, die unter dem Männernamen George Sand in die Reihe der bedeutendsten öffentlichen Charaktere der Gegenwart eingetreten, im Denken groß wie unsere Rahel, im Fühlen allumfassend wie Bettina, ist dazu noch Etwas, was diese Beiden nicht sind — Künstler. Wir Deutsche sind eben Optimisten, wir lieben es, die Dinge von der Lichtseite in's Auge zu fassen, die Schattenseite erschreckt uns, wir ziehen in der Poesie das Walten einer milden Frühlingshelle den Schauern einer Gewitternacht vor. Nun aber machte George Sand besonders in seinen früheren Dichtungen, wie in der „Indiana", „Lelia", „Valentine", deren Refrain immer der war: arme Frauen, arme Gesellschaft, wo das Herz keine

*) Beim Niederschreiben des Namens von Felicia Hemans erinnere ich mich, wie du, meine Angela, mir einst von dem tiefen Eindruck sagtest, den ihre Gedichte auf dich gemacht, als du, noch ein ganz junges Mädchen, selbe im Originale gelesen. Du recitirtest mir dann einige davon, anspruchslos, natürlich und verständnißinnig. Sie klingen mir jetzt wieder im Ohr, besonders eins, „die Stunde des Gebets," dessen Uebersetzung ich hersetze als eine Erinnerung an damals:

Kind, das spielt bei Blumen hold
In der Abendsonne Gold;
Mutter, deren ernster Blick
Still ihm folgt in heilgem Glück;
Vater, den die Abendluft
Von dem Feld der Erndte ruft:
Im Gebet, eh noch der Tag sich neigt,
Erhebt die Herzen und die Kniee beugt!
Wandrer, der im fremden Land,
Fern von jedem Heimatband;
Trauernder vom Ton umschwebt,
Der nicht mehr auf Erden lebt;
Du Gefangner, dessen Zell'
Nicht durchdringt die Sonne hell;
Schiffer, wenn aufs Meer die Nacht sich neigt:
Erhebt die Herzen und die Kniee beugt.
Krieger, der nach heißer Schlacht
Athmet auf, wenn naht die Nacht;
Weib, das auf dem Leichenfeld
Einsam weinend Wache hält;
Ihr, die jauchzet, ihr, die weint,
Dieses Band euch all' vereint:
Wenn der erste Stern sich droben zeigt,
Erhebt die Herzen und die Kniee beugt.

wahre und wirkliche Freude findet, außer in dem Vergessen aller Pflicht und aller Vernunft! — die Schattenseite des menschlichen Lebens stets zur Grundlage seiner dichterischen Gemälde, die Verkehrtheiten, Unzulänglichkeiten und Grausamkeiten unserer socialen Zustände waren die düstergefärbten Coulissen des Theaters, auf welchem er seine ergreifenden Culturtragödien aufführte, die sich so einfach, so ohne allen Aufwand von romantischem Apparat und doch so effektvoll abspielen. Die Wahrheit schreit aus ihnen, aber je lauter sie schreit, desto weniger will man sie hören. Das ist eine gleichalte Geschichte wie die, auf welche Heine einmal ein Liedepigramm gemacht. In Deutschland haben wir eine Menge von Leuten, die sich aus der Tugend- und Sittlichkeitswächterei ein Geschäft machen, deren Moral im Grunde aber bloß auf das sogenannte eilfte Gebot hinausläuft. Diese zeterten gegen George Sand als unsittlichen Autor ihr Anathema und fanden Glauben, wie ihn die Tartüffes gewöhnlich finden, wenigstens für einige Zeit, so daß George Sands Bedeutung bei uns erst dann anfing gewürdigt zu werden, als er bereits seine erste Schriftstellerepoche, die polemisch-negative, verwunden und die künstlerisch-positive angetreten hatte, deren neueste Erzeugnisse, die „Consuelo“ und „la comtesse de Rudolstadt“, die Befähigung ihres Verfassers zu historischer Combination, zur Erfassung und Reproduktion geschichtlicher Individualitäten und Zustände wie nationaler Verhältnisse auf überraschendste und meisterlichste Weise an das Licht treten lassen. Die zuletzt genannte Dichtung enthält, als besonders hervorzuhebend, eine Charakteristik Friedrichs **II.** von Preußen, der ich nur die, welche Brougham über diesen König geliefert, an die Seite zu setzen weiß. So löst uns demnach das Genie dieser Frau ebenso klar und muthig, wie sie die Schäden der Gegenwart zur Anschauung bringt, auch die Räthsel der Vergangenheit und schlägt mit der gleichen Energie die Lüge von vordem wie die von jetzt ins Gesicht. Ein tapferes Herz das, und dabei so liebebedürftig und liebedurstig. Doch du kennst es ja, meine Freundin, und hast seine Trauer, sein Verzweifeln, seine Hoffnungen und seine Entzückungen nachempfunden. Was dir aber vielleicht entgangen sein dürfte, ist der Umstand, daß George Sand sich immer offener und konsequenter als Verfechter des Volkes erweist, des belasteten, sich abarbeitenden Volkes, ob dessen Existenz der unerbittliche Todesengel aller Freude, die Nahrungssorge, schwebt und ihm verbietet, den Blick

jemals von der Scholle oder vom Handwerkszeug ab und der Region des Geistes zuzuwenden. In „**le compagnon de tour de France**“ hat George Sand mit wundervollem Verständniß die demokratische Bewegung der Zeit einem Seelengemälde zu Grunde gelegt, in welchem alle Stimmungen der Gegenwart mit scharfer Schattirung hervortreten. Es ist nicht nur ein poetisches, sondern auch ein prophetisches Buch, das Volk sein Held und die Nothwendigkeit von dessen endlichem Sieg sein Resultat. Sociale und religiöse Speculation, wie sie sich im „**Jacques**“, im „**Spiridion**“, in den „**sept cordes de la lyre**“, untermischt mit Beleuchtungen des unerforschlichsten Abgrundes, des weiblichen Herzens, so glänzend bethätigt, ringt sich im „**compagnon de tour de France**“ zum Bewußtsein der Demokratie empor, und so hat Aurora Dudevant den höchsten und wahrsten Standpunkt erschwungen, den ein Dichter der Jetztzeit erreichen kann.

Anders ist es mit einer Schriftstellerin, die man uns schon als den deutschen George Sand hat hinstellen wollen, welcher aber das Verstehen der Demokratie und die Ahnung ihres Sieges gänzlich abgeht. Ihre Wirkung wird und muß sich deßhalb auf die Salonswelt beschränken, zu deren Dichterin sie sich gemacht, wohl mit aller vollblutadligen Absicht, wie es schon ihr fremdwortflittriger, auf höfischen Stelzen einhergehender Styl anzeigt, der immer zu sagen scheint: Bleib ferne, so du nicht sechszehn Ahnen aufzuweisen hast! Ich meine die Gräfin Ida von Hahn-Hahn, eine Gräfin jeder Zoll. Ihr dieß verübeln zu wollen, wäre lächerlich, um so mehr, da sie in der That eine noble Dame und ein poetisches Gemüth ist. Nach welcher Seite hin sie ihr dichterisches Talent entfalten will, das ist ihre Sache, wir sind ja nicht genöthigt, ihr auf das Parquet ihrer Salonswelt zu folgen oder ihren aristokratisch schiefen Reiseberichten, wie dem über Frankreich, Glauben zu schenken, dagegen dürfen wir, mein' ich, aus unserer bürgerlichen Niedrigkeit heraus gegen die Unart der Frau Gräfin protestiren, gerade die dummlächerlichen oder schuftigen Rollen in ihren Romanen Leuten aus dem Volk zuzutheilen. Das finde ich etwas unbillig und bin überzeugt, der Frau Gräfin würde es gleichfalls so gehen, wenn sie einen Augenblick bei dem Gedanken verweilen wollte, daß das dumme Volk es ist, welches den Herren und Damen von Welt, von Stand, von Adel möglich macht, sich mit aller Bequemlichkeit den Leidenschaften hinzugeben,

die sie so allerliebst, und der Blasirtheit, welche ein poetischer Salonsmann, der von Sternberg, nicht minder allerliebst beschreibt. Wenn die Frau Gräfin mit der großen Französin, von der vorhin die Rede, weiter Nichts gemein hat, als etwa die Jammerwürdigkeit ihrer Männercharaktere, so hat sie mit dem obengenannten Poeten dagegen sehr viel gemein, unter Anderm auch die Produktivität. Sie hat sichs in Prosa und Versen eifrigst angelegen sein lassen, berühmt zu werden, und ist es wirklich bei Allen geworden, deren demokratisches Blut sich nicht gegen sie empört. Das ist bei mir, offen gestanden, der Fall, doch treibe ich meine Antipathie durchaus nicht bis zur Ungerechtigkeit, denn Niemand kann bereitwilliger sein, dem Dichten der Frau Gräfin Anerkennung zu zollen, sobald es aus der Sphäre abgeschmackter Vorrechtlerei und Exclusivität heraustritt, um menschlich und natürlich zu werden, wie es in ihren „Venetianischen Nächten“ und in „Sigismund Forster“, theilweise der Fall, oder sobald es in ihren „Gedichten“ zu Liedern sich gestaltet voll weiblich inniger Sehnsucht, wie z. B. in diesem:

Licht meiner Augen, du bist mir entschwunden,
Bist in die Weite der Welt mir entflohn!
Sage, wo hast du die Zuflucht gefunden?
Sag', wo erbautest du dir einen Thron?

Bist du gestiegen zum lächelnden Himmel,
Der mich umwölbt im unendlichen Blau?
Nein, denn es wälzt sich das Wolkengewimmel
Ueber ihn hin mit vernichtendem Grau.

Hülltest du dich in die grünenden Blätter,
Wie in dein eigenstes Frühlingsgewand?
Nein, wenn der Sturm sie durchtobt und das Wetter,
Fallen sie welk mir und starr in die Hand.

Trugen zur Sonne dich ewige Mächte?
Bist in den lieblichen Sternen du wach?
Nein, denn die Sonne versinket in Nächte,
Nein, denn die Sterne vergehn vor dem Tag.

Ach, weil du fern mir auf Erden mußt gehen,
Weil nie dein Blick in den meinen mehr fällt,
Weil mich dein Lächeln, dein Glanz nicht umwehen,
Licht meiner Augen! ist dunkel die Welt.

Neben der Gräfin Hahn-Hahn hat sich die Frau von Paalzow die Gunst des Publikums, besonders des weiblichen, erworben, in noch

höherem Grade sogar, als jene. Auch sie bewegt sich beinahe ausschießlich in aristokratischen und Hofkreisen, doch durfte Laube im Ganzen nicht mit Unrecht bemerken, daß diese Schriftstellerin von Aristokratismus nur das Unverfängliche habe, was allem höhern Trachten gemeinschaftlich, das Trachten nach einer Sphäre, welche vor niederem und rohem Trieb in sich sicher ist. Frau von Paalzow hat bis jetzt drei dreibändige Romane geschrieben: „Godwie Castle", „St. Roche" und „Thomas Thyrnau", deren historischer Apparat auf bestechend glänzende Weise verwendet ist und in denen die Geschichte selbst in eigenthümlicher, fromm anmuthender Weise betrachtet wird. Aber Milde allein bewältigt eben keinen historischen Stoff, dazu gehört eine Kraft, die vor dem Tragischen keineswegs erschrickt; davor erschrickt eben die Frau von Paalzow und deßhalb ist in ihren Büchern das Sausen „des Webstuhls der Zeit" zu einem Säuseln abgeschwächt, welches meist wirkungslos im Ohr verklingt. Was aber dieser Dichterin, denn eine solche ist sie, besonders hoch anzurechnen, ist ihre Fähigkeit, Gestalten zu schaffen, und vor allen ihren Schwestern gebührt ihr der Ruhm, einen ebenso reellen als großartigen Männercharakter gezeichnet zu haben, ihren Thomas Thyrnau, der sogar Immermanns Hofschulzen an Markigkeit kaum nachsteht. Mit nacheifernder Emsigkeit haben sich noch diverse Damen aus der **haute volée** schriftstellernd aufgethan, als da sind die Verfasserinnen von „Schloß Goczyn" und „Falkenberg" und „Clementine", die letztere gesunder und tiefblickender als die erstern. Feinsinnige Reiseschilderungen gab Emma von Nindorf und hat uns in selben besonders den Justinus Kerner gar hübsch beschrieben. Am besten gefallen mir dichtende Frauen als Lyrikerinnen; die Lyrik ist ihr eigentliches Element, das Lied die natürlichste Form, in welchem ein weiblich Gemüth seinem poetischen Drange Sprache geben kann. Diese Form macht sich so von selbst, ohne künstlerische Beharrung, und kommt der Begeisterung so freiwillig und unwillkürlich zu Hülfe, wie die Sprache dem Denken. Nachdem uns schon früher die sanfte Agnes Franz, die gedankenreiche Henriette Ottenheimer und die phantasievolle Adelheid von Stolterfoth dankenswerthe Liedergaben gereicht, besitzen wir gegenwärtig in Betty Paoli, Louise von Plönies und Annette Elisabeth von Droste-Hülshof ein lyrisches Trio voll schöner Hoffnungen. Besonders die Letztgenannte, ein Mädchen noch, wie mir scheinen will, hat die

Claviatur der Lyrik, vom fromm betenden Liedesseufzer an bis zur gut erfundenen und kunstvoll durchgeführten Erzählung mit Erfolg angeschlagen. In ihrer größern Dichtung „Des Arztes Vermächtniß“ beurkundet sie eine nicht minder erfreuliche Sicherheit in objektiver Darstellung, als sich in ihren religiösen Liedern die jungfräulichste Glut der Andacht ausspricht. Wodurch sie aber oft gerade das Schönste ankältet und verzimperlicht, ist die Gesuchtheit des Ausdrucks, das Haschen nach originellen Wendungen, worin sie sich zu ihrem Schaden gefällt, wie in ihrem leider dadurch verunstalteten Gedicht „an die Weltverbesserer“. Ein entschieden bedeutendes Talent hat sie für Ballade und Romanze gezeigt, und als Beweis hiefür möge den Schlußstein dieses Briefes bilden ihr „Graf von Thal“.

I.

Das war der Graf von Thal,
So ritt an der Felsenwand;
Das war sein ehlich Gemahl,
Die hinter dem Steine stand.

Sie schaut' im Sonnenstral
Hinunter den linden Hang:
„Wo bleibt der Graf von Thal?
Ich hört' ihn doch reiten entlang!“

„Ob das ein Hufschlag ist?
Vielleicht ein Hufschlag fern?
Ich weiß doch wohl, ohne List,
Ich hab' gehört meinen Herrn!“

Sie bog zurück den Zweig.
„Bin blind ich oder auch taub?“
Sie blinzelt' in das Gesträuch,
Und horcht' auf das rauschende Laub.

Oed war's, im Hohlweg leer,
Einsam im rispelnden Wald;
Doch überm Weiher, am Wehr,
Da fand sie den Grafen bald.

In seinen Schatten sie trat.
Er und seine Gesellen,
Die flüstern und halten Rath,
Viel lauter rieseln die Wellen.

Sie starrten über das Land,
Genau sie spähten, genau,
Sahn jedes Zweiglein am Strand,
Doch nicht am Wehre die Frau.
Zur Erde blickte der Graf.
So sprach der Graf von Thal:
„Seit dreizehn Jahren den Schlaf
Rachlose Schmach mir stahl.“
„War das ein Seufzer lind?
Gesellen, wer hat's gehört?“
Sprach Kurt: „Es ist nur der Wind
Der über das Schilfblatt fährt.“
„So schwör' ich beim höchsten Gut
Und wär's mein ehlich Weib,
Und wär's meines Bruders Blut,
Viel minder mein eigner Leib:
„Nichts soll mir wenden den Sinn,
Daß ich die Rache ihm spar';
Der Freche soll werden inn',
Zins tragen auch dreizehn Jahr.“
„Bei Gott! das war ein Gestöhn!“
Sie schossen die Blicke in Hast.
Sprach Kurt: „Es ist der Föhn,
Der macht seufzen den Tannenast.“
„Und ist sein Aug' auch blind,
Und ist sein Haar auch grau,
Und mein Weib seiner Schwester Kind —“
Hier that einen Schrei die Frau.
Wie Wetterfahnen schnell
Die Dreie wendeten sich.
„Zurück, zurück, mein Gesell!
Dieses Weibes Richter bin ich!“
„Hast du gelauscht, Allgund?
Du schweigst, du blickst zur Erd'?
Das bringt dir bittre Stund'!
Allgund, was hast du gehört?“
„Ich lausch' deines Rosses Klang,
Ich späh deiner Augen Schein,
So kam ich hinab den Hang,
Nun thue, was Noth mag sein.“
„O Frau!“ sprach Jakob Port,
„Da habt Ihr schlimmes Spiel!

Grad' sprach der Herr ein Wort,
Das sich vermaß gar viel."
Sprach Kurt: „Ich sag' es rund,
Viel lieber den Wolf im Stall,
Als eines Weibes Mund
Zum Hüter in solchem Fall."
Da sah der Graf sie an,
Zu Einem und zu Zwein;
Drauf sprach zur Fraue der Mann:
„Wohl weiß ich, du bist mein.
„Als du gefangen lagst
Um mich ein ganzes Jahr,
Und keine Sylbe sprachst:
Da ward deine Treu mir klar.
„So schwöre mir denn sogleich:
Sei's wenig oder auch viel,
Was du vernahmst am Teich,
Dir sei's wie Rauch und Spiel.
„Als seie nichts geschehn,
So muß ich völlig meinen;
Darf dich nicht weinen sehn,
Darfst mir nicht bleich erscheinen.
„Denk nach, denk nach, Allgund!
Was zu verheißen Noth.
Die Wahrheit spricht dein Mund,
Ich weiß, und brächt' es Tod."
Und konnte sie sich besinnen,
Verheißen hätte sie's nie.
So war sie halb von Sinnen,
Sie schwur, und wußte nicht wie.

II.

Und als das Morgengrau
In die Kemnate sich stahl;
Da hatte die werthe Frau
Geseufzt schon manches Mal;
Manchmal gerungen die Hand,
Ganz heimlich, wie ein Dieb:
Roth war ihrer Augen Rand,
Todtblaß ihr Antlitz lieb.
Drei Tage kredenzt' sie den Wein,
Und saß beim Mahle drei Tag',

Drei Nächte in steter Pein
In der Waldkapelle sie lag.
Wenn er die Wacht besorgt,
Der Thorwart sieht sie gehn,
Im Walde steht und horcht
Der Wilddieb dem Gestöhn.
Am vierten Abend sie saß
An ihres Herren Seit',
Sie dreht' die Spindel, er las,
Dann sahn sie auf, alle beid'.
„Allgund, bleich ist dein Mund! —
„Herr, 's macht der Lampe Schein."
„Deine Augen sind roth, Allgund!"
„'s drang Rauch vom Herde hinein.
„Auch macht mir's schlimmen Muth,
Daß heut' vor funfzehn Jahren
Ich sah meines Vaters Blut;
Gott mag die Seele wahren!
„Lang' ruht die Mutter im Dom
Sind Wenige mir verwandt,
Ein' Muhm' noch und ein Ohm:
Sonst ist mir keins bekannt."
Starr sah der Graf sie an:
„Es steht dem Weibe fest,
Daß um den ehlichen Mann
Sie Ohm und Vater läßt."
„Ja, Herr! so muß es sein.
Ich gäb' um Euch die Zweie,
Und mich noch obendrein,
Wenn's sein müßt', ohne Reue.
„Doch daß nun dieser Tag
Nicht gleich den andern sei,
Lest, wenn ich bitten mag,
Ein Sprüchlein oder zwei."
Und als die Fraue klar
Darauf das heilige Buch
Bot ihrem Gatten dar,
Es auf von selber schlug.
Mit Einem Blick er maß
Der nächsten Sprüche einen;
„Mein ist die Rach'!" er las;
Das will ihm seltsam scheinen.

Doch wie so fest der Mann
Auf Frau und Bibel blickt,
Die saß so still und spann,
Dort war kein Blatt geknickt.
Um ihren schönen Leib
Den Arm er düster schlang:
„So nimm die Laute, Weib,
Sing' mir einen luft'gen Sang!"
„O Herr! mag's Euch behagen,
Ich sing' ein Liedlein werth,
Das erst vor wenig Tagen
Mich ein Minstrel gelehrt.
„Der kam so matt und bleich,
Wollt' nur ein wenig ruhn,
Und sprach, im oberen Reich
Sing' man nichts Anderes nun."
Drauf, wie ein Schrei verhallt,
Es durch die Kammer klingt,
Als ihre Finger kalt
Sie an die Saiten bringt.
„Johann! Johann! was dachtest du
An jenem Tag,
Als du erschlugst deine eigne Ruh
Mit Einem Schlag?
Verderbtest auch mit dir zugleich
Deine drei Gesellen;
O, sieh nur ihre Glieder bleich
Am Monde schwellen!
„Weh dir, was dachtest du, Johann,
Zu jener Stund'?
Nun läuft von dir verlornem Mann
Durch's Reich die Kund'!
Ob dich verderben mag der Wald,
Dich wird's ereilen;
Horch nur, die Vögel singen's bald,
Die Wölf' es heulen!
„O weh! das hast du nicht bedacht,
Johann! Johann!
Als du die Rache wahr gemacht
Am alten Mann.
Und wehe! nimmer wird der Fluch
Mit dir begraben,

Dir, der den Ohm und Herrn erschlug,
Johann von Schwaben!"
Aufrecht die Fraue bleich
Vor ihrem Gatten stand,
Der nimmt die Laute gleich,
Er schlägt sie an die Wand.
Und als der Schall verklang,
Da hört man noch zuletzt,
Wie er die Hall' entlang
Den zorn'gen Fußtritt setzt.

III.

Von heut am siebenten Tag
Das war eine schwere Stund',
Als am Balkone lag
Auf ihren Knieen Allgund.
Laut waren des Herzens Schläge!
„O Herr! erbarme dich mein,
Und bracht' ich Böses zuwege,
Mein sei die Buß' allein."
Dann beugt sie tief hinab,
Sie horcht und horcht und lauscht
Vom Wehre tost es herab,
Vom Forste drunten es rauscht.
War das ein Fußtritt? nein!
Der Hirsch setzt über die Kluft.
Sollt' ein Signal das sein?
Doch nein, der Auerhahn ruft.
„O mein Erlöser, mein Hort!
Ich bin mit Sünde beschwert,
Sei gnädig und nimm mich fort,
Eh' heim mein Gatte gekehrt.
„Ach, wen der Böse umgarnt,
Dem alle Kraft er bricht!
Doch hab' ich ja nur gewarnt,
Verrathen, verrathen ja nicht!
Weh! das sind Rossestritte."
Sie sah sie fliegen durch's Thal
Mit wildem, grimmigem Ritte.
Sie sah auch ihren Gemahl.
Sie sah ihn dräuen, genau,
Sie sah ihn ballen die Hand:
Da sanken die Kniee der Frau,
Da rollte sie über den Rand.

Und als zum Schlimmen entschlossen
Der Graf sprengt' in das Thor,
Kam Blut entgegen geflossen,
Drang unterm Gitter hervor.
Und als er die Hände sah falten
Sein Weib in letzter Noth,
Da konnt' er den Zorn nicht halten,
Bleich ward sein Gesicht so roth.
„Weib, das den Tod sich erkor!"
„'s war nicht mein Wille," sie sprach,
Noch eben bracht' sie's hervor.
„Weib, das seine Schwüre brach!"
Wie Abendlüfte verwehen,
Noch einmal haucht sie ihn an:
„Es mußt' eine Sünde geschehen,
Ich hab sie für dich gethan!"

Trelawney und der neue „große Unbekannte."

Daß ich von den dichtenden Frauen gerade zu den männlichsten Erzeugnissen der Poesie unserer Zeit übergehe, könnte dich wundern sobald ich den geringsten Anspruch machte, in diese brieflichen Unterhaltungen einen systematischen Zusammenhang bringen zu wollen. Da aber dieses schlechterdings nicht der Fall, mußt du mein willkürliches Umherfahren dir nicht mißfallen lassen. Als ich meinen vorigen Brief geschlossen, trat ein Freund bei mir ein, der es sich zur Aufgabe gemacht, mit allem Gegenwärtigen unzufrieden zu sein, also auch mit der Poesie unserer Tage. Das Gespräch lenkte sich zufällig auf diese und er brachte seine gewöhnliche Aeußerung vor: „Geht mir mit all' dem poetischen Plunder, der jetzt fabricirt wird; eine thatlose Zeit hat auch keine rechte Poesie. Wiederkauerei, Wiederkauerei all' euer Verseln und Schreiben, Alles schläfrig und traumhaft oder verrenkt und gewaltthätig aufgedonnert. Der Dichter muß dem Helden zur Seite gehen, sonst ist all' seine Begabung und Begeisterung umsonst." Ich war gerade nicht zu einem unfruchtbaren Disputiren aufgelegt und ging daher, um die Streitsache auf andere Weise abzumachen, indem ich aus meiner Bücherei einen unscheinbaren, argzerlesenen, grünen Band hervor suchte, den du wohl oft in meinen Händen sahest, dessen Titelblatt lautet: „Erlebnisse eines jüngeren Sohnes von Trelawney", und den ich meinem Freund hinbot mit den Worten: Thu' mir den Gefallen, diese Geschichte zu lesen, deren Dichter nicht nur neben dem Helden hergeschritten, sondern Held und Dichter in einer Person ist. Du hegst ja, wie ich weiß, einen gewaltigen Respekt vor jenem heldenhaften arabischen Poeten, vor Montenebbi, der im Jahre 965 in der Wüste auf den Leichen seiner Angreifer mit dem Schwert in der Faust verblutete — da hast du einen Montenebbi

der Gegenwart. Der Freund nahm das Buch nur mit Widerwillen, indem er sagte: „Nun, ich will dir den Gefallen thun, sei's auch nur, um dich deines Montenebbi der Gegenwart wegen tüchtig auszulachen“ — vorhin aber brachte er mir meinen Trelawney zurück und meinte: „Hat mir eine schlaflose Nacht verursacht, der glorioſe Mensch, mußte ununterbrochen fortlesen bis an's Ende; hör mal, ich werde künftig ganz und gar Nichts dawider haben, wenn du behaupteſt, auch in unsern Zeiten gebe es Poesie und Poeten.“ Ei, sagt' ich, weil er eine so große Wirkung auf dich geübt, will ich auch meiner Freundin auf der Stelle von Trelawney sprechen.

Englands stolzer Aristokratie entsprossen, lernte dieser Mann die Unterdrückung schon im Flügelkleide hassen nicht nur, sondern auch bekämpfen, setzte schon als Knabe der unnatürlichen Härte seines Vaters und der grausamen Pedanterie einfältiger Lehrer den Widerstand einer Charakteranlage entgegen, die sich im Jünglingsalter bereits zu einer beispiellosen Willenskraft gestählt hatte. Als jüngerer Sohn frühzeitig in das wilde Seeleben hinausgeworfen, hat er während der Ueberfahrt nach Ostindien die Brutalität seiner Vorgesetzten zu erdulden und jede Beleidigung schreibt sich als unauslöschbare Racheforderung in sein Herz. In Bombay angekommen, zerbricht er das Sklavenjoch der Disciplin, nimmt Rache an seinen Peinigern und mit diesem Akt von seinem Vaterland und seinen Landsleuten, die ihm stets nur Pein bereitet, sich lossagend, wirft er sich hinaus in die indische Wüste, aufjauchzend in unbändigem Freiheitsgefühl, lechzend nach Kampf und Genuß. Er verbindet sich mit dem Capercapitain de Ruyter, einem ihm ähnlichen, nur mehr durch die Schule des Schicksals gereiften Mann von glühendem Republikanersinn, der in den ostindischen Meeren gegen die Engländer kreuzte. Die Thaten ihres gemeinsamen Piratenlebens, die Wunder, welche ihr Haß gegen die Sklaverei verrichtete, bilden, eingerahmt in die Scenerieen der prachtvollen Tropenwelt, eine Reihe von so wechselnden, spannenden, ergreifenden Gemälden, wie sie wohl nie ein Romantiker zu erfinden und zu schildern im Stande, um so weniger, da alle diese Abenteuer ihrer Außerordentlichkeit ungeachtet den unverkennbaren Stempel der Thatsächlichkeit an sich tragen, da sie deutlich wahrnehmen lassen, der Arm des Mannes, welcher sie niedergeschrieben, habe sie auch bestehen helfen. Ein heldenhafter Stahlklang geht durch dieses Epos,

welches von Anfang bis Ende Seelenzustände ebenso gut wie Naturzustände, Empfindungen wie Handlungen fühl- und greifbar uns vergegenwärtigt.

Wie durch Zauberei macht uns Trelawney überall heimisch, auf dem Meer wie in der Wildniß, im Bajaderenhaus wie in der Schiffskajüte, in dem Trachtengewühl orientalischer Bazars wie in der majestätigen Einsamkeit nie betretener Forsten. Wir sehen ihn mit den Bestien der Jungeln Brust an Brust ringen, wie auf dem Verdeck geenterter Schiffe mit Söhnen aller Länder Mann an Mann. Erzählt er von einem Schiffbruch, von den unsäglichen Qualen verzweifelnden Todes, fühlen wir uns von Entsetzen überrieselt, schildert er Schlachten, so erblicken wir die grimmen Gesichter der Fechtenden, sehen das Blut aus den rothen Wunden strömen, vernehmen das Geheul der Mahratten, der Malaien, Perser, Javanesen, mit denen er sich herumschlägt. Und ein so kühnes Naturleben, das alle Fesseln der Verbildung mit Eckel von sich wirft, kann gewiß auch nicht ohne Humor sein. Als einem unvergleichlich humoristischen Auftritt wohnen wir unter andern der Enterung einer chinesischen Dschonke bei, und was für ein herrliches Compositum von Laune und Gemüthlichkeit ist dieser Schiffsproviantmeister Louis, was für ein Prachtexemplar von einem Original dieser Schiffsdoktor Van Scolpvelt! und dann diese Fülle von Gemüth, von Liebe, von unbegränzter Hingebung, welche plötzlich aus der stählernen Brust Trelawney's hervorbricht, als er seine Zela, das wundersame Kind Arabiens gefunden, als ihr sterbender Vater sie ihm anverlobt, als er um ihre Liebe wirbt und sie ihm als Braut in die Arme sinkt. Wenn er hierüber, wenn er von Zela spricht, dann entsagt er der naiv epischen Ruhe, mit welcher er seine Fährlichkeiten berichtet, als habe sich das Alles nur so von selbst gemacht, und läßt das volle Herz in lyrischer Begeisterung überströmen, wie folgt:

Die Natur, als fürchtete sie die Nebenbuhlerschaft der Kunst, oder als sei sie entrüstet über ihre Anmaßungen, oder als verachte sie den Wettstreit mit einer so schwachen Feindin, oder als empfinde sie Eckel, daß ihre auserwähltesten besten Geschenke verschmäht, verzerrt und verdreht werden zu unansehnlichen Gestalten, zu dem, was man gesitteten Gesellschaftszustand nennt, hat sich von den volkreichen Städten in die Wüste und in einsame Gebirgsgegenden, ihre Lieblingsplätze, zurückgezogen; hier weilt sie, und tändelt mit ihren Lieblingskindern, der Ringeltaube, der Antilope und dem Barberpferde. Ein Kind der Wüste gleicht dem wilden Weinstock, der seine

blattreichen Ranken im Ueberfluß ausbreitet; wiewohl er im Vergleich mit eben dem Gewächse, wenn es sorglich angebaut und beschnitten wird, nur eine geringe Ausbeute gibt, so ist er doch weit schöner, wenn er in schwankenden Ringelchen vor den Wipfeln der Waldbäume herabhängt, als zugestutzt und an Zaunstecken gebunden. Der Weinstock und die Olive sind Kinder der Hügel und des Sandes, genährt von den Sonnenstralen. Das Pferd der Wüste und die Antilope sind die flüchtigsten und schönsten Thiere. Jener majestätische König unter den Vögeln, dessen Gefieder über den Juwelen, Diademen der Könige dieser Erde schwankt und triumphirend über einer königlichen Leichenbahre hängt, auch er bewohnt die sandige Wüste. Die kräftigsten Früchte, die duftigsten Blumen, die balsamischste Luft, das klarste, reinste Wasser trifft man zwischen Felsen und Sand, in der Einsamkeit und Freiheit gepflegt, da ist der Mensch in Gemeinschaft mit Gott und der Natur, bis seine Gefühle in Liebe und Verehrung sich vergöttlichen. Dort habe auch ich Jungfrauen gesehen, und Zela war eine von diesen, unbelehrt wie ihre wildesten Kinder, deren ausnehmende Lieblichkeit die Kunst der griechischen Bildhauer, ihre abgemessenen Linien und kalten Proportionen durch Schönheiten beschämten, welche Begeisterung und vollendete Wissenschaft zu entwerfen nie träumen konnten. Ich habe ihre Formen, Züge, ihren im Einklange verschmelzenden Ausdruck so lange betrachtet, bis meine überreizten Sinne, alle auf einen Punkt zusammengedrängt, mein Wesen so fesselten, daß ich vor übermäßigem Entzücken ohnmächtig wurde, und mein Herz, in zauberischen Empfindungen überfließend, in Seufzern und Thränen Linderung suchte. Welches Herz wäre so hart, daß es, nicht gerührt von ihrem stralenden, das Gehirn durchdringenden Blick, die Farben ihrer Augen untersuchen oder ihre Linien messen könnte, um zu sehen, ob sie nach der griechischen oder römischen Form gemodelt seien? Die Eule könnte eben so gut versuchen, ungeblendet in die Sonne zu sehen.

Nur wenn Zela abwesend war, konnte ich über ihre Züge nachdenken. Sie hatte gerade ihr vierzehntes Jahr zurückgelegt, und obgleich sie sogar im Morgenland noch nicht als reif angesehen war, so versprachen doch ihre Formen, welche gleich den Blättern einer vom sonnigen Westwind angefächelten Blüthe durch ihre Knospen hervorbrachen, die seltenste Schönheit und Lieblichkeit. Im Schatten auferzogen, hatte sie eine bleiche Hautfarbe und stach auffallend ab gegen die dattelfarbigen Frauen ihrer Umgebung, die sanfte, durchsichtige Klarheit ihrer Gesichtsfarbe war überraschend und noch gehoben durch Wolken des schwarzesten Haares. Sie sah aus wie ein einsamer, unverhüllter Stern in der Nacht. Die Breite und Tiefe ihrer klaren, zarten Stirne war zum Theil versteckt durch die glatte, seidenähnliche Linie, aus der ihr Haar sich emporhob, in üppiger Fülle überhing und ihren Glanz erhöhte. Den nämlichen Anblick gewährten ihre schimmernden, schön gezeichneten Augbrauen, die kühn über die Stirne sich zeichneten, an den äußersten Enden leicht hingezogen, aber nicht gewölbt. Ihre Augen waren voll, sogar für

eine Morgenländerin, aber weder funkelnd noch hervorstehend, sondern sanft, wie die einer Drossel. Nur wenn Freude, Ueberraschung oder Kummer sie bewegte, erweiterte sich die sternengleiche Iris und stralte, und dann war ihre Wirkung sehr beredt und zauberisch. Die deutlich gesonderten schwarzen Augwimpern, welche sie einfaßten, waren auffallend lang und sehr schön; wenn sie schlief, drängten sie sich gegen ihre bleichen Wangen und wölbten sich aufwärts.

Jener Theil des Auges, der gewöhnlich perlenweiß ist, war in dem ihrigen durch ein Hellblau gedunkelt, gleich der Blüthe der Purpurtraube oder dem durch den Morgennebel hindurchblickenden Himmel. Ihr Mund war harmonisch und lieblich, ihr Gesicht klein und oval, ein wellenförmiger Umriß unaussprechlicher Grazie senkte sich herab zu ihrem zarten, faltenlosen Nacken, hob sich dann an ihrem Busen, der gewölbt war und eben seine Formen entfaltete. Ihre Gliedmaßen waren etwas in die Länge gezogen, voll und gerundet; ihre Bewegungen rasch, doch nicht springend, leicht wie ein Zephyr. Wenn sie unter dem dichten Schatten jenes geheiligten Hindu-Baumes stand, der mit seiner herabhängenden Belaubung in Büscheln sie umgab, und von dem man sagt, daß in jedem seiner zusammengezogenen belebten Blätter eine Fee wohne, stellte ich mir vor, sie sei ihre Königin und müsse einem der Blätter entfallen sein, um zwischen den Blüthen zu spielen und zu tändeln.

Nie hatte ich die seltsame Gewalt der Liebe gefühlt, gesehen oder davon geträumt. Wahrlich, ich weiß nicht, wann, noch wie, oder wo und auf welche Weise sie Eingang in meine Gedanken fand. Es schien mir, ich erfülle nur eine Pflicht, eine mir dadurch heilige Pflicht, daß sie mir durch den gebietenden Ernst eines sterbenden Vaters auferlegt ward, der mir mit seinem letzten Athemzug sein verwaistes Kind anempfahl.

In der krystallhellen Reinheit der Jugend war dieß der erste ergreifende Auftritt, bei dem ich als Hauptperson handelte, und durch den die bis dahin verschlossene Quelle der guten Gefühle meines Herzens durch gewaltsames Anpochen geöffnet wurde; jetzt strömten Mitleiden, Kummer und Liebe aus demselben gleich einem angeschwollenen Waldbach, der Alles mit sich fortreißt.

Der arme gefangene kleine Vogel baute sein Nest in meiner Herzenskammer, während ich sie ruhig in meiner Kajüte wie in einem Käfig glaubte. Meine Besuche wurden länger und häufiger. Ich hielt ihre Hand in der meinigen, bis ich fühlte, daß ihre Wärme hergestellt sei, und bildete mir ein, sie glühe mit der meinigen. Die Luft um sie schien von süßem Wohlgeruch geschwängert zu sein. Sogar die Berührung ihrer Haare, welche reizender herabhingen, als die Zweige der Trauerweide, erfüllte meine Seele mit Leidenschaft, wenn sie meine Wangen küßten. Alle meine Sinne schienen ausnehmend geschärft und eine Welt neuer Gedanken und zarter Bilder in mir zu entstehen. Als ich endlich den vollen Stralenglanz ihrer großen dunkeln Augen schaute, da zitterten meine Glieder, meine Stimme bebte und mein Herz schlug in krampfhaften, raschen Schlägen. Ich hielt ihre Hand und

blickte sie an in sprachlosem Entzücken. Ob sie dieß bemerkte, weiß ich nicht; aber sie zog ihre Hand zurück und verschleierte den Glanz ihrer Augen. Es war genug; sie hatten mich durchzückt und das Feuer war unauslöschlich. Sie hatte einige Worte mit gebrochener Stimme gemurmelt, welche in meinen Ohren klangen, wie das Sumsen der Honigbiene oder wie das Trillern eines Singvogels, der in den Zimmthainen wohnt, und ihr Athem war süßer, als der Duft der Bäume, auf denen jener Vogel sich wiegt. Meine Sinne waren erschüttert durch die Macht dieser neuen Welt der Wonne, welche sie mir erschloß.

Reine, heiße, tiefe und unvergängliche Liebe war so in meiner Brust entzündet. Zela war von dem Tage an der Stern, welchen ich anbeten mußte; die Gottheit, an deren Altar ich den ganzen duftenden Weihrauch meiner ersten jungfräulichen Triebe, Gefühle und Leidenschaften darbrachte. Nie weihte sich ein heiliger Geweihter seinem Gott mit andächtigerer Inbrunst, als ich mein Herz Zela weihte. Wenn diese alberne Sterblichkeit zum Staube zurückkehrt, wenn der Geist sein Beingehäuse durchbricht und einer Taube gleich davonflattert, so wird er keinen Ruheplatz, keinen Olivenzweig finden, bis er mit Zelas Geiste wieder vereinigt ist; dann werden sie, zwei Sonnenstralen, sich vereinigen und in Ewigkeit fortschimmern.

Die Vergiftung einer Geliebten, von welcher ein solcher Kraftmensch wie Trelawney so weich und zärtlich spricht, durch eine rachsüchtige Bataveserin lähmt für einige Zeitlang nicht nur seine Thatenlust, sondern auch seine Thatkraft und er entschließt sich, nach Europa zurückzukehren. Hiemit brechen seine bis jetzt veröffentlichten Memoiren ab. Wir wissen aber anderwärtsher, daß eine Natur, deren eigentlichstes Element Handeln und Gefahren, eine Natur, die gleichsam instinktmäßig Heuchelei, Verschrobenheit und Tyrannei mit brennendem Haß verfolgt, nicht lange in dem langweiligen England zu weilen vermochte, dessen vielgerühmte Freiheit im Grunde doch nur eine Freiheit der Privilegirten ist. Darum verließ Trelawney sein Vaterland bald wieder, um für einige Zeit das poetische Wanderleben Byrons, dessen Freund er geworden, in Italien zu theilen und dann nach Griechenland zu gehen, als es die Fahne der Befreiung von türkischer Barbarei aufpflanzte. Seine Abenteuer als Guerillaführer für die Sache der Griechen finden wir in dem „Süd-östlichen Bildersaal", dem letzten Reisewerk des berühmten „Verstorbenen" so Interesse erregend berührt, daß wir nur lebhaft wünschen können, Trelawney möchte uns noch mit einer Fortsetzung seiner Memoirenepopee erfreuen.

Große Aehnlichkeit mit dieser haben die „Denkwürdigkeiten eines Neugriechen", deren Verfasser ebenfalls ein Engländer, Thomas Hope. Auch hier wird uns das Leben und Treiben des Orients in einer so ergreifend wahren Weise geschildert, die Zeitgeschichte der Türkei, Griechenlands und Aegyptens tritt in diesem Gemälde menschlicher Leidenschaften mit so scharfmarkirten Zügen hervor, daß ich wenige Bücher kenne, die mit so großer poetischer Anziehungskraft eine so bedeutende Belehrungsgabe verbinden. Noch näher verwandt aber mit der thatsächlichen Poesie Trelawney's zeigt sich der Autor des „Legitimen und die Republikaner", des „Virey", der „transatlantischen Skizzen", der „Lebensbilder aus beiden Hemisphären", des „Cajütenbuchs", der „deutsch-amerikanischen Wahlverwandschaften", des „Süden und Norden". Es ist dir bekannt, meine Freundin, wie außerordentlich diese Schriften mich angemuthet, und du erinnerst dich vielleicht, wie ich dir einst, von einer Reise zurückkehrend, voll Freude sagte: denk' dir, ich habe den Verfasser des Virey kennen gelernt! Ich irrte mich aber damals ganz und gar. Lassen wir vor der Hand die Person des neuen „großen Unbekannten", wie man ihn mit Hindeutung auf die lange gäng und gebe gewesene Bezeichnung Walter Scotts zu nennen angefangen, ganz aus dem Spiele, um die Betrachtung über seine Werke in das kurze Resumé zusammenzufassen, daß in ihnen die freie, große Natur nur mit unmerklicher Beihülfe der Kunst sich eine freie, große Poesie geschaffen. Ein urwaldfrischer Hauch weht durch alle diese Bücher, die, mit Ausnahme etwa des noch am künstlerischsten angelegten ersten, des „Legitimen und die Republikaner", keiner bestimmten Form der Dichtkunst angehören und so schon in ihrer Fassung den gegen alle Einschränkung protestirenden Republikanismus an den Tag legen, welcher sich als ihre politische Grundtendenz erweist. Diese Tendenz erscheint aber als keine hineingelegte, absichtliche, sondern als eine in den Verhältnissen ursprünglich begründete, von selbst aus ihnen sich ergebende. Absichtlicher mag wohl die immerwährende Gegenüberstellung des alten Europa und des jungen Amerika sein, von denen das erstere in allerdings kenntnißreichster, aber dann und wann zu greller Beleuchtung, das letztere mehr in verklärendem Licht erscheint. Eine ganz eigenthümliche Genialität zeigt uns der neue große Unbekannte in nationaler Charakteristik, wobei er die belebteste Veranschaulichung mit dem sichersten psychologischen Takt ver-

bindet. Indianer, Neger, Süd = und Nordamerikaner, Engländer und Irländer, Spanier und Creolen, Franzosen und Deutsche, sie alle sind in ihrer Wesenheit und ihren Angewöhnungen mit vollkommenstem Verständniß aufgefaßt und mit portraitähnlicher Treue reproducirt. Mit Vorliebe behandelt unser Autor den Menschen im freien Naturzustand, oder wenigstens in Zuständen, welche diesem gleichkommen, und nicht minder erheben sich auch seine Naturschilderungen dann zur hinreißendsten Gewalt, wenn er die Unermeßlichkeit des Meeres vor uns aufrollt oder uns Führer ist durch die grandiosen klimatischen Verhältnisse der neuen Welt. Die Natur in ihrer einsamen Jungfräulichkeit uns vorzuführen, darin ist er ganz unübertrefflich, und damit du gleich einen Beweis hievon in Händen habest, theile ich aus dem „Cajütenbuch" die Schilderung eines Irrrittes in einer Prairie von Texas mit, welchen der Besteher desselben also erzählt:

Der Tag war schon angebrochen, als ich erwachte. Mit den Träumen waren auch die trüben Gedanken verschwunden; ich fühlte scharfen Appetit, war aber doch noch frisch und munter. Nüchtern, wie ich war, beschloß ich, auch nüchtern die Richtung, die ich zu nehmen hätte, zu überlegen, legte vor Allem den Sattel, den Zaum an, brachte den Lasso in Ordnung und bestieg dann meinen Mustang. *) Ein neckender Geist hatte gestern den ganzen Tag seine Possen mit mir getrieben, mich meine Unbesonnenheit büßen lassen; dafür, hoffte ich, würde er mir heute gnädiger mitspielen, den Scherz nicht zu sehr Ernst werden lassen. Ich hoffte so, und in dieser Hoffnung begann ich meinen Ritt.

Ich kam an mehreren wunderschönen Inseln, den herrlichsten Pecans=, Pflaumen=, Pfirsichbäumen=Inseln vorbei. Es haben aber diese Inseln, so wie überhaupt die Wälder in Texas, das Eigenthümliche, daß ihre Baumarten nicht gemischt, sondern gewöhnlich ganz rein in ihren Baumschlägen sind. Selten trifft man eine Insel mit zweierlei Baumschlägen. Wie die verschiedenen Thiere des Waldes sich zu einander halten, so halten sich hier Lebenseichen zu Lebenseichen, Pflaumen zu Pflaumen, Pecans zu Pecans — nur die Rebe ist allen gemeinsam. Sie verwebt, verschlingt sie alle mit ihren zarten und doch kräftigen Banden. Mehrere dieser herrlichen Inseln betrat ich. Da sie nie sehr groß, und weder Gesträuch, noch Gestripp, stets aber das herrlichste Grün zum Fußteppich haben, so erscheinen sie so frisch, so rein, daß ich mich bei jedem solchen Eintritte auch immer verwundert umschaute. Es schien mir unmöglich, daß die sich selbst überlassene Natur so unglaublich rein sich erhalten sollte — unwillkürlich schaute ich mich um nach der Hand

*) Die Mustangs sind kleine, in Heerden von Tausenden wild durch die Prairien von Texas schweifende Pferde.

des Menschen, des Künstlers, sah aber nichts, als Rudel von Hirschen, die mich mit ihren treuen Augen unschuldig-naiv anschauten und erst, wenn ich näher kam, ausbrachen. Was hätte ich jetzt für ein Loth Pulver, eine Unze Blei und ein Kentucky Rifle gegeben! Immerhin heiterte mich der Anblick der Thiere auf, gab mir wieder eine gewisse Springkraft, eine Körper- und Geistesfrische, die mich ordentlich trieb, den Thieren nachzujagen. Auch mein Mustang schien etwas Aehnliches zu verspüren, er tanzte dann immer mehr mit mir, als er ging, wieherte frisch und munter in den Morgen hinein.

So ritt ich denn getrost weiter, Stunde auf Stunde. Der Morgen verging, Mittag kam heran, die Sonne stand hoch oben am wolkenlosen Himmel; der Appetit begann sich nun stärker zu melden, bald zum wahren Heißhunger zu werden, der schneidend in mir nagte. Ein gewisses Zehren in den Eingeweiden, ein krebsartiges Nagen, das allmälig eine schmerzlich peinigende Empfindung aufregte. Ich spürte die Fühlhörner, die Zangen, wie sie in meinen Eingeweiden herumwühlten, die zartesten Theile meines Lebensprinzipes angriffen. Auch meine Kräfte, am Morgen beim Erwachen so frisch, lebendig, fühlte ich zusehends abnehmen, eine gewisse Squeamishness, Geschmacklosigkeit, Ermattung über mich kommen.

Nagte jedoch der Hunger peinigend, so quälte mich der Durst folternd. Dieser Durst war wirklich eine folternde, eine höllische Empfindung, doch hielt er, so wie der Hunger, nie lange an; auch die Mattigkeit verging wieder, und es kam jedes Mal nach einem solchen Anfalle wieder eine Pause, während welcher ich recht leidlich fühlte. Die dreißig oder mehr Stunden, die ich nichts zu mir genommen, hatten meine von Natur starken Nerven mehr an- als abgespannt; — aber doch begann mir klar zu werden, daß dieses wiederholte Anspannen nicht lange mehr währen könne, ohne mich auch abzuspannen, denn bereits meldeten sich die Vorboten. Die Zuversicht und Besonnenheit, die mich im Ganzen genommen doch noch immer aufrecht erhalten, begannen zu schwinden, eine gewisse Verzagtheit, Geistesabwesenheit sich dafür einzustellen, in der mich so entsetzlich unbestimmte Traumbilder umschwirrten, daß mir die Sinne wirre wurden, ich wie ein Betrunkener von meinem Mustang herabhing. — Solche Vorboten, halbe Ohnmachten währten bis jetzt zwar nicht lange, immer kam ich wieder zu mir, gab dann dem Thiere die Sporen, und eilte wieder rascher vorwärts. Aber die qualvolle Empfindung, das entsetzliche Bewußtsein der Verlassenheit, die mich bei einem solchen Erwachen jedesmal durchdrang! Wie ich dann so hastig, gierig, halb wahnsinnig herumstierte — schaute, mir beinahe die Augen ausschaute, und doch nichts erschaute, als den ewigen und ewigen Ozean von Gräsern und Inseln. —

Ich war oft der Verzweiflung nahe, meine Angst so entsetzlich, daß ich wie ein Kind weinte, ja betete. Ja, zu beten begann ich jetzt, und seltsam, wie ich das Gebet des Herrn anfing, war es mir, als ob eine Stimme mir zuriefe, vorwürfe, warum ich mich nicht früher an ihn gewendet, der allein hier helfen könne? Ich betete nun so hastig, flehte so inbrünstig, in meinem

Leben habe ich nicht so heiß gefleht. Auch kam, wie ich jetzt nach diesem Gebete meine Augen zu ihm erhob, der in dieser seiner herrlichen Welt so sichtbar thronte, eine Zuversicht über mich, eine unbeschreiblich fromme, kindliche Zuversicht! Es war mir, als müßte ich erhört werden. Ich fühlte so gewiß, daß ich ganz getrost auf- und herumschaute, überzeugt, zu finden, was ich suche. — Und wie ich so schaue, denken Sie sich mein unaussprechliches Erstaunen, Entzücken! erschaue ich ganz in der Nähe, keine zehn Schritte, Pferd- und Reiterspuren. Bei dieser Entdeckung entfuhr mir ein Freudenschrei, der mir geradezu in die Himmel als Jubeldank für mein erhörtes Gebet dringen zu müssen schien. Es durchfuhr mich wie ein elektrischer Funke. Meine ganze Kraft und Zuversicht waren auf einmal wiedergekehrt. Es trieb mich, vom Pferde zu springen, die Erde, die diese Spuren trug, zu küssen. Freudenthränen rollten mir aus den Augen, über die Wangen, wie ich nun jubelnd meinem Thiere die Zügel schießen ließ und mit einer Hast davon ritt, als ob die Geliebte meines Herzens mir vom Ziele herüber winkte. Nie hatte ich gegen die Vorsehung so dankbar gefühlt, als in dieser Stunde. Während ich ritt, betete ich, und während ich betete, trat mir wieder die Größe meines Schöpfers so siegend aus seinen herrlichen Werken vor Augen! Ich öffnete sie jetzt weiter, denn je, um mich ganz von ihm und seiner herrlichen Natur durchdringen zu lassen. — Wohl herrlichen Natur! Der Mensch, der auf diesem Boden steht, und nicht von der Größe und Allmacht seines Schöpfers durchdrungen wird, der muß Thier, ganz Thier sein. Der Gott Moses, der aus dem glühenden Dornbusche sprach, ist ein Kindergott gegen den Gott, der hier allergreifend vor die Augen tritt, klar, greiflich aus dieser unermeßlichen Wiesen-, Insel- und Baumwelt vor Augen tritt. Nie zuvor war er mir so groß vorgekommen. Ich erschaute ihn so klar, ich glaubte, ihn greifen zu können, seine Stimme tönte mir in die Ohren, seine Herrlichkeit durchdrang mich, erfüllte meine Seele mit einem süßen Rausche, der etwas von Verzückung an sich hatte. Nun ich das Ende meiner Pein, meine Rettung mit Gewißheit voraussah, wollte ich mich gleichsam zum Abschiede noch letzen mit ihm und seinem herrlichen Werke. Es lag so grandios vor mir, so ruhig, so ozeanartig mit seinen, Hunderte von Meilen in jeder Richtung hinwogenden Gräsern, den schwankend-schwimmenden Inseln, die in den goldenen Stralen der Nachmittagssonne wirklich schwebend und schwimmend erschienen, während wieder hinten und seitwärts wogende Blumenfelder, in den fernen Aether hinaufschwellend, Himmel und Erde in eine und dieselbe Glorie verschmolzen. So bot sich die Prairie gegen Westen dem Auge dar. Gegen Süden erschien sie, wo möglich, noch zauberischer. Lichte — golden und blau gewirkte Schleier — umhingen da die entfernteren Inselgruppen, ihnen zeitweilig ein dunkles Bronze-Colorit verleihend, das wieder in der nächsten Minute durch einen leichten Luftzug in die hellste Farbenpracht aufflammte. Wie siegend brachen bei jedem solchen Luftzuge die Stralen der Sonne diese himmlischen Schleier durch, und die kolossalen Baummassen schienen mit dem

Luftstrome heran zu schwimmen, zu tanzen durch die unglaublich transparente Atmosphäre. Ein unbeschreiblich glorioser Anblick! Vor mir der endlose Wiesen- und Blumenteppich mit seinen Myriaden von Prairierosen, Tuberosen und Mimosen, dieser so lieblich, sinnig-zarten Pflanze, die, so wie Ihr in ihre Nähe kommt, mit ihren Stengeln und Blättern sich aufrichtet, Euch gleichsam anschaut und dann zurückschrickt, so sichtbar zurückschrickt, daß Ihr staunend anhaltet und schaut, gerade als ob Ihr erwartetet, sie würde Euch klagen, diese seltsame Pflanze! Ehe die Hufe mines Mustangs, oder seine Füße sie berührten, schrack sie schon zurück; in der Entfernung von fünf Schritten sah ich sie schon aufzucken, mich gleichsam scheu, verschämt, vorwurfsvoll anblicken, und dann zusammenschrecken. Der Stoß nämlich, den der Pferde- oder Menschentritt verursacht, wird der Pflanze durch ihre langen, horizontal liegenden Wurzeln mitgetheilt, die, erschüttert, auch Stengel und Blätter zucken machen. Ein wirklich seltsames Zusammenzucken — Schrecken! Erst wenn Ihr eine Strecke geritten, erhebt sie sich wieder, aber zitternd und bebend, und ganz wie eine holde Jungfrau, die durch eine rohe Hand betastet, auch bestürzt und erröthend das Köpfchen, die Arme sinken läßt, sie erst, wenn der Rohe gegangen, wieder erhebt.

In einer Lage, wie die war, in der ich mich befand, ist man eigenthümlich weich und empfindsam gestimmt. Unsere Roastbeefs, glauben Sie mir, tragen viel dazu bei, uns mit ihrem Fleische und Safte auch halb und halb die dicke Haut der vierfüßigen Thiere, von denen sie stammen, beizulegen. Aber nun hatte ich die vierzig und mehr Stunden weder Roastbeef noch sonst etwas Genießbares über die Zunge gebracht, und daher denn auch die zarten, frommen Empfindungen. Sie sind wieder großentheils späteren Eindrücken gewichen, bis auf eine, die ich eine Offenbarung meines Gottes nennen möchte, und die mich durchdrang, um nimmermehr zu weichen. Ich habe mir, so mag ich wohl sagen, einen neuen, einen lebendigen Gott gewonnen, einen Gott, den ich früher nicht kannte, denn mein früherer Gott war der Gott meines Predigers; der, den ich in der Prairie kennen gelernt, ist aber mein eigener Gott, mein Schöpfer, der sich mir in der Herrlichkeit seiner Werke geoffenbart, der mir von dieser Stunde an vor Augen stand und stehen wird, so lange Odem in mir ist.

Doch zurück zu kehren zu meiner glücklich gefundenen Spur, so ritt ich und ritt wohl eine Stunde, als ich plötzlich mir zur Seite eine zweite Spur — erschaute. Sie lief in paralleler Richtung mit der, welcher ich folgte — Wäre es möglich gewesen, meinen Jubel zu erhöhen, so würde diese gefundene zweite Spur es bewirkt haben; so stärkte sie bloß meine Zuversicht. Jetzt schien es mir unmöglich, den Ausweg aus dieser entsetzlichen Prairie nicht zu finden. Zwar fiel es mir als einigermaßen sonderbar auf, daß zwei Reiter in dieser endlosen Wiese zusammengetroffen, ihren Weg fortgesetzt haben sollten; aber die beiden Pferdespuren waren einmal da, liefen traulich neben einander, setzten ihr Dagewesensein außer allen Zweifel. Auch zeigte ihre Frische,

daß sie nicht vor langer Zeit durchgeritten sein konnten. Vielleicht, daß es noch möglich war, sie einzuholen? Der Gedanke trieb mich zur größtmöglichen Eile. Ich ritt, was mein Mustang nur durch die ellenhohen Gräser und Blumen traben konnte; aber, obwohl ich nun eine — zwei — ja drei Stunden wieder scharf ritt, Reiter bekam ich doch keine zu sehen. Zehn Meilen konnte ich ringsum überschauen, aber nirgends etwas Reiterähnliches! Zwar lagen einige Inseln vor mir, aus einer dieser Inseln glänzte mir ein ähnliches Silber-Phänomen, wie das — welches ich den vergangenen Tag gesehen, entgegen — aber jetzt zog mich kein Phänomenglanz mehr an. Um einen der Reiter hätte ich alle Phänomene, alle Silberwerke der Erde gegeben. Zuletzt mußte ich doch auf sie treffen, denn die Spuren lagen vor mir, mußten zu ihnen führen, wenn — ich sie nur nicht verlor? Daß dieses Unglück mir nicht begegne, war meine größte Sorge. Alle meine Geisteskräfte im Auge concentrirt, ritt ich nun Schritt für Schritt. — So verging wieder eine Stunde — eine zweite — der Nachmittag wandte sich dem Abend zu — die Spuren liefen immer noch fort, das tröstete mich. Zwar begannen jetzt meine Kräfte zusehends abzunehmen — ich merkbar matter zu fühlen, das krebsartige Nagen kam heftiger, der Mund wurde mir faul, geschmacklos, das Innere kalt, der Magen schlaff, die Glieder wurden schwer, das Blut fühlte kalt in den Adern; — die Anwandlungen von Ohnmacht meldeten sich häufiger, stärker; aber eigentlichen Hunger und Durst fühlte ich nicht mehr an diesem zweiten Nachmittage, nur, wie bemerkt, eine starke Abnahme der Kräfte, und mit dieser stellte sich eine Schwäche aller Organe, aller Sinne ein, die mich mit neuem Schrecken erfüllte. Es wurde mir trübe vor den Augen, dumpf um die Ohren, der Zaum begann mir kalt und schwer zwischen den Fingern zu liegen, in den Gliedern wurde eine gewisse schmerzhafte Empfindsamkeit fühlbar, es war mir, als ob Nacht über mich, mein Sein hereinbräche.

Immer ritt ich jedoch fort und fort. Endlich mußte ich doch auf einen Ausweg stoßen, die Prairie irgendwo ein Ende haben. Freilich war das ganze südliche Texas eine Prairie, aber doch hatte diese Prairie wieder Flüsse, und in der Nähe dieser Flüsse mußte ich auf Ansiedelungen stoßen; ich durfte nur dem Laufe eines dieser Flüsse fünf oder sechs Meilen folgen, und war gewiß, auf Häuser und Pflanzungen zu treffen. Wie ich so mich tröstend fortritt und schaute, und abermals schaute, ob denn noch keiner der Reiter zu sehen, gewahre ich plötzlich eine dritte Pferdespur, in der That und Wahrheit eine dritte Pferdespur, die wieder parallel mit den zweien, denen ich nachritt, fortlief. Nun waren meine seit einigen Stunden gesunkenen Hoffnungen plötzlich wieder neu belebt. Jetzt konnte es mir doch gewiß nicht mehr fehlen; drei Reiter mußten eine bestimmte, zu irgend einem Ziele führende Richtung genommen haben? welche, war mir gleichviel, wenn sie nur zu Menschen führte. Zu Menschen, zu Menschen! rief ich jauchzend, meinen Mustang zu erneuter Eile antreibend.

Die Sonne sank das zweite Mal hinter den hohen Baumwipfeln der westlichen Inseln hinab; — die in diesen südlichen Breitegraden so schnell einbrechende Nacht brach abermals herein; — von den drei Reitern aber — war noch immer nichts zu sehen. Ich fürchtete, in der so schnell überhand nehmenden Dunkelheit die Spuren zu verlieren, hielt daher, als die Dämmerung in Nacht zu verschwimmen begann, vor einer Insel an, schlang das eine Ende des Lasso um einen Baumast, die Schlinge um den Hals des Pferdes, und warf mich dann ins Gras.

Rauchen konnte ich nicht mehr, die Cigarren schmeckten mir so wenig, als der Dulcissimus; schlafen konnte ich eben so wenig. Kam auch zuweilen der Schlummer, so wurde er jedesmal durch krampfhaftes Auf- und Zusammenschrecken unterbrochen. — Es gibt nichts Gräßlicheres, als matt und schwach, und von Hunger und Durst gefoltert und zernagt, nach Schlaf zu ringen und doch nicht schlafen zu können! Es war mir, als ob zwanzig Zangen und Marterwerkzeuge in meinem Innern wütheten. So lange die Bewegung zu Pferde angehalten, hatte ich diese Pein weniger gespürt, aber jetzt wurde sie wahrhaft furchtbar. Zugleich spielten so gräßliche Phantome um mich herum! — Ich werde diese Nacht alle Tage meines Lebens nicht vergessen.

Kaum war die Morgendämmerung angebrochen, so raffte ich mich auch wieder auf; aber es dauerte lange, ehe ich den Mustang gerüstet hatte. Der Sattel war mir so schwer geworden, daß ich ihn nur mit Mühe dem Thiere auf den Rücken hob; sonst warf ich ihn mit zwei Fingern auf, jetzt vermochte ich es kaum mit Anstrengung aller meiner Kräfte. Noch größere Mühe kostete es mich, den Gurt zu befestigen; doch kam ich endlich zu Stande und bestieg abermals mein Thier, die Spur so rasch verfolgend, als es uns beiden nur möglich war. Mein Mustang war — wie Sie leicht denken mögen, von dem achtundvierzigstündigen Ritte gleich stark mitgenommen, ein Glück übrigens für mich, denn frisch und munter hätte er mich bei dem ersten Seitensprunge abgeworfen. Selbst jetzt vermochte ich mich kaum mehr im Sattel zu halten, hing wie ein Automat von dem Rücken des Thiers herab, das weder um Sporen noch Zügel sich mehr viel kümmern zu wollen schien.

So mochte ich wieder eine oder zwei Stunden geritten sein, als ich plötzlich und zu meinem größten Schrecken die drei Pferdespuren — verschwunden sah. Ich schaute, ich starrte; mein Schrecken wurde zum Entsetzen, aber sie waren und blieben verschwunden. Noch immer traute ich meinen Augen nicht. Ich schaute, prüfte nochmals, ritt zurück, wieder vorwärts, schaute auf allen Seiten, prüfte aufmerksam, nahm, wie wir zu sagen pflegen, alle Geisteskräfte im Sehorgane zusammen; — aber sie waren und blieben verschwunden. Sie kamen bis auf den Punkt, wo ich hielt, hier aber hörten sie auf; auch nicht die geringste Spur weiter. Bis hieher waren die Reiter gekommen und keinen Schritt weiter. Sie mußten hier gelagert haben, denn ich fand das Gras in einem Umkreise von fünfzig bis sechzig Fuß zertreten.

Wie ich so schaue, gewahre ich etwas Weißes im Grase. Ich steige ab, gehe darauf zu, hebe es auf. Gott im Himmel! Es war das Papier, in das ich meinen Virginia-Dulcissimus gewickelt, das ich die letzte Nacht weggeworfen! Ich war auf derselben Stelle, wo ich übernachtet! war also meiner eigenen Spur nachgeritten, im Cirkel herumgeritten!

Ich stand wie vernichtet, keines Gedankens mehr fähig. So hatte mich die gräßliche Entdeckung niedergeschmettert, daß ich wie ein Klotz in dumpfer Verzweiflung neben meinem Mustang niedersank, nichts wünschend, als so schnell wie möglich zu sterben. — Ein Schlag vor den Kopf, der mich aus der Welt gefördert, wäre mir jetzt als die größte Wohlthat erschienen.

Wie lange ich lag, weiß ich nicht. Lange mußte es gewesen sein, denn als ich mich endlich doch wieder aufraffte, war die Sonne tief am westlichen Himmel herabgesunken. Ich verwünschte sie jetzt sammt der Prairie und war so wild! Wäre ich bei Kräften gewesen, ich hätte sehr wild gethan, aber ein dreitägiges Fasten in einer Prairie zähmt jede, auch die exorbitanteste Wildheit, versichere Sie. Ich war nicht nur körperlich, auch geistig so reducirt, das ich weder Flüche, noch einen andern Gedanken festzuhalten vermochte, mir absolut nicht erklären konnte, wie es gekommen, daß ich meiner eigenen Spur nachgeritten. Später wurde mir dieses freilich klar. Was ich für fremde Reiterspuren gehalten, waren meine eigenen gewesen. Ohne Landmarke, ohne Wegweiser war ich im Cirkel herum, und während ich vorwärts zu kommen glaubte, rückwärts geritten. Ich war, wie ich später erfuhr, in der Jacinto-Prairie, einer der schönsten von Texas, an die siebzig Meilen lang und breit, ein wahres Eden, die auch das mit dem Paradiese gemein hat, daß sie so leicht verführt. Selbst erfahrene Jäger wagten sich nicht leicht ohne Compaß in diese, von der Menschenhand kaum noch betretene Wiesen- und Inselwelt. Wie hätte ich mich also zurechtfinden sollen, ein so eben vom Collegium gekommener, zweiundzwanzigjähriger, unerfahrener Frischling! Meine Lage war in der That gräßlich. So ganz hatte mir die furchtbare Entdeckung die Kraft geraubt, daß ich mich nur mit vieler Anstrengung auf dem Rücken meines Thieres hielt, mich ihm absolut willen-, ja kraftlos überließ. Was jetzt noch kam, war mir gleichgültig. Den Zaum um die Hand gewunden, klammerte ich mich so stark, als ich es vermochte, an Sattel und Mähne, das Thier in Frieden gehen lassend. Hätte ich es doch früher gethan! Wahrscheinlich wäre ich dann nicht in diese äußerste Noth gerathen, der Instinkt würde das Thier zweifelsohne einer Pflanzung zugeführt haben. Das ist jedoch das Eigenthümliche unserer Unbesonnenheiten, daß die erste immer einen ganzen Train anderer nach sich zieht, so unaufhaltsam nach sich zieht, daß man gar nicht mehr zu einer ruhigen, leidenschaftslosen Anschauung kommen kann. — Die erste Unbesonnenheit begangen, war ich kopflos, wie ein wahrer Thor, herumgeritten, und doch! käme heute ein Anderer in meine Lage, Hundert wollte ich gegen Eins wetten, er zöge sich nicht besser aus der Teufelei.

Nur so viel weiß ich mich von diesen entsetzlichen Stunden her noch zu erinnern, daß mein Mustang einige Male in der Luft herumschnopperte, dann aber eine entgegengesetzte Richtung, und zwar so rasch einschlug, daß ich nur mit größter Mühe mich in dem Sattel zu behaupten vermochte; denn jetzt schmerzten alle meine Glieder so furchtbar, daß jeder Tritt des Thieres mir zur wahren Folter wurde, ich oft in Versuchung kam, Knopf und Mähnen fahren und mich herabsinken zu lassen. Wie lange ich so herumgeschleppt ward, weiß ich nicht, noch wie ich bei einbrechender Nacht von dem Rücken des Thieres kam. Wahrscheinlich verdankte ich es dem Lasso, daß es so geduldig mit mir umsprang. — Wie ich die Nacht zugebracht, das mag der Himmel wissen. Ich war keines Gedankens mehr fähig, ja, wenn ich einen zu fassen versuchte, zuckte es mir so schmerzlich durch das Gehirn, als ob eine Zange darin herumwühlte. Alles that mir weh, die Glieder, die Organe, mein ganzer Körper. Ich war wie auf dem Rade zerbrochen. Meine Hände waren abgemagert, meine Wangen eingefallen, meine Augen lagen tief in den Höhlen; — wenn ich mir so im Gesichte herumfühlte, entfuhr mir immer ein idiotisches, halb wahnsinniges Lachen; — ich war in der That dem Wahnsinn nahe. — Des Morgens, als ich aufstand, vermochte ich kaum mich auf den Füßen zu erhalten, so hatten mich der viertägige Ritt, die Anstrengung, Angst und Verzweiflung heruntergebracht. Man behauptet, der gesunde Mann könne neun Tage ohne Nahrung aushalten; vielleicht kann er es, in einer Stube oder einem Gefängnisse, aber sicher nicht in einer Texas-Prairie. Ich bin überzeugt, den fünften Tag hätte ich nicht überstanden. Wie ich auf den Rücken meines Mustang kam, ist mir noch heute ein Räthsel; wahrscheinlich hatte er ermüdet sich gelagert und war so mit mir, der ich mich in den Satiel einsetzte, aufgestanden. Sonst wüßte ich wahrhaftig nicht, wie ich hinaufgekommen; aber hinauf kam ich, Dank dem Lasso, den ich instinktartig, wie der Ertrinkende, keinen Augenblick aus der Hand gelassen. Jetzt verschwamm Alles so chaotisch vor meinen Augen, daß es Momente gab, wo ich mich nicht mehr auf dieser Erde wähnte. Ich sah die herrlichsten Städte, wie sie die Phantasie des genialsten Malers nicht grandioser hervorzuzaubern vermag, mit Thürmen, Kuppeln, Säulenhallen, die bis zu den Sternen hinaufreichten; wieder die schönsten Seen, statt mit Wasser, mit flüssigem Golde und Silber gefüllt; Gärten, in den Lüften schwebend, mit den lockendsten Blumen und Bäumen, mit den herrlichsten Früchten; aber ich vermochte es nicht mehr, auch nur die Hand nach diesen lüsternen Früchten auszustrecken, so schwer waren mir alle meine Glieder geworden. Jeder Schritt des Thieres verursachte mir jetzt die gräßlichsten Schmerzen, die geringste Bewegung, Erschütterung, wurde zur wahren Qual; die Eingeweide brannten mir wie glühende Kohlen, es riß darin herum, als wenn Skorpione da wühlten; Gaumen und Zunge waren vertrocknet, die Lungenflügel wie verschrumpft, während die Hände, die Füße zu fühlen waren, als ob sie nicht mehr Theile meines Körpers — fremdartige, mir angesetzte Marterwerkzeuge — wären.

Bloß so viel weiß ich mich noch dunkel zu entsinnen, daß es mir plötzlich an den Kopf, um die Ohren schlug — ob wirkliche Schläge, ob Laute oder Töne, kann ich nicht sagen; — es war etwas wie Gestöhne, das ich zu hören glaubte, ein Röcheln, das mir dumpf in die Ohren drang, vielleicht mein eigenes, vielleicht auch fremdes. — Sinne und Bewußtsein hatten mich nun beinahe gänzlich verlassen. Nur sehr dunkel schwebt es mir vor, als wenn ich an Blätter und Zweige gestreift, denn es sauste mir in den Ohren, wie Knacken, Brechen der Aeste; — auch hielt ich mit der letzten Kraft an etwas, — was es war, ob Sattel, ob Mähnen oder sonst etwas, weiß ich gleichfalls nicht; — dieser Halt entfuhr mir, — die Kraft verließ mich, — ich sank.

Ein Schlag, wie der Donner eines losgebrannten Vierundzwanzigpfünders, ein Sausen, Brausen, wie das des Niagara-Cataractes, — ein Wirbeln, als ob ich in den Mittelpunkt der Erde hinabgerissen würde, ein Heer der gräulichsten Phantome, die von allen Seiten auf mich einstürmten, mich umkreisten, umtobten! — Und dann eine Musik, wie aus höheren Sphären, glänzende Lichtgestalten, ein sich vor meinen Blicken öffnendes Elisium! —

Wieder ein schmerzlicher Stich, der mir siedend, glühend durch die Kehle, die Eingeweide brannte, mich wie in lichterlohen Flammen auflodernd fühlen ließ. Etwas, als ob der entwichene Lebensfunke wieder zurückkehrte, die Lungenflügel sich öffneten, als ob es heiß durch die Glieder und Adern quirle, mir in Kopf und Augen dränge. Sie öffneten sich.

Ich schaute auf, um mich.

Ich lag auf der Rasenbank eines schmalen, aber tiefen Flusses. —

Und glaubst du wohl, meine Freundin, daß der Autor, welcher sich dergestalt in amerikanische Natur hineinzuleben vermochte, ein Deutscher ist, der die neue Welt nie gesehen? So ist es. Jener geborne Nordamerikaner, Seatsfield, den man unter Anderen für den neuen Unbekannten hielt, hat nur durch Reisetagebücher das rohstoffliche Material geliefert, der Ruhm der Verarbeitung gebührt einem deutschen Dichter von berühmtem Namen, dessen hartnäckig bewahrte Anonymität auf weit ernsteren Gründen beruht als auf eiteln Mystifikationsgrillen.*) Willst du Beweise für meine Behauptung, so kann ich sie dir in vollem

---

*) Der Ernst dieser Gründe ist so groß, daß der Verfasser, nur um nicht errathen zu werden, der kunstvolleren Fassung seiner Bücher, wie sie sich im ersten derselben bemerkbar macht, in den folgenden ganz entsagt, nicht selten seine Darstellung in eine augenscheinlich absichtliche Verwilderung hineinhetzt und seinen Styl zu einer athemlosen Zerfahrenheit corrumpirt, wie sie in „Süden und Norden“ unerfreulich genug vorherrscht.

Maaße geben, aber auch nur dir allein, weil eine Veröffentlichung des Geheimnisses von meiner Seite ein Wortbruch wäre. Oder begnügst du dich, statt neugierig zu werden, damit, meinen Nationalstolz zu belächeln, der nicht zu verschweigen vermochte, daß dichterische Erzeugnisse, die ohne Widerrede zu dem bedeutendsten unserer Zeit zu rechnen sind, von einem Deutschen herrühren?

13.

Ferdinand Freiligrath.

Da ich dir gerade von Poeten gesprochen, deren Phantasie hinausgreift über die europäischen Binnenverhältnisse und hinein in die sonnige Glut des Ostens oder in die Schöpfungswunder der westlichen Zone, so scheint es mir gerade am rechten Ort, über Ferdinand Freiligrath zu berichten, dessen poetische Sehnsucht ja gleichfalls aus den policirten deutschen Zuständen hinausringt in die ungezähmte Freiheit des Meeres und der Wildniß, um sich da zu behagen, wo die Möve fliegt und der Sturm durchs Tackelwerk pfeift oder wo die Boa sich ringelt, der Wüstenkönig seine brüllenden Jagden abhält und der braune Beduine blitzschnell wie ein Phantom durch den Sand hinsprengt. Freiligrath hat darum viele Mißdeutung erfahren. Die Einen meinten, seine ganze Richtung sei nicht originell, sei schon längst durch Chamisso betreten, mit dem er auch die Hinneigung zum Gräßlichen gemein habe, die Andern riefen ihm das Sprüchwort zu: Bleibe im Lande und nähre dich redlich! Beiderlei Scheelsucht ist durch den ganz ungewöhnlichen Erfolg beschämt worden, den Freiligrath gehabt und noch immer hat. Inwiefern dabei der uralte deutsche Hang und Drang nach Fremdem mit in's Spiel gekommen, braucht nicht untersucht zu werden, genug, wir folgten Freiligrath gerne, wenn er, ein lyrischer Abenteurer, nach fernen Küsten schweift, um das deutsche Liederbanner denselben aufzupflanzen, damit wenigstens unsere Phantasie eroberungslustig und mit klingendem Reimspiel von ihnen Besitz ergreife. Wir Deutsche bescheiden uns, das zu phantasiren, was andere Nationen thun, von dem zu dichten, wonach sie trachten, wir leben im Geiste, sie aber in der Wahrheit. — — Freiligrath indessen gebührt die Anerkennung, daß er uns das Heimischwerden in fremden Zonen sehr wahrscheinlich zu machen weiß, denn er selbst ist dort heimisch; er dilettirt nicht nur mit Schönheiten und Schrecken des Ozeans und der Wildniß, er ist vertraut mit ihnen, wie ein sonstiger Lyriker

mit den Reizen seines Liebchens, bis in's Speziellste hinein, der Athem des Meeres athmet wirklich in seinen Gedichten und die exotische Tropenwelt blüht, blendet und schreckt wesenhaft in ihnen. Das eben stellt ihn so hoch über seine Nachtreter, denen man so schnell ansieht, daß es ihnen in den Freiligrath'schen Zonen nicht so recht heimlich ist, und die zwischen den Palmen immer ihr langweiliges Magistergesicht hervorgähnen lassen oder den Freiligrath'schen Dromedaren und Löwen den Sattel der Langeweile auflegen, um die im nordischen Klima schnell zahm und siech gewordenen Thiere gründlichst zu Tode zu reiten. Man hat uns vielfach zugemuthet, solche Ritte mit anzusehen, und wäre es doch heiligste Pflicht für unsere Antithierquälereivereine gewesen, gegen derartige Barbarei einzuschreiten.

Meerwärts also richtet sich einerseits Freiligraths Poesie mit Vorliebe, andererseits wüstenwärts. Wie sie sich in ersterer Richtung hin äußert, zeigt besonders seine Apostrophe „an das Meer", welche Wesen und Form von Freiligraths Dichten treulich charakterisirt:

O Meer, verlieh'st du nicht den brennendrothen Saft,
Den heil'gen Purpur, draus man Kön'gen Mäntel schafft,
Den Männern von Beryt und Tyrus?
O finst'res Meer, lag nicht in deiner grauen Flut
Die dunkle Röthe, die mit königlicher Glut
Umfloß den Heldenleib des Cyrus?
O du, des schwärzlichen Meergottes farb'ger Sohn,
Purpur, bedecktest du nicht Alexanders Thron
Im Land der Inder und der Scythen? —
O Meer, dein dunkler Schooß verbirgt ein Labyrinth
Von Wundern; — ist nicht auch die Perl', o Meer, dein Kind?
Gebarst du nicht selbst Aphrodite'n?
Ja, du bist reich! ich sah bis auf den Grund dich, Meer!
Wie dem von Sidon du die Muschel gabst, daß er
Den Purpur auf die Wolle drücke:
So hast du meinem Blick dein Inn'res aufgethan,
So ließest du im Geist mich deine Pracht empfah'n,
Auf daß sie meine Lieder schmücke.
Die alten Schätze, die auf deinem Boden ruh'n,
Die Horte, die man einst in dich versenkt, die Truh'n,
Die durch das blaue Wasser blitzen;
Die Drachen, deren Mund blutrothe Flammen speit,
Die, Scepter in den Klau'n, im Scharlachschuppenkleid
Das anvertraute Gut beschützen;

Die Schlange, deren Leib, gleichwie ein Meridian,
Die halbe Welt umspannt, die Keines Augen sah'n,
Als meine, die mit sieben Zungen
Das Eis des Nordpols leckt (— es schmilzt von ihrem Hauch,
Die Gleichersonne sengt durch's Wasser ihren Bauch,
Den Südpol hält ihr Schweif umschlungen);
Die Städte, die dein Mund in seine Tiefen riß —
(Als Wächter steh'n am Thor und fletschen das Gebiß
Meermänner mit blutgier'gen Blicken —);
Den Seepolypen, der mit haar'gen Armen zuckt,
Den Leviathan, der den Mond dereinst verschluckt,
Wenn er vom Himmel fällt in Stücken;
Das Grab Neptuns — in das, als er gestorben war,
Als ihn kein Steuermann mehr rief in der Gefahr,
Als jeder sich an Heil'ge wandte,
An Fischefänger auf dem See Genezareth,
Und nicht an ihn mehr, dem der Aethiop das Fett
Von hundert Stieren einst verbrannte —
Sein Grab, in welches ihn ertrunk'ne Römer und
Hellenen — sie auch, die der rothgefärbte Sund
Von Salamis verschlang — begruben,
Sich drüber legten, und — o, welch ein Leichenstein! —
Aus ihrem eigenen verwitterten Gebein
Dem todten Gott ein Mal erhuben;
Die Flaschen, die der Ring des Salomo verschloß,
Die seit Jahrtausenden dein Wasser schon umfloß;
Die Krüge, gläsern oder irden,
In denen Geister sind, entsetzlich von Gestalt,
Die losgelassen dich, o Weltmeer, wie Asphalt
In lichte Flammen setzen würden: —
All' hab' ich es geseh'n! — du hast dich mir gezeigt,
Auf daß mein Mund von dir und deinen Wundern zeugt,
Uraltes Meer, vor meinem Sterben.
Du reichst den Purpur mir: mein Lied ist das Gewand,
Auf dem er glühen soll, ich tauche mit der Hand
In deine Flut, mein Lied zu färben.
Sieh', wie es funkelt! sieh', schon glänzt es purpurroth,
Schon glüht es farb'ger, als die Flagge, die das Boot
Aus China schmückt vor Surabaya!
Schon geht es, buntgeschuppt, in seiner Pracht einher;
Dem Goldfisch ist es gleich, dem blitzenden, wenn er
Sich sonnt im Busen von Biscaya.

Ein nicht minder charakteristisches Gegenstück zu dieser Meerhymne bildet das farbenglühende, afrikanische Wüstengemälde „Mirage“, welches der Dichter mit passender Introduktion im Hafen von Venedig auf Desdemona's Aufforderung hin durch Othello entwerfen läßt:

Mein Auge mustert unruhvoll des Hafens wimpelreich Revier,
Doch deines richtet lächelnd sich auf meines Hutes Federzier:
„Von deinen Wüsten hör' ich gern in einer meerumrauschten Jacht;
Ein Bild aus dem Gebiete drum, das diesen Schmuck hervorgebracht!“
Wohlan! ich lege meine Stirn in's Hohle meiner rechten Hand!
Die Wimper fällt, die Schläfe fliegt — sieh' da, der Oede glüh'nder Sand!
Die Lagerplätze grüßen dich des Volks, dem ich entsprossen bin;
In ihrer brand'gen Wittwentracht tritt die Sahara vor dich hin.
Wer trabte durch das Löwenland? von Klau'n und Hufen zeugt der Kies.
Tombuktu's Karavanenzug! — am Horizonte blitzt der Spieß!
Die Banner weh'n, im Staube schwimmt des Emirs purpurn Ehrenkleid
Und des Kameeles Haupt entragt dem Knäu'l mit ernster Stattlichkeit.
Sie reiten im gedrängten Troß, wo sich vermengen Sand und Luft:
Sieh' da, verschlungen hat sie schon der Ferne schwefelfarbner Duft!
Allein verfolgen ohne Müh' kannst du der Flücht'gen breite Spur:
Was sie verloren, Mal an Mal durchschimmert es die Körnerflur.
Das erste — wie zum Meilenstein daliegt's: ein todtes Dromedar!
Auf dem Gestürzten, federlos die Hälse, sitzt ein Geierpaar;
Sie zieh'n das lang entbehrte Mahl dem prächt'gen Turban drüben vor,
Den in des Rittes wilder Hast ein junger Araber verlor.
Und nun: Schabrackenstoff umfliegt der Tamariske dorn'gen Strauch;
Daneben, staubig und geleert, ein jäh geborst'ner Wasserschlauch; —
Wer ist es, der den Klaffenden wahnsinn'gen Blicks mit Füßen tritt?
Es ist der dunkelhaar'ge Scheik des Landes Biledulgerid.
Die Nachhut schließend, fiel sein Roß; er blieb zurück, er ward versprengt,
Verlechzend hat sein Lieblingsweib an seinen Gürtel sich gehängt.
Wie blitzte jüngst ihr Auge noch, als er sie vor sich hob auf's Pferd!
Nun schleift er durch die Wüste sie, wie man am Gurte schleift ein Schwert.
Der heiße Sand, den Nächtens nur der zottige Schweif des Löwen schlägt,
Er wird vom flutenden Gelock der Regungslosen nun gefegt;
Er fängt sich in der Haare Schwall, er sengt der Lippe würz'gen Thau;
Mit seinen Kieseln röthet er die Knöchel der erschöpften Frau.
Und auch der Emir wankt; — das Blut in seinen Pulsen quillt und kocht,
Sein Auge strotzt und seiner Stirn blau schimmerndes Geäder pocht.
Mit einem letzten brennenden Kuß erweckt er die Fezzanerin,
Und plötzlich dann mit wildem Fluch in's Unwirthbare stürzt er hin.

Sie aber sieht sich wundernd um. — Ha, was ist das? — „Du schläfst, Gemahl?
Der Himmel, der von Erze schien — sieh' da, er kleidet sich in Stahl!
Wo blieb der Wüste lodernd Gelb? — wohin ich schaue, blendend Licht!
Es ist ein Schimmern, wie des Meers, das sich an Algiers Küste bricht!
Es blitzt und brandet, wie ein Strom; es leckt herüber feucht und kühl!
Ein ries'ger Spiegel funkelt es: — wach' auf, es ist vielleicht der Nil!
Doch nein, wir zogen südwärts ja; — so ist es wohl der Senegal?
Wie, oder wär' es gar das Meer mit seiner Wasser sprühn'dem Schwall?
Gleichviel! 's ist Wasser ja! Wach' auf! Am Boden schon liegt mein Gewand.
Wach' auf, o Herr, und laß uns zieh'n, und löschen unsrer Leiber Brand!
Ein frischer Trunk, ein stärkend Bad, und uns durchsiedet neue Kraft!
Die Veste drüben, hochgethürmt, beschließe bald die Wanderschaft!
Um ihre grauen Thore fliegt scharlach'ner Fahnen trotzig Weh'n;
Von Lanzen starrt ihr schart'ger Rand und ihre Mitte von Moskeen;
Auf ihrer Rhede tummelt sich hochmast'ger Schiffe stolze Reih',
Und jene Pilger füllen ihr Bazar und Karavanserai.
Geliebter, meine Zunge lechzt! wach' auf, schon naht die Dämmerung!" —
Noch einmal hob er seinen Blick; dann sagt' er dumpf: „die Spiegelung!
Ein Blendwerk, ärger als der Smum! bösart'ger Geister Zeitvertreib!" —
Er schwieg — das Meteor verschwand — auf seine Leiche sank das Weib!

Die jüngste Vergangenheit hat wie manchen andern, so auch den Ausdruck „Europamüdheit" erfunden. Europamüd und zerrissen, das waren Schlagworte besonders in der Romanliteratur der dreißiger Jahre; wir erhielten da Romane, welche diese Worte geradezu als Titel an der Stirne trugen *), und es wurde mit beiden arg geflunkert. Mit dieser blasirten Europamüdheit ist Freiligraths Gefallenfinden an wilder Natur und fremder Sitte durchaus nicht zu verwechseln. Es ist bei ihm mehr Ursprüngliches als Angelebtes. Schon in seinen Knabenjahren machte sich ein starkes Unbehagen an seinen civilisirten Umgebungen in ihm kundbar und seine Sehnsucht nach fernen, sonnigeren Ländern und naturwüchsigeren Zuständen wurde durch einengende Verhältnisse so lang in sich concentrirt, bis sie endlich, vielleicht durch den Aufenthalt des Dichters in der Meerstadt Amsterdam zur Aeußerung angeregt, theils in keck die plattgetretenen Pfade der deutschen Lyrik verlassender Produktion sich Luft machte, theils in nachdichtender Beschäftigung mit ausländischen Dichtern Sänftigung suchte **). Freiligrath hatte sich dem Trieb

*) Die „Europamüden" von Willkomm und die „Zerrissenen" von Sternberg.

**) Dieser Beschäftigung verdanken wir eine Reihe außerordentlich gelungener Uebertragungen französischer und englischer Poesieen, und es beweist Freiligraths

seines Naturels nach auswärts so vollständig überlassen, daß ihm auch das Näherliegende, wenn seine Dichtung dann und wann flüchtig in der europäischen Heimat einkehrte, in einem fremdartigen Lichte erschien. Deß=

---

ungemeine Fähigkeit, sich in fremdartige Zustände hineinzuversetzen und sie zu reproduciren, daß diese seine Nachbildungen oft poetischer wirken, als die Originale selbst. Ich setze zwei solcher Gedichte her, deren ersteres eine altschottische Ballade, deren zweites von Robert Buras, dem großen schottischen Volksdichter, verfaßt ist:

Barthrams Grablied.

Sie schossen ihn todt am Neunsteinberg,
Wo das Kreuz steht neben der Brück',
Und sie ließen ihn liegen in seinem Blut,
Mit der Kugel im Genick.

Sie machten von Zweigen eine Bahr'
Von der grauen Esp' am Hag,
Und sie trugen ihn still zur Frauenkapell',
Und sie wachten den ganzen Tag.

Eine Dame kam zur Frauenkapell',
Sie zerriß ihr prächtig Kleid,
Sie zerriß ihr lieb lang gelbes Haar
Und kniet' an Barthrams Seit'.

Sie wusch ihn in der Jungfrau Quell,
Seine Wunden wusch sie klar;
Und sie flocht einen Kranz für seine Brust,
Einen Kranz auch für sein Haar.

Sie thaten ihn in ein schneeweiß Tuch,
Und sie trugen ihn zur Stell',
Und die grauen Mönche sangen die Meß,
Und sie ließen die Kapell'.

Sie begruben ihn um Mitternacht,
Als der Thau fiel still und kalt,
Als der Espe Blatt zu zittern vergaß,
Und der Nebel zog geballt.

Sie gruben sein Grab einen Fuß nur tief,
Wo die Quelle plätschert laut,
Und sie deckten ihn zu mit Haideblüth',
Mit Moos und Farrenkraut.

Ein grauer Bruder stand am Grab
Mit Flehn und mit Gebet,
Und ein Mönch wird singen für Barthrams Seel',
So lange das Steinkreuz steht.

Der Kiltgang.

Nun wer klopft an meine Thür? —
Ich, mein Schatz! sprach Findlay. —
Geh' nach Haus! was treibst du hier? —
Gutes nur! sprach Findlay. —
Wie ein Räuber schleichst du doch! —
Raub' auch gern! sprach Findlay. —
Treibst vor Morgen Unfug noch; —
Allerdings! sprach Findlay.

wegen tragen auch seine Schildereien, die er Romanzen und Balladen nennt, ein eigenthümliches Colorit, die Leidenschaften, die darin spielen, sind heiß wie Tropensonnenstral, die Gestalten etwas unfaßbar wie aus Meernebel geballt und rasch vorüberhuschend wie Wüstenspuck. Als die bedeutendsten dieser romanzenhaften Bilder möchten „der Wassergeuse" und „Banditenbegräbniß", als das anmuthigste „der Blumen Rache" hervorzuheben sein. Indessen ist das knappe Zusammenhalten des Stoffes, welches die Balladenform verlangt, nicht Freiligraths Sache, und deßhalb erweist er sich größer, wenn er seiner Einbildungskraft freies Spiel gewähren darf und statt des Plastischen das Visionäre vorwalten läßt, wie in dem bilderkühnen Gesicht „**Anno domini**"? aus welchem die Schrecken des Weltunterganges drohen, und in der tollschönen Phantasie „Fieber":

„Nur Wasser! — o, das kühlt! — die Fratze
Fällt nachgerade mir zur Last!
Das Maul des Kerls, und seine Glatze
Sind mir bis in den Tod verhaßt!
Jetzt an den Puls, jetzt eine Prise —
Fort mit der Hand, armsel'ger Tropf!
Ja murre, Fas'ler! Krise, Krise! —
Du Narr, das Glas dir an den Kopf!

Endlich! der Zaub'rer ist bezwungen!
Mein dreister Wurf hat ihn gebannt.
Dem Wächtervolk bin ich entsprungen! —
O, welch ein Schweben! welch ein Land!

Ständ' ich auf, und ließ dich ein, —
Laß mich ein! sprach Findlay. —
Schlief' ich wohl nicht wieder ein! —
Kann wohl sein! sprach Findlay. —
Wärst du bei mir im Gemach, —
Wär' ich's erst! sprach Findlay. —
Gingest du wohl nicht vor Tag; —
Freilich nicht! sprach Findlay. —

Aber nimm, bleibst du die Nacht, —
Ja, ich bleib! sprach Findlay; —
Auf dem Heimweg dich in Acht! —
Fürchte Nichts! sprach Findlay. —
Aber, was im Kämmerlein —
Auch geschieht, sprach Findlay; —
Halt's geheim, verschweig' es fein! —
Ganz gewiß! sprach Findlay.

Der Wald von Duft durchzogen! golden —
Die Sonne badet sich — der Strom!
Das Feld voll tausendfarb'ger Dolden!
Der Himmel ein sapphirner Dom!

Wie kühl ist's unter diesen Bäumen!
Ach, ich bin matt! wie naß mein Haar! —
Zu trinken! — Ha, Pokale schäumen,
Und Mädchen reichen sie mir dar!
Ach! laßt mich schlummern! — sie bekränzen
Die Stirne mir; der Schönsten Arm
Umfängt mich; — ist das Schwerterglänzen?
Zurück, ohnmächt'ger Söldnerschwarm!

Wer will in meiner Lust mich stören?
Ich grins' ihn an, ich sprech' ihm Hohn.
Und diese Klinge soll ihn lehren,
Wen er geweckt mit seinem Droh'n.
Erschallt Trompeten! fliegt, Standarten!
Helmschweife flattert! Mörser, kracht!
Auf ihren Schädeln wetzt die Scharten
Der Schwerter aus! vorwärts! zur Schlacht!

O seht, wie rieselt aus den Wunden
Das Blut! wie spritzt es himmelan:
Die Streiter alle sind verschwunden,
Ein Blutmeer überschwemmt den Plan.
Wild braus't es! helft, daß ich entrinne!
Vor meinem Aug' schwimmt's purpurroth
Die Fluth ergreift mich; — mitten inne
Auf einer Insel steht der Tod.

Zu seinen Füßen speit die Welle
Mich aus; — laß ab, laß ab! — das Thor
Des Himmels dort, hier das der Hölle!
Aus jedem zuckt ein Arm hervor.
Er wirft mich mit verruchtem Lachen
Den Armen zu — sie packen mich!
Des Himmels Engel und die Drachen
Der Hölle streiten sich um mich.
O Gott, o Gott! — wie sie mich recken!
Ihr glaubt wohl, daß ihr Eisen dehnt! —
Hierhin und dorthin! — Flammen lecken,
Und unter mir gespenstisch gähnt
Das ew'ge Nichts! — wohin entrinn' ich?
Sie lassen los, sie stürzen jach

Mich in den Abgrund — ha, wo bin ich?
Bei euch? seid ihr es? o, bleibt wach.

O, geht nicht fort! — da kommt er wieder!
Seht ihr ihn nicht? es ist der Tod!
Er beugt sich grinsend zu mir nieder;
O, steht mir bei in dieser Noth! —
Zurück! — was legst du mir die Kohle
Auf's Haupt? — ein Loch zu brennen? sprich!
Daß meine Seel' der Teufel hole,
Wenn sie hinausfährt? — wahre dich!"

Wahnsinnig sprang er auf vom Lager,
Pochend die Brust, die Faust geballt,
Die Augen rollend, schlaff und hager
Die halbbekleidete Gestalt.
Wirr um die bleichen Schläfen hingen
Die Haare; brennend, bräunlich roth
Das Antlitz. „Tod, nun laß uns ringen!"
Er sank zusammen — er war todt!

Als Freiligrath durch seine lyrischen Argonautenfahrten und Beduinenritte den Beifall und Dank seines Volkes erworben, zeigte er Neigung, sein Dichterschiff in den Hafen zu steuern und sein „Wüstenroß aus Alexandrian abzuzäumen. Er hatte sich einst selbst den Van Aken der deutschen Poesie genannt, jetzt rief er aus: „Zum Teufel die Kameele, zum Teufel auch die Leu'n"! und gab als Uebergang zu seiner zweiten Periode den schönen Liedercyklus „der ausgewanderte Dichter", in welchem das Fremdländische bereits nur noch zufälliges Beiwerk war. Er dichtete Rheinsagen und Liebeslieder; jene wollen nicht viel bedeuten, von diesen erinnern einige durch wundersame Innigkeit an die altschwäbischen Minnesänger, z. B. die „Ruhe in der Geliebten":

So laß mich sitzen ohne Ende,
So laß mich sitzen für und für!
Leg' deine beiden frommen Hände
Auf die erhitzte Stirne mir!
Auf meinen Knie'n, zu deinen Füßen,
Da laß mich ruh'n in trunkner Lust;
Laß mich das Auge selig schließen
In deinem Arm, an deiner Brust!

Laß es mich öffnen nur dem Schimmer,
Der deines wunderbar erhellt;

In dem ich raste nun für immer,
O du mein Leben, meine Welt!
Laß es mich öffnen nur der Thräne,
Die brennend heiß sich ihm entringt;
Die hell und lustig, eh' ich's wähne,
Durch die geschloss'ne Wimper springt!

So bin ich fromm, so bin ich stille,
So bin ich sanft, so bin ich gut!
Ich habe dich — das ist die Fülle!
Ich habe dich — mein Wünschen ruht!
Dein Arm ist meiner Unrast Wiege,
Vom Mohn der Liebe süß umglüht;
Und jeder deiner Athemzüge
Haucht mir ins Herz ein Schlummerlied!

Und jeder ist für mich ein Leben! —
Ha, so zu rasten Tag für Tag!
Zu lauschen so mit sel'gem Beben
Auf unsrer Herzen Wechselschlag!
In uns'rer Liebe Nacht versunken,
Sind wir entfloh'n aus Welt und Zeit:
Wir ruh'n und träumen, wir sind trunken
In seliger Verschollenheit.

Aber seine dichterische Thätigkeit wollte nicht recht resultiren und jetzt da seine Lieder in der gewohnten, civilisirten Gewandung einhergingen, fand man nicht nur an diesen neuern Produkten Vieles dürftig, sondern wollte auch an den ältern eine allzu stark hervortretende Effekthascherei und ein Verdecken des Mangels an Erfindung und Ideenreichthum durch bestechende Seltsamkeiten der Form nachweisen. Mag man hierin oft zu weit gegangen sein, darin geht man kaum zu weit, wenn man Freiligrath die Befähigung abspricht, ein poetischer Stimmführer der Fortschrittspartei werden zu können, was er in neuester Zeit versuchte. Schon seine Stellung als Schützling eines absoluten Monarchen tritt hier ankältend zwischen uns und seine patriotische Begeisterung. Wir mögen, um es ganz offen herauszusagen, uns durch keinen königlich preußischen Pensionirten von Freiheit und Vaterland vorsingen lassen. Und wär's auch nur eine Grille, wir haben sie einmal. Aber auch abgesehen davon und zugegeben, daß Freiligrath manch ein liebes und schönes patriotisches Wort gesprochen, besonders in seinen „Träumen

von einer deutschen Flotte“ *), so konnte schon sein Debüt im politischen Gedicht, „aus Spanien“, wo er nur die chevalereske Aeußerlichkeit seines Stoffes, nicht aber dessen principienhaften Inhalt begreift, wenig Hoffnung auf ein bedeutendes Wirken auf diesem Felde geben und sein neidisches, zur unpassendsten Zeit gegen Herwegh veröffentlichtes Lied war eben nicht im Stande, diese Hoffnung zu erhöhen, welche seither so ziemlich völlig verschwunden ist, so daß das Beste, was er als die Zeitstimmung berührend gedichtet, einige Strophen des Gedichtes „Ein Denkmal“ sein dürften, wo er über Ulrich Hutten, mit origineller Auffassung dieses ritterlichen Streiters für Deutschheit, sagt:

Ein Spieler wars, ein frecher,
Trug Koller und Baret,
Schwang stets den Würfelbecher,
Setzt' Alles auf ein Brett,
Sein' einzge Lust das Spielen,
Sein Hort die Würfelei,
Und wenn die Knöchel fielen,
Dann war sein Wahlspruch frei:
Jacta est alea! Ich hab's gewagt!

Meist hatt' er's mit den Pfaffen —
Wie war die Kutte schwach
Doch Rittern auch in Waffen
Mit Ehren bot er Schach,
Sah Fürsten in die Karte,
Trumpft' ab und stach genug;
In allem Ding' beharrte
Er treulich bei dem Spruch:
Jacta est alea: Ich hab's gewagt!

---

*) Sprach irgendwo in Deutschland eine Tanne;
O könnt' ich hoch als deutscher Kriegsmast ragen!
O könnt' ich stolz die junge Flagge tragen
Des ein'gen Deutschland in der Nordsee Banne!
Dann wär' ich Fähnrich, ha, wo Mann an Manne
Blutrünstge Krieger deutsche Seeschlacht schlagen
Wo deutsche Segler grimm und ohne Zagen
Den fremden Entrer hauen in die Pfanne!
Dann lehnte wohl, die Brust vom Stahl gekerbt,
Ein Held an mir in des Gefechtes Gluten,
An meinem Stamme schweigend zu verbluten, —
Indeß mich jetzt das Blut des Wilddiebs färbt,
Des armen Wilddiebs, hinterrücks erschossen,
Der mir zu Füßen hinsinkt in die Sprossen.

Bei Gott, ein dreister Spieler,
Ein rechter Unverzagt,
Ein Schreck und Fürchten Vieler
Sein kühn: Ich hab's gewagt!
Und immer spielt er ehrlich:
„Da liegt mein Wurf, seht nach!"
Das macht ihn just gefährlich
Den Falschen, wenn er sprach:
Jacta est alea! Ich hab's gewagt!

Drum haben die Obskuren
Und Argen ihn gehaßt.
Sie folgten seinen Spuren,
Verhetzten ihm die Rast.
Sie hätten ihn gern geknechtet,
Den freisten Mann im Land,
Er aber floh, geächtet,
Und grollte noch verbannt:
Jacta est alea! Ich hab's gewagt!

Freiligrath ist 1810 zu Detmold geboren, also ein Landsmann Grabbe's, dessen Tod er so ergreifend beklagte. Zum Kaufmann bestimmt, machte er in Soest seine merkantilischen Lehrjahre und ging dann als Commis nach Amsterdam. Seine glücklichen Erfolge als Dichter ließen ihn die Comptoirlaufbahn aufgeben und gestatteten ihm, die ertödtende Einerleiheit des Buchhalters mit einem idyllischen Poetenleben am Rhein zu vertauschen, welches Poetenleben zweifelsohne noch ruhmwürdigere Früchte zeitigen wird, als die unschmackhaften, erzwungenen, die es jüngst geliefert

14.

Julius Mosen.

Entäußert sich in Freiligraths Dichten der deutsche Sinn seiner Innerlichkeit, um auf den Schwingen der Phantasie um die Welt getragen, unter indischen Blüthen zu schwelgen, das Polareis mit rother Bilderleuchte zu erhellen, das Spiel des Leviathans in den Abgründen des Ozeans, den Kampf des Leoparden mit der Abgottsschlange unter den Palmen zu belauschen — so kehrt er dagegen in Julius Mosen, einem Poeten, der weniger die laute Gunst des Publikums als den stillinnigen Dank der Verständigern gewonnen, wieder so recht bei sich ein, damit er aus der Tiefe seines eigensten Wesens heraus eine poetische Welt gestalte, in welcher der Gedanke auf dem Thron sitzt, um den sich Bild, Wort und Klang nur als huldigende Vasallen reihen.

Zu Marienei, einem Dorfe im Voigtlande, einer waldreichen Gebirgsgegend Sachsens, 1803 geboren, gehört Mosen zu den Dichtern, die durch die harte Schule der Entbehrung frühe zu jenem Ernst herangereift werden, der sich nachhaltiger, als das mehr an der Oberfläche der Erscheinungen hinstreifende Denken und Trachten der Glücklichen, mit der Frage nach „des Menschenlebens Sinn und Frommen“ beschäftigt. Zu diesem Ernst gesellten sich die Einflüsse einer Kindheit, in welche das geheimnißvolle Walten heimatlicher Waldeinsamkeit und von außen her die Nachwirkungen der Kriege hereinspielten, die damals Europa in Deutschland gegen Napoleon durchfocht. Dadurch wurde einestheils Mosens Zug zur Natur genährt, der aber mit weit größerer Vorliebe der verschleierten Thätigkeit der Naturkräfte, als ihren äußerlichen Gestaltungen sich zuwandte, anderntheils bildete sich an dem Schmerz über die damalige Schmach des Vaterlandes in dem jungen Dichter eine patriotische Gesinnung voller Gesundheit und Mark heran, die durch einen frei und weit blickenden Vater in die Bahn der rechten Einsicht geleitet wurde. Nach gewonnener gymnastastischer Vorbildung in Plauen bezog er 1822

die Universität Jena und hier, in dem zu jener Zeit noch begeisterten und begeisternden Studentenleben, gab sich sein Dichterberuf zuerst öffentlich kund, zunächst in vaterländischen Liedern, die in Ton und Art des Volksgesangs Ereignisse der jüngsten Vergangenheit feierten oder beklagten, so sein „Andreas Hofer", seine „Völkerschlacht bei Leipzig", so auch der ganz unvergleichliche „Trompeter an der Katzbach":

Von Wunden ganz bedecket
Der Trompeter sterbend ruht,
An der Katzbach hingestrecket,
Der Brust entströmt das Blut.

Brennt auch die Todeswunde,
Doch sterben kann er nicht,
Bis neue Siegeskunde
Zu seinen Ohren bricht.

Und wie er schmerzlich ringet
In Todesängsten bang,
Zu ihm herüber dringet
Ein wohlbekannter Klang.

Das hebt ihn von der Erde,
Er streckt sich starr und wild —
Dort sitzt er auf dem Pferde
Als wie ein steinern Bild.

Und die Trompete schmettert,
Fest hält sie seine Hand —
Und wie ein Donner wettert
Viktoria in das Land.

Viktoria — so klang es,
Viktoria — überall,
Viktoria — so drang es
Hervor mit Donnerschall.

Doch als es ausgeklungen,
Die Trompete setzt' er ab;
Das Herz ist ihm zersprungen,
Vom Roß stürzt er herab.

Um ihn herum im Kreise
Hielt's ganze Regiment,
Der Feldmarschall sprach leise:
Das heißt ein selig End'!

Zwei Jahre später wollte er seine Studien in Leipzig vollenden, aber der Tod seines Vaters verbot ihm die Ausführung dieser Absicht, und ganz auf sich selbst verwiesen, beschloß er, vor Allem eine Pilgerreise nach dem Land der uralten deutschen Sehnsucht, nach Italien, zu unternehmen. Freilich ging es bei diesem Römerzuge noch knapper her als weiland bei dem berühmten „Spaziergange nach Syrakus", den der ehrenhaftesten deutschen Charaktere einer, Seume, vor Zeiten gemacht, allein der rechte Poet fühlt sich über die Erbärmlichkeiten des Lebens leichter hinweggehoben, als ein bleiern Alltagsgemüth, welches sich nie verachtungsvoll aus selben hinaufzuringen vermag in die Region der Idee, und so zog Mosen durch die italischen Städte und Lande, unbekümmert um seine Armuth, die Vergangenheit erforschend und dichterisch mit der Gegenwart lebend. Aber bezeichnend für seine Richtung ist es, daß er sich durch den schmeichlerischen Süden nicht in weichliche Träumerei wiegen ließ, sondern daß die reiche Natur- und Kunstfülle Italiens nur den ernsten Gedanken, die in ihm arbeiteten, zu ernster, straffgeschürzter Gestaltung verhalf. Von einem vagirenden Mandolinspieler vernimmt er eine bänkelsängerische Improvisation über den „**cavaliere Senso**"; fühlt aus derselben den germanischen Ursprung dieser Sage heraus, welche von unnennbarer Sehnsucht, von Wanderung in ein schönes, wunderbares Land, Heimweh, Rückkehr in die Heimat und vom Untergang daselbst handelt, und faßt sie in eine epische Dichtung, „das Lied vom Ritter Wahn" zusammen, dessen Grundgedanke das Ringen der Seele nach Fortdauer, nach Einswerden der Creatürlichkeit mit der Gottheit. Den Gegensatz hievon hat Mosen sieben Jahre später in seinem epischen Gedicht „Ahasver" poetisch gestaltet und belebt, indem er nach eigener Angabe, wie im „Lied vom Ritter Wahn" die zur Vereinigung mit Gott in der Unsterblichkeit ringende Seele, so im „Ahasver" die im irdischen Dasein befangene Menschennatur, gleichsam den in einem Einzelwesen verleiblichten Geist der Weltgeschichte zur dichterischen Anschauung bringen wollte, wie er sich erst im unbewußten Trotze, dann endlich mit deutlichem Bewußtsein dem Gott des Christenthums schroff gegenüberstellt *). Wie tief Mosen über diese Probleme nachgedacht,

*) Diese Stoffe, sagt Theodor Mundt bei Gelegenheit der Beurtheilung von Mosens Ritter Wahn und Ahasver in seinen literatur-geschichtlichen Vorlesungen, besitzen deßhalb eine so glückliche und große Bedeutsamkeit in sich, weil sie volksthümlich vorhanden und durch die Weihe des Mythus getragen, außer dieser überlieferten

kann schon das Versmaaß bezeugen, welches er zu ihrer Veranschaulichung gewählt. Es ist die mangelhafte Terzine, deren mittlere reimlose Zeile das hastige Vorwärtsstürmen der ersten und letzten gereimten hemmt und so der Form schon den Charakter des Unbefriedigtseins verleiht, welches dem Inhalt zu Grunde liegt. Die Ausführung des „Ritter Wahn“ bewegt sich in dem Gebiet des Mährchens, die Verhältnisse von Raum und Zeit sind hier in's Uebersinnliche erweitert und wir wandeln im Reich der Wunder. Im „Ahasver“ wendet sich hingegen der Mythus herüber auf das Feld der Historie und wir fühlen also festern Grund und Boden unter unsern Füßen. In Jerusalem lebt als Zeitgenosse Christi Ahasver, ein gewaltiger, stolzer Mensch, umblüht von zwei schönen Kindern, Lea und Ruben. Ein Römerfürst, Gast des Landpflegers Pilatus, will sie ihm entreißen. In seiner Verzweiflung sucht der Vater den Heiland auf und heischt von ihm Rettung der Kinder, wendet sich aber, als Christus ein Wunder zu thun versagt, trotzig von ihm ab und erschlägt seine Kinder, damit sie nicht den Unterdrückern Judäas zum Spiel anheimfallen. Der Gram über seine Unthat, die er als nothwendig betrachtete, gesellt sich zu dem ahnenden Kummer, womit er den Untergang seines Volkes herankommen sieht, und dieser nationale Kummer erweitert sich dann in ihm zum menschheitlichen, zum Weltschmerz, dem jetzt der lang unbewußt in der Brust getragene Jammer des Menschseins auf einmal schrecklich klar wird und sich auszuklagen beginnt:

Berechtigung zur Poesie auch noch einen universalen Sinn für die ganze Menschheit haben, und so ein Höchstes in der Dichtung verheißen. In diesen Stoffen liegen alle Erfordernisse eines großen und wahrhaft modernen Gedichts, eines Gedichts, welches das ganze Ringen der christlichen Welt, alles Bangen und Streiten um Freiheit und Zukunft, um geistige und weltgeschichtliche Erlösung, noch den spätern Geschlechtern erzählen kann. Neben der speculativen Seite des Inhalts tritt aus diesen Stoffen auch so viele mährenhafte Schönheit heraus und der Blüthenduft der Sage mildert die herbe Speculation, die hinter der naiven Erfindung lauert. Nach Faust und Don Juan weiß ich keine Stoffe, deren vollendete Darstellung und Herausbildung die moderne Poesie so sehr zu erstreben hätte, als die von Ritter Wahn und Ahasver, in welchen sie jetzt ihre höchsten Leistungen erreichen könnte. Durch den glücklichen Instinkt des Genies getrieben, hat Mosen seine besten Dichterkräfte an diese beiden Aufgaben, die in der Zweiheit des Stoffs doch eine wesentlich verwandte Bedeutung für das moderne Leben haben, gesetzt, und er muß uns deßhalb, abgesehen von der sonst entfalteten Liebenswürdigkeit seiner Muse, auch als ein Dichter verehrungswürdig sein, welcher die höchsten Aufgaben der Poesie seiner Zeit nicht nur begriffen, sondern auch sogleich Hand daran gelegt hat.

Die arme Erde! Kurze, selge Stunden
Hielt sie in ihrem Arme einen Gott,
Verstoßen ist sie nun und Gott verschwunden.
Die Erde, vom treulosen Gott betrogen,
Mit Liebe und mit Thränen hat sie treu
Ihr armes Kindlein redlich groß gezogen;
Ihr Kind, der Mensch, den freundlich sie ernähret,
Was drängt er sich dem stolzen Gotte nach?
Dem Bastard ist der Weg zu ihm verwehret.
So von mir werfen will in sein Gedächtniß,
Ausreißen aus der Brust den Drang zu ihm,
Das väterliche, ärmliche Vermächtniß.
Aus Erde ist der Mensch und auf der Erde
Und von der Erde lebt er, daß er einst
Wie seine Mutter wieder Erde werde.

In diesen Worten ist die feindselige Opposition gegen das Christenthum, welche in Ahasvers Wesen liegt, bereits offen ausgesprochen. Er beginnt sie thatsächlich, indem er den kreuztragenden, vor seiner Schwelle um die Gewährung einer kurzen Rast flehenden Christus mit rauhem Spott zurückstößt. Der Herr wird auf Golgatha am Kreuz erhöht und in dem Moment seines Todes zuckt die ganze Schöpfung wie in fieberischem Weh auf. Ahasver irrt unruhvoll in der Stadt um und findet sich zuletzt in dem Nationalheiligthum seines Volkes:

Da ruft er aus fast zaghaft und beklommen:
Wie bin ich zu Jehova's Hause doch,
In Salomonis Tempel hergekommen?
Hat er in Christus doch gelebt hienieden,
Den Tod erwählt in menschlicher Gestalt,
So ließ ich gern den todten Gott in Frieden.
Furchtbar Geheimniß, lösen wer es könnte!
Im Allerheiligsten hat er gethront, —
Wenn ich hinein mir einen Blick vergönnte?
In seines Herzens heftiger Erregung
Fand er die Stufen, die lebendig fast,
Wie auch der Boden waren in Bewegung.
Doch als er mühsam so sich dort emporrang,
Zerriß von Oben bis nach Unten aus
Mit einem Donnerschlag des Tempels Vorhang;
Und schrecklich in gewalt'ger Blitzeshelle
Der Engel Michael mit Flammenschwert
Stand hoch und herrlich auf der heilgen Schwelle.

Auf Feuerwolken seine Füße ruhten,
In Feuerflammen hob er seinen Arm,
Und also sprach er wie mit Wettergluten:

Wen suchst du hier? Der Dämon ist gerichtet,
Der zorngewalt'ge Dämon deines Volks;
Und seine Macht hat Gottessohn vernichtet!

Jehova? rief da Ahasver mit Schrecken.
Der Engel sprach: ein Abgott war auch Er!
Der Gott der Wahrheit muß ihn niederstrecken,

So ihn, wie alle Götzen dieser Erde,
Damit aus allen Menschen nur ein Volk
Und Eins in ihm die ganze Schöpfung werde!

Ans Erdenleben hast du dich verwettet,
Es werde dir zu Theil, was du begehrt,
So sei an dieses Leben angekettet!

Vorüber spurlos sollen dir die Zeiten,
Vorüberschreiten machtlos an dir hin,
Vorüber, aber lang wie Ewigkeiten!

Versagt sei dir des Todes süßer Frieden,
Versagt des Menschen letzter Trost, der Schlaf,
Versagt von nun an alle Ruh hienieden!

Doch stets zur Gnade offen sind die Arme
Des Gottessohnes in dem Himmelreich,
Damit er jeden Wesens sich erbarme.

So will er dir zur Lösung wiedergeben
Das Räthsel deines eigenen Geschicks,
Dreimal auch deiner Kinder junges Leben,

Bis du zum Heile deinen Weg gefunden
Mit ihnen hin zu Gottes Vaterbrust
Und so vom Erdendienst dich hast entbunden!

Zum ersten Male kann es dir gelingen,
Zum andern Male fleh um Gottes Rath,
Zum dritten Male mußt du es vollbringen,

Sonst wehe dir! Bis zu dem Weltgerichte
Mußt du dann wandern auf dem Erdenrund,
Bis an das Ende aller Weltgeschichte.

Drei Fristen sind demnach Ahasver vergönnt, den auf ihm ruhenden Bannspruch zu lösen. Aber er trotzt seiner Verwehmung und mit frischem Drang dem Leben sich hingebend, erkor er sich wieder ein Weib

und zeugte sich abermals zwei Kinder, die er abermals Lea und Ruben hieß und im Haß gegen das allmälig geltender werdende Christenthum erzog. Allein es schleicht sich dennoch in seine Familie und zwar durch einen zum Christen Bekehrten jungen Römerkrieger Matthias, dem Lea ihre Liebe schenkt und Ruben seine Freundschaft. Inzwischen naht dem Judenvolk das von Christus prophezeite Verhängniß. Es steht auf gegen das Joch der römischen Welttyrannen und mit der Verzweiflung der Riesenstärke wirft sich Ahasver in diesen Kampf. Er ist vergeblich. Die Römer umzingeln Jerusalem, erstürmen die Mauern trotz übermenschlicher Gegenwehr und die gräßliche Zerstörung beginnt:

Da steigt urplötzlich eine Feuerhelle
Im Allerheiligsten im Hui empor,
Von böser Hand gestiftet an der Stelle,
Und von des Tempels Zinne schallt ein Lachen
So höhnisch, ach, und so verzweiflungsvoll:
Da kommt der alte Gott mit seinen Drachen!
Denn seine Zunge häut wie Feuerflammen,
Jetzt wär' es Zeit, daß er die Sündflut auch
Mit einem Nu göß über uns zusammen!
Und Rauch und Feuer mit einander steigen,
Erheben sich gleich einem Riesenpaar,
Zu tanzen einen fürchterlichen Reigen.
Da schrillt ein Jammerschrei, das Herz zerreißend
Im Tempel auf; ein Echo schlägt ihm nach,
Rings durch die Stadt mit tausend Stimmen kreisend.
Ein zweiter Wehschrei — Erd' und Himmel dröhnen,
Und von dem eig'nen Stahle hingestreckt
Hört man die Sterbenden im Tempel stöhnen.
Sowie der Scorpion den Stachel wendet
Schnell gegen sich, wird er zum Tod bedrängt,
So hat die Schar der Rächer drin vollendet.
Nun war es todtenstill. Mit Sonnenfarbe
Verwandelte sich jetzt das Heiligthum
In eine große, goldne Feuergarbe.
Darüber stoben wunderschöne, viele
Hellbunte Funken, Schmetterlingen gleich,
Die sich einander jagten wie zum Spiele.
Nun todtenstill — bis auf des Feuers Knistern,
Bis auf das Rauschen, wenn zur Aerndtezeit
Die Sensen in dem Waizenfelde flüstern.

Nun todtenstill — bis auf des Feuers Prasseln,
Bis auf das Schrillen, wenn zur Aerndtezeit
Die Sensen an verborgne Steine rasseln.
Ringsum stand starr der Römer Heer voll Grauen
Gleich Marmorbildern, ruhig, hoch und stolz,
Als gält' es eine Tragödie zu schauen.
Doch unter ihnen sah man nur den Einen,
Matthias händeringend auf dem Kniee
Und hinter seinem Schilde bitter weinen, —
Matthias, der als Christ von hier vertrieben,
Als Feind zurückgekommen, dem nun nichts
Von seiner Liebe, als das Leid geblieben.
Da plötzlich sah man auf dem Tempel oben
Aus wilder Feuersbrunst drei Menschen noch,
Ach, Lea, Ruben, Ahasver gehoben.
Und wie erschrocken alle Flammen wichen
Zurückgebäumt von ihnen, daß sie dort
Im Feuerstrome schönen Göttern glichen;
Und in Verzweiflung war hineingesprungen
Matthias in die Gluth, hindurch, empor
Und bis zu ihnen glücklich vorgedrungen.
Willkommen sei du zärtlichster der Freier!
Rief Ahasver und warf ihn jäh von sich
Zurück, hinunter in das wüste Feuer;
Aufschrieen seine Kinder vor Entsetzen,
Und Beide schleudert' Ahasver ihm nach
Und rief: hier, schnöder Gott, kannst du dich letzen!
Und weiter rief er: spring empor Verderben!
Und weiter schrie er untersinkend aus:
So stirbt der letzte Jude, dürft' er sterben!
Da schlugen bis zum Himmel auf die Flammen;
Es traten selbst die Römer scheu zurück
Und schauderten vor jähem Schreck zusammen.

Ahasver allein entgeht frei und heil dem beispiellosen Vernichtungswerk der heiligen Stadt. Einsam und unstät zieht er umher, den Tod suchend in allen Gestalten, aber als sein Suchen vergeblich allüberall, da wappnet er sich wiederum mit seinem trotzigen Menschenbewußtsein, will wieder in und mit den Leidenschaften und Täuschungen der Erde leben, nimmt ein drittes Weib und als dieses, nachdem es ihm ein drittes Kinderpaar geboren, stirbt, nimmt er seinen Knaben und sein Mädchen, um sie fern von den Menschen in der Wildniß der Natur an

die Mutterbrust zu legen. Dann macht er sich auf, um zum Kaiser Julian zu ziehen und ihm beizustehen in seiner Reaktion gegen das verhaßte Christenthum. Das momentane Wiederauflebenlassen des schönen Heidenthums durch den genannten Kaiser, dessen nächste Vorgänger auf dem Thron es bereits zur Staatsreligion gemacht hatten, ist wunderlieblich geschildert:

Es sitzen wol in schwarzverhangnem Saale
Verwaiste Kinder nach der Mutter Tod
Nach dem Begräbniß bei dem Leichenmahle.

Sie sitzen still bei trüben Kerzenlichtern,
Es rollen Thränen in den goldnen Wein,
Sie sehn sich an mit bleichen Angesichtern.

Da hören sie der Mutter leise Tritte,
Die Thür geht auf, erwacht vom Todesschlaf
Und lebend steht sie da in ihrer Mitte.

Sie spricht: ihr Kinder, dürft nicht so erschrecken!
Da stürzen freudeschreiend alle hin,
Mit Küssen ihre warme Hand zu decken.

So saßen auch in schmucklos düstern Mauern
Die Völker dieser Erde bei dem Kreuz,
Um ihr einsames Leben zu betrauern,

Als Julian zum Hades stieg hinnieder
Und weckte auf die Mutter Cybele
Und ihre Söhne, alle Götter wieder.

Da jauchzte die Natur in inn'rem Herzen
Und brannte an und schwang durch Flur und Hain
Wie Feuerbrände alle Blüthenkerzen.

Es schien, als wollt' sie nur noch einmal blühen,
In schmerzlich süßer Wollust sich nun selbst
In einem Lenz verzehren und versprühen,

Als wollt' den Menschen sie noch einmal küssen,
Das viel geliebte Kind, eh' es von ihr
Auf ewig blutend würde weggerissen;

Noch einmal nur in brünstigem Entzücken,
Lautweinend halb in Lust und halb in Schmerz
An ihre Brust zum letzten Abschied drücken!

Da schürzten sich die flüchtigen Najaden
Mit langen Schleiern heimlich im Gebirg,
Zum Tanze all die scheuen Oreaden.

Da steht am Himmel still, zurückgewendet
Mit ihrem Mond die keusche Cynthia
Und harret, bis der Reigen sich geendet.

Julian will dem Nazarener zum Trotz die königliche Judenstadt wiederherstellen und Ahasver ist der thätigste Betreiber des Baues und der Wiedersammlung seines zerstreuten Volkes. Aber der Bau stockt — Gott will ihn nicht. Die Auguren meinen, der Bann, welcher ob der Stadt liege, könne nur durch schuldloses Menschenblut gesöhnt werden. Ahasver stimmt bei, aber ein tückischer Zufall führt gerade in diesem Augenblick seine Kinder in seine Arme. Er reißt sie an den Opferaltar, doch als er in rasender Verblendung das Beil erhebt, neigt sich der Heiland aus den Wolken herab und entführt die schuldlosen Kleinen. Das begonnene Bauwerk aber fällt in Schutt zurück. Mit dieser Katastrophe endet die zweite Frist. In die dritte fällt der Aufgang des Islam, mit dessen Gläubigen er sich verbindet, um wiederum den Kampf gegen den Christengott aufzunehmen. Mit hinreißender Wahrheit malt der Dichter den sieghaften Sturmschritt der Religion Mohammeds:

Hörst du den Samum aus der Wüste brausen?
Staubsäulen schreiten riesenhaft voraus,
Die gleich den Kreiseln in sich selber sausen.

Hörst du das Land von tausend Rossen stampfen,
Daß Berge beben? oder will zu Staub
In Rauch und Wirbel sich die Welt verdampfen?

Wer hält den Halbmond auf in seinen Bahnen?
Wild lechzen unter seinem Zeichen auf
Zum heißen Himmel blutigrothe Fahnen.

Da sprengt einher, da naht mit Ungewittern
Das Schrecken Gottes, des Propheten Heer
Mit Donnerruf, daß alle Herzen zittern.

Allah ist groß! Gewaltig das Verhängniß,
Das Schwert ein Schlüssel zu dem Paradies;
Erkenntniß sprengt der Menschheit das Gefängniß!

Allah ist groß, so weit sein Odem wehet,
Mohammed sein Prophet, so weit im All
Die Sonne leuchtet und der Halbmond gehet!

Allah ist groß! Sein Reich ist zu erstreiten!
Der Moslem stürzt durch Blut und Tod hinein
Auffauchzend in das Meer der Seligkeiten.
Mohammed Heil, dem größten aller Fürsten,
Und Abu'l=Kasem, Achmet nennt er sich,
Nach dem die Länder wie nach Regen dürsten;
Vor dem sich Legionen Geister bücken,
Und unter dessen Fuß der Erdkreis jauchzt,
Im Jubeldrang aufhüpfet vor Entzücken,
Dem sich die Wälder und die Felsen beugen, —
Allah ist groß, Mohammed sein Prophet!
Die Wüste und das Weltmeer wollen zeugen.
Es knieet vor ihm die Sonne, will er winken,
Er hebt sie mit der rechten Hand empor,
Den halben Mond, den Mond mit seiner Linken; —
Indeß die Himmel alle um ihn kreisen, —
Allah ist groß, Mohammed sein Prophet! —
Das will das All, das große All beweisen; —
Indeß die Sonnen wie die Cymbeln klingen
Und die Planeten wie im Feuerrad
Um des Propheten Haupt im Tanz sich schwingen!
Wer ist so dreist, sich gegen ihn zu wehren?
Der Perserkönig naht mit aller Macht,
Der Christenkaiser mit den Römerheeren.
Weintrauben in dem Faß, wer will euch schützen?
Der Winzer tritt hinein, da tritt er schwer,
Daß eu're Seelen blutig um ihn spritzen!
Mohammed winkt, — mit todesgier'gen Streitern
Stürzt Abu=Bekr in die Gottesschlacht,
Und Ali, Gottesfreund, mit tausend Reitern.
Mohammed winkt, — mit Ahasver zusammen
Stürzt Amru=Aaz, das schnelle Gottesschwert
Sich gen Jerusalem wie Blitz und Flammen.
Was helfen dir, Jerusalem, die Wächter
Am öden Grabe des Gekreuzigten?
Bewacht euch selbst, ihr Spötter! ihr Verächter!
Allah ist groß! Wer ist, der seiner spotte?
Weh über euch! Verläugnet habt ihr ihn!
Der Moslem kommt, am Boden heult die Rotte.

Schon wähnt Ahasver seinen ruhelosen Streit gegen Christus durch einen Erfolg gelohnt, welcher auf endlichen Sieg hoffen läßt. Aber an dem durch die Moslem erstürmten heiligen Grab findet er inmitten der

christlichen Gemeinde, deren Niedermetzlung er veranlaßte, seine Kinder wieder und sie werden von seinen eigenen Verbündeten ihm in den Armen getödtet. Sein Schmerz ist unermeßlich, allein unter dessen Lasten hervor kündigt er ungebrochenen Muthes Christus die ewige Fehde an im Namen aller Erdencreaturen, aller Seufzer und Schmerzen, aller Thränen und alles vergossenen Blutes, aller gebrochenen Seelen und zertretenen Herzen. Da erscheint der Heiland, mild und göttlich, und spricht zu seinem Gegner die Worte:

Gerungen mit der letzten Kraft des Strebens
Hast du vor mir, doch jetzt nur dir allein
Gelöst das große Räthsel dieses Lebens!
Auch bin nicht deßhalb herabgekommen,
Den Frieden euch zu bringen, doch ein Schwert!
Du hast zuerst die Fehde angenommen,
In ihr zerbrochen alle ird'schen Schranken,
Mir gegenüber hast du dich gestellt,
Wie ein Gedanke wieder den Gedanken.
So ringe weiter, weiter! Zwischen beiden
Wird einst, wo sich vollendet hat der Kreis,
Das allerletzte Weltgericht entscheiden.

So endet das Gedicht ohne Schluß, wie es nothwendig enden mußte, denn sein Held, der ewige Jude als Träger der Idee der Menschheit, wird zweifelnd und gegen den Himmel protestirend umgehen, so lang die Menschheit existirt.

Kehren wir zu der Person des Dichters zurück, so finden wir, daß die Eindrücke seiner Heimkehr in die Heimat, wo er die Seinigen in Dürftigkeit antraf, mit denen eines freien poetischen Wanderlebens unter Italiens sonnigem Himmel bitter contrastiren mußten. Um thätige Hülfe leisten zu können, vollendete er in Leipzig seine juridischen Studien, trat 1828 mit Bestehung des juridischen Examens in die praktische Laufbahn, mußte sich aber anfänglich zwei Jahre hindurch begnügen, als Praktikant ohne Bezahlung bei einem Anwalt zu arbeiten. Diese Zeit nennt er selbst eine dumpfe und wüste, doch gönnte ihm in der Einsamkeit der Wälder und Haiden, die er oft an sich selbst verzweifelnd durchirrte, die Muse oft ihren tröstlichen Besuch, so daß er damals sein Trauerspiel „Wendelin und Helene", dessen Schaubühne der Bauernkrieg und das in einer Sammlung dramatischer Arbeiten, die er unter dem Titel „Theater" veröffentlichte, abgedruckt ist. Wir vermissen darin sein

Schauspiel „Heinrich der Finkler“, dieses „innige Gebet zu dem Gott seines Volkes“, das zwar als Drama etwas ungelenkig, als Gedicht überhaupt etwas zu idealistisch deutsch, dagegen ein liebenswürdiges Document von keuscher und treuherziger deutscher Dichtergesinnung ist. Seine übrigen Dramen: „Cola Rienzi“, „die Bräute von Florenz“, „Kaiser Otto III.“ und „der Sohn des Fürsten“ gingen zum Theil mit großem Beifall über die Bretter und haben ihm auch, nachdem er eine Reihe von Jahren als Advokat in Dresden gelebt, unlängst die Berufung als Dramaturg nach Oldenburg eingebracht. Aber auch bei Mosen kommt der Punkt wieder in Betracht, in welchem die Hauptschwäche und die Hauptstärke unserer gegenwärtigen Poesie zusammenlaufen, daß nämlich der eigentliche Lebensnerv auch seiner Dichtungen die Lyrik ist, eine Lyrik allerdings, die als solche außerordentlich schön, eine Lyrik voll heißen Herzblutes, bezaubernd kindlich im Mährchenhaften, mit dämonischer Hellsehergabe in die Naturgeheimnisse dringend, manneskräftig den Völkerinteressen vorankämpfend, Betreffs eigener Lust und eigenen Wehs etwas verschlossen, die Leidenschaft in sich bergend, aber, wenn den Ausbruch einer mächtigen Empfindung gestattend, glanzvoll und herrlich himmelan blühend, wie die Blüthe der Aloë, mit der er darum auch sein Herz vergleichen durfte in einem der schönsten Liedeslieder, welche je gedichtet wurden:

Mein Herz war eine Aloë,
So herb in sich befangen,
Doch thut es plötzlich mir so weh,
Seine Ruhe ist vergangen.
Nicht du hast ihm so weh gethan, —
Es zuckt in Schmerz und Wähnen; —
Inwendig zündeten es an
Nur deine helle Thränen.
Nun treibt und drängt es ohne Rast,
Die Brust wird ihm zu enge,
Mir ist, als wenn in Glut und Hast
Es selber sich zersprenge.
Nun drängt und treibt es wild hervor
In feuerheißem Schmerze,
Nun treibt und drängt es hoch empor
Die flammende Blumenkerze.
Es füllen Glanz und Duft den Raum
In wunderbarem Schrecke,

Und hochauf rauscht der Blüthenbaum,
Es springt entzwei die Decke.

Er streckt die Arme brennend aus,
Es muß das Dach zersplittern,
Und schon seh ich mit süßem Graus
Hoch oben die Krone zittern.

Mein Gott, was will das werden noch!
Es muß in diesen Flammen
Es muß das arme Herz nun doch
Brechen in sich zusammen.

Daran ist schuld dein süßer Kuß,
Der schnelle zündende Funken,
Daran ist schuld dein süßer Kuß,
Den ich hinabgetrunken.

Durchweg lyrisch ist auch Mosens Novellendichtung, wovon er 1831 mit seinem „Georg Venlot“ die erste Probe gab. Später folgten mehrere, als deren ausgezeichnetste „die blaue Blume“ zu nennen ist, durch deren Titel wir an Novalis geisterhafte Romantik erinnert werden, und wirklich ist sowol in dieser als in Mosens übrigen Novellen ein stark romantischer Zug nach dem übersinnlichen Land der Wunder und Geheimnisse wahrnehmbar. Auf realern Grund und Boden stellte sich der Dichter mit seinem zweibändigen historischen Roman „der Congreß von Verona“. Wir haben da also eine Schilderung jener Versammlung von Fürsten und Diplomaten im Jahr 1822, die unter allerlei Festivitäten darüber beriethen, wie man es angehen müsse, neuen Wein in alte Schläuche zu füllen. Es ist eine betrübende Geschichte, und man sieht es Mosens Romandichtung wohl an, wie unbehaglich sich ihr Verfasser in diesen diplomatischen verlogenen Kreisen fühlt, in welchen es sich darum handelte, die Manifestationen der Freiheit in Spanien, Italien, Deutschland und Griechenland mit List und Gewalt zu nichte zu machen, und aus denen er uns deßhalb auch nur eine einzige gelungene Schilderung zu geben im Stande, die ironische des feilen, feinschmeckerischen Volksverräthers Friedrich Gentz. Was soll Mosen unter diesen Intriguen und Lügen und Kabalen, unter diesen schleichenden Füchsen und kriechenden Hunden? Da ist nicht sein Platz. Er ist ein Mann des Volkes und dieses ist dermalen auf Congressen noch nicht vertreten. Ein Dichter, der sich so entschieden oppositionell gegen den **status quo** äußert, wie

es Mosen in seinem „Congreß von Verona“ durchgehends gethan, *) kann das Insfeldziehen der Diplomatie gegen das Recht der Völker mit Erfolg bloß zum Gegenstand einer satyrischen Strafdichtung machen; das wollte Mosen nicht und so hat sein Roman unsere Theilnahme, außer seinen vielen lyrisch flammenden Episoden, wesentlich dem außerordentlichen Talent zu danken, womit er, dem großen Unbekannten, von welchem oben die Rede, kaum nachstehend, das Eigenthümliche und die Unterschiede von Nationalitäten in einzelnen Individuen verkörpert. Der Neugrieche Achilleus, der Burschenschaftler Arnold, der französische Journalist Jouy, der Spanier Malavilla und seine Tochter, Francesca, das heiße, hochsinnige italische Mädchen — alle diese sind Personen seines Romans, in welchen Mosen die Charaktere und Contraste der verschiedenen Nationalitäten, welchen sie angehören, mit frappanter Wahrheit veranschaulicht.

---

*) Z. B. in der scharf und kalt wie spitzer Stahl auf die so sorgfältig verhüllte Blöße unserer Staatsverfassungen losgehenden Stelle: Wo kein naturwüchsiger Staat besteht, welcher sich so zu dem Geiste seiner Nation verhält, wie der menschliche Leib zu seiner Seele, welche ihn belebt, da vertritt seine Stelle der mechanische Polizeistaat, welcher keine Staatsbürger kennt, sondern nur träge Massen von nutzbaren Spießbürgern verwaltet nach den Grundsätzen der Stallfütterung, wo Licht und Luft, Futter und Getränk, Lager und Stand, Bewegung und Ruhe den Thieren zugemessen wird. In diesen Polizeistaaten, wo der Bürger ein Verbrechen begeht, wenn er sich thätig um die allgemeine Wohlfahrt bekümmert, wird jeder Einzelne auf den Standpunkt des Egoismus versetzt. Ist der Mensch so von dem idealen Staatsleben verdrängt, welches allein den Menschen aus der Engherzigkeit erheben kann, so bleibt ihm Nichts als der gemeine sinnliche Genuß übrig, welcher durch Geld vermittelt werden kann. In die größere Menge eines solchen Volkes, welches sich seine Seele hat stehlen lassen, fährt nun der Heißhunger nach Amt und Geld, mit welchem sich die niederträchtigste Gesinnung von selbst verbindet, wenn auch innerhalb der Schranken der Polizei. Jede Tugend wird da zum Schein und Deckmantel der Habsucht. Liebe und Freundschaft werden Mittel zum materiellen Zwecke, und wo sie aufhören, dienstbar zu sein, treten der grimmigste Haß, Verleumdung und Verfolgung und alle Kinder der Undankbarkeit schamlos an das Licht. Solche Krankheitszustände der Staatsgesellschaft charakterisiren sich durch Selbstverachtung und Zerrissenheit der Gemüther, woran sich, als nächstfolgendes Glied der Kette, die allgemeine Feigheit schlingt.

15.

Leopold Schefer. Friedrich von Sallet. Eduard Duller.

Bist du nie hinausgetreten an einem Frühlingsmorgen in die vollblühende Natur und hast gefühlt, wie deine Empfindungen und Gedanken unfaßbar verschwammen in das allgemeine Entzücken, welches von der schönen Erde aufjubelte in den schönen Himmel? Ob dir schossen wie flammende Liederpfeile Lerchen durchs unermeßliche Blau, vom Boden her, dessen Thaudecke in den jungen Tagesstralen sternhaft funkelte, blühten und dufteten tausend Blumen dich an, du sahest Rose zur Rebe sich neigen, wie süße Geheimnisse flüsternd, unter Geisblattranken kam der krystallene Bach aus den Forsten herabgestiegen, allerlei Waldheimlichkeiten ausplaudernd und grüne Waldesgrüße dem Strome drunten überbringend, der ungeduldig hinausfrohlockte in die Ferne, von wo herein mit sehnsüchtig blauem Augenaufschlag des stillen See's Umarmung ihn erharrte, aus der Thalgrüne hoben sich rosenroth angehauchte Morgennebel zu den sonnigen Matten empor, von welchen jodelnde Sennenlieder niederklangen, vermischt mit den langgezogenen Tönen des Alphorns, und über Blüthenbäume und Rebenhügel, über Wälder und Matten ragten, indeß auf der einen Seite die Thalöffnung den Ausblick in eine Weite gestattete, deren Ende sich hineinzuschwingen schien in den blaßbläulichen Himmelsbogen, auf der andern ungeheuer und prächtig zugleich die Alpen vor dem schwindelnden Auge empor, den granitnen Felsengurt um die Lenden, über die breite Brust den Gletscherbart herabfließend, auf dem Haupt das ewige Schneediadem. Ich weiß, du erlebtest solche Morgen, an denen Erde und Himmel all' ihren Glanz und Duft aufgethan zu haben scheinen, um die Menschenseele mit der Wollust des Daseins zu erfüllen, zu berauschen. Diese himmlische Trunkenheit wünscht Nichts und beklagt Nichts, kommt über uns wie eine Alles gewährende Offenbarung, ist ein Aufgehen in Freiheit und Liebe. Weiter fühlen wir Nichts, an Anderes denken wir nicht, wir verzichten darauf, zu wählen,

das Einzelne auszuscheiden, wir geben uns dem überwältigenden Eindruck des Ganzen hin, uns genügt, wie hinweggehoben über all' den Jammer des Lebens, in dem Bewußtsein eines Glückes zu schwelgen, das uns traumhaft umfängt, wie alle Seligkeit.

Sieh', meine Freundin, einem Frühlingsmorgen, wie ich dir ihn hier nicht zu schildern, sondern nur in's Gedächtniß zurückzurufen versuchte, ist ein deutscher Dichter zu vergleichen, dessen eigentlicher Name Friedrich Richter, während er als Jean Paul der Liebling Gottes und der Menschen geworden, bei dessen Tod Börne die Worte gesprochen: Fragt ihr, wo er geboren, wo er gelebt, wo seine Asche ruht? Vom Himmel ist er gekommen, auf der Erde hat er gewohnt, unser Herz ist sein Grab. Und dieses Dichters, der uns, gleich einem unsäglich reichen Frühlingsmorgen, überschüttet mit maaßlosester Fülle von Poesie und Liebe und Freiheit, dessen unaufhörlich strömender Reichthum uns fortreißt von Entzückung zu Entzückung und kein klares Bewußtwerden unseres Glückes gestattet, dieses Dichters echter Erbe war einerseits eben Baruch Börne, andererseits ein Jetztlebender, Leopold Schefer, geboren 1784 zu Muskau in der Niederlausitz. Wenn in Börne die politische Mission Jean Pauls ihre Weiterbildung, so fand seine poetische in Schefer ihre Fortsetzung. Beide führen mit vollstem Recht die lachende Thräne seines Humors im Wappen, aber bei Börne ist sie roth angestralt von demokratischem Zürnen, während sie bei Schefer in den Himmel und Erde überwölbenden Regenbogenfarben einer Alles verklärenden Liebe erglänzt. Börne concentrit seinen Humor auf und gegen die Wirklichkeit, Schefer wendet sich von der Wirklichkeit ganz ab, betrachtet sie als etwas nur relativ Gültiges, an welches der Maaßstab der Idee gar nicht gelegt werden könne, und flüchtet sich zur Natur, zum Menschen in seiner Ursprünglichkeit, um in jener und diesem die Wesenheit der allseienden Gottheit zu finden und sich in diese göttliche Allheit liebend zu versenken. Börne's Humor ist praktisch, Schefers beschaulich. Darum hat sich jener in der politischen Spott- und Strafdichtung (denn eine solche sind doch die Pariser Briefe?) eine passende Form geschaffen, dieser gar keine. Formlosigkeit ist der Vorwurf, den man ihm stets wird machen müssen, Formlosigkeit das Hinderniß, welches ihm eine ausgebreitete Wirksamkeit verwehrt. Er begann mit lyrischen Gedichten, um dann in eine Reihe von Novellen, welche, wenn kunstgemäß durchgeführt, wohl die zeit-

gemäßeste Form, den unerschöpflichen Schatz seiner Gedanken und Anschauungen, die durch Reisen in südliche und orientalische Länder noch an Ausweitung gewonnen hatten, niederzulegen. Hier quillt, leuchtet und duftet die ganze Frühlingsüberschwänglichkeit eines Dichters, dessen erster und letzter Gedanke sich in das wohlige Gefühl, ein Mensch zu sein, auflöst. Aber wir gelangen zu keinem rechten Genuß dieser überreichen Gaben, weil sie sich selbst überstürzen und verdrängen, denn ob wir uns auch manchmal gern gehen lassen mit dem verworrenen Strome der Empfindungen, so wollen wir doch öfter noch über dieselben klar werden, wollen mit hellem Blick um uns schauen, um durch das Erfassen und Begreifen des Einzelnen zum Genuß des Ganzen zu gelangen. Hiezu kommen wir aber bei Schefer nicht, oder nur in besonders glücklichen Momenten. Zwar hat er sich, wie um zum Maaßhalten von außen her gezwungen zu werden, zu historischen Stoffen gewandt und eine „Gräfin Uhlfeldt", einen „armen Dschem", einen „Graf Promnitz" geschrieben, aber die künstlerische Objektivität ist auch in diesen Dichtungen von seinem subjektiven, lyrischen Drang nicht nur überflügelt worden, sondern geradezu in diesem untergegangen. In seinem großartigsten Werk, „die göttliche Comödie in Rom" gleichfalls, hier aber kommt ihm der Umstand zu Hülfe, daß sein Held, der Wahrheitsmärtyrer Giordano Bruno, dieser „gottvoll heitere, überirdisch selige, weil seiner Wahrheit zuversichtlich gewisse, ruhig große Mensch", den sie im Jahr 1600 zu Rom verbrannten, eine der Schefer'schen durch und durch verwandte Natur ist und der Dichter also eine geschichtliche Persönlichkeit bis in die kleinsten Nüancen aus sich selbst heraus schaffen konnte. In dieser Novelle vereinigen sich daher, weil hier Fremdes zugleich Eigenstes, Gedankenhoheit*) mit hinreißend poetischem Zauber vieler Szenen zu einem Glück-

---

*) Wirken ist Leben. Ein Stück Lunte, das gezündet, hat lange genug gelebt und lebt so lange, als der zerschmetterte Thurm todt ist und da liegt. Wirken ist Leben.

Sei voll vom Berufe des Menschen, als auch deines ganzen Volkes. Hege, fördere, thue Alles, was es will. Denn es gehört auch dir, voraus schon dir! Was eines Geistes ist, sei deines Geistes, was eines Herzens ist, sei deines Herzens. Und frage niemals wie dir's geht; das ist nur eine Frage nach dem Wetter, nicht nach dir.

Der Mensch hat auf der Erde den alleinigen und festesten Halt nur an seinem Geiste; Alles ist gegründet auf sich.

Die Freude an der Wahrheit ist gränzenlos und nicht zu verschweigen.

Wahrheit ist Feuer, und Wahrheit reden ist nur Leuchten und Brennen.

seligkeitsevangelium, welches Schefer durch den Mund Giordano Bruno's verkündigt, und für welches er sterben würde, wie sein Held dafür gestorben, so es nach dem Sinne des hochehrwürdigen Herrn Großinquisitors Hengstenberg zu Berlin ginge, der ja bekanntlich sein wuthentbranntes, nach dem Scheiterhaufen riechendes Zetermordjo gegen die allgöttliche Glückseligkeitslehre ausschrie, welche wie aus Schefers „göttlicher Comödie", so auch aus dessen „Laienbrevier" so gotttrunken und mild und überzeugungsfreudig predigt von einem Ausströmen und Sichverlieren in Gott:

Nichts ist, als Gott, und außer ihm ist Nichts!
Er ist allein, und Alles kommt aus ihm,
Was kommt; was geht, das geht in ihn zurück,
Und war auch keinen Athemzug ihm fern.
Und hat er selbst sich erst zu Staub gemacht,
Um jeden Staub zu sich empor zu heben,
Und wie den Schneeball, durch die Zeiten wälzend,
Zuletzt so groß zu machen, wie sich selbst.
So wie von ungeheuerem Gewölbe
Der schönen, ungeheuren Tropfsteinhöhle
Die ungezählten Tropfen niederregnen
Und drunten mit den Silberstimmen singen,
So stralt und glänzt und blitzt und strömt und säuselt,
Der Alles ist, aus allen Himmeln nieder,

Die Vernunft ist über die Liebe, und auch ihr Herr und Gebieter, wie aller Welt.

Geister gewinnen, ist Alles gewinnen, es ist auch Herzen gewinnen. Denn das Herz traut nur dem Kopfe. Mauern gewinnen, alle Menschen zu Sklaven machen, das bringt nicht weiter. Das zerstört und stört nur. Bauen ist das rechte Wort.

Lehren und Belehren ist die einzige wahre Waffe gegen allen Unsinn und alle Tyrannei, die nur Unverstand sind.

Alles, was wahrhaft lebt, lebt nur für Andere.

Auch ohne die römische Kirche hätte sich das Reich des einzigen Gottes aufgerichtet, das Haus aller Menschen, nur nicht in Rom, das vor Herrschsucht versteinert, wie Loths Weib, das nach dem Untergehenden zurücksah, und wie ein Spielsachenhändler nur seine Puppen auf aller Welt Messen sehen will.

Am Menschen zerschellt die Kirche.

Die Freude des Armen ist schrecklich. Dieses Aufflackern und Funkeln der lebensmüden Augen! Dieses Lächeln, das durch die verwüsteten Lilienfelder der Wangen sich wühlt, dieses aus dem Grabe erwachte Entzücken, das mit den entfärbten Rosenblättern der Lippen zuckt und spielt, wie ein Kind mit den Blumen auf seiner Mutter Leiche.

Die Asche großer Männer treibt Riesen aus der Erde.

Alles Glück eines Menschen, eines Mannes ist Nichts gegen das unsägliche Glück, daß ein schönes und liebendes Weib um ihn stirbt, ihm voraus stirbt oder ihm nach. Dadurch erscheint er höher als Alles, was lebt, denn um ihn hat die Liebende Alles weggeworfen, und Alles, was lebt, war ihr Nichts.

Wird Alles und ist Alles, bleibet Alles
Und ist doch Nichts als Er. Nichts als Gott,
Nichts ist als Er. Geheiligt sei sein Name!
Er ist das All. Nichts Einzelnes ist Alles,
Die Rose nicht die Sonne, und der Mensch
Das Veilchen nicht, das Kind ist nicht der Greis;
Doch neben, miteinander sind sie alle
Und viele, viele, unzählbare — alle
Sind neben, mit einander alle göttlich,
Sogar der Staub auf Sommervögelschwingen,
Der Purpursprenkel auf dem Nelkenblatt,
Der goldne Strich noch auf der todten Muschel,
Sogar der Punkt im Ei, des Küchleins Auge!
Was ihn nicht nennen kann, das kennt ihn doch
Recht innerlich, herzinniglich durchdrungen —
In heimlichster Anbetung stillstem Dasein.
Nichts ist als Gott; in ihm ist Alles gleich:
Sandkorn und Stern — geheiligt sei sein Name!

Das stillheimliche Weben und Leben der Natur mit hellseherischem Auge betrachtend, findet Schefer in der Thätigkeit derselben, in den Wandlungen der Jahreszeiten immer und überall Analogieen für die philosophische Lehre der All- und Einheit des Weltbaus, die bei allen Metamorphosen immer ein und dieselbe Wesenheit bleibt. Unter diesem Gesichtspunkt erscheint ihm auch das Problem der Fortdauer des Menschen, die er wesentlich vom Wirken abhängig glaubt, von der guten That:

Was seines Gleichen neu und jung hervorbringt,
Sei das nun Pflanze, Vogel, Fisch und Mensch —
Ist sterblich. Tulpen heißen drum: — die Tulpe!
Und alle Schwalben heißen drum: — die Schwalbe,
Als wären sie nur eins, und sind nur Eine,
Dieselbe, die zum ew'gen Frühling kommt!
Doch was nicht stirbt, bringt seines Gleichen nicht
Hervor: denn selber lebend steht es da
Statt tausend Kinder, so wie Sonne, Mond
Und Sterne. Willst du nun unsterblich sein,
So bringe Nichts hervor, als Göttliches
An Schönheit, Wahrheit, Sittlichkeit; nichts Andres,
Als was du selber bist und werden kannst
Aus dir: — das ist das schöne Werk der Kunst,
Das wahre Wort, die gute That. Das bleibt!

Es pflanzt sogar sich fort, vermehrt sich himmlisch
Und währt doch selbst, wie Sonne, Mond und Sterne.

Freilich die Orthodoxen werden eine religiöse Weltanschauung dieser Art nie verzeihen, eine Weltanschauung, die, nicht von oben herab eingedonnert oder eingeflötet, aus dem tiefinnersten Gottbewußtsein eines Menschengemüthes hervorquillt mit der kindlich vertraulichen Gebetinnigkeit eines Angelus Silesius, wie in folgender Betrachtung:

Du hast mich hier herausgesandt, o Vater,
Und hier nun steh' ich unter deinen Wolken,
Dort deinem schönen Himmel gegenüber,
Auf deiner feierlich geschmückten Erde!
Du hast mir Macht gegeben über Geister,
Die mir zu dienen angewiesen sind,
Gewalt — selbst über deine besten Kinder;
Nicht nur die Rose, die ich brechen kann,
Nicht nur die Blumen, drauf ich wandeln mag —
Ich kann den Menschen, wenn ich will und möchte,
Zerstören, fort von dieser Erde schicken!
Ich kann die Seele, die mich liebet, kränken;
Selbst ganze Städte kann ich mit der Fackel
Von deines heil'gen Feuers Glut vertilgen,
Vergiften ihre Kinder aus dem Brunnen,
Und Niemand wehrt mir — niemand wüßt' es ja,
Als ich und du! Ich kann mir selbst mich opfern,
Und deine Hallen sprengen vor der Zeit!
Und du, du mußt, ob auch mit Widerwillen,
Du mußt das Grab mir öffnen und die Hallen
Der Todten, aller Seligkeiten voll,
Und noch den Becher der Unsterblichen
Mir reichen — auch mit abgewandtem Antlitz!
O neige dich zu mir! das himmlisch schöne,
Das reine Antlitz neige stets zu mir:
Und was auf Erden, was bei Menschen dir,
Was dir von fern nur ähnelt, wie dein Schatten,
Das will ich ehren! lieben so wie dich!
Sei du es in Gestalt der Kinder nun,
Sei du es in Gestalt der schönen Jungfrau,
Sei du es in Gestalt des Silbergreises,
Sei du es in Gestalt des blinden Bettlers,
Ja sei es in Gestalt der Schwalbenmutter,
Der bunten Taube, jener Lerche droben —
Ich will sie auf den Händen tragen, kostbar,

Als hätt' ich dich, so klein, so hold, so eigen!
Sei du es in Gestalt des Regenstromes,
Ich will dem heil'gen Wasser aus den Wolken
Ein Gräbchen schaufeln, daß es munter rinne.
Sei du's in meiner eigenen Gestalt,
Sei du's in meinem Geist und meinem Denken —
Ich will mich selber, will dich also ehren,
Daß dich zu ehren meine Ehre sei,
Daß dich zu freuen meine Freude sei,
Daß dein zu sein mir ewig Leben sei.

Auf Kunstwerth kann Schefers „Laienbrevier", dem sich als Fortsetzung die „Vigilien" anschließen, keinen Anspruch machen, aber es ist, wie ein Beurtheiler, ich glaube Gustav Pfizer, seiner Zeit gesagt, ein poetisches Buch, wie es poetische Menschen gibt, die deßhalb doch keine Dichter sind, und wie ein echt poetischer Mensch Einem weit mehr gelten und gewähren kann, als ein sehr fruchtbarer und wohlbegabter Autor, so ziehen wir dasselbe vielen kunstgerechten Poesieen vor.

Das „Laienbrevier" steht nicht vereinzelt in der Literatur, Friedrich von Sallet, Abkömmling nach den Gräueln der Bartholomäusnacht aus Frankreich geflüchteter Hugenotten, *) geb. 1812, gest. 1843, ist ihm mit seinem „Laienevangelium", Eduard Duller, geb. 1809 zu Wien, mit seinem „Fürst der Liebe" würdig an die Seite getreten. Es ist ein Stamm, aus welchem diese drei bedeutenden Erscheinungen hervorgegangen, das philosophisch-religiöse Bewußtsein unserer Tage, und sie ergänzen sich gegenseitig. In Bezug auf die Ausführung ihres Thema's muß gesagt werden: das Colorit von Schefers Brevier ist wie sanftes, weißes Mondlicht, während aus Sallets Evangelienharmonie die rothen Flammen des Zornes lodern und Duller in seinem Fürst der Liebe die Milde des Erstern mit der Begeisterung des Letztern verbindet. Sallet hat, um mit dem Bedürfen und Wollen der Gegenwart zugleich

*) Auch meine Ahnen todt dahinzustrecken,
War wohl in jener Nacht ein Stahl bereit.
Sie flüchteten vor Christen sich mit Schrecken,
Bei fernen Ketzern findend Sicherheit.

So bin ich deutschen Geistes Kind geworden,
Dafür mein Herz von Dankeswonne schwillt,
So ward mein Vaterland der deutsche Norden,
Wo stark die Geister und die Sitten mild.

eine lebendige und lebengebende Erinnerung an Christus, den Gottmenschen, zu verbinden, seine poetischen Betrachtungen über Religion, Sitte und Politik an die Evangelien angeknüpft und so aus diesen das, was an der Zeit, herausgedeutet. Freilich, man hat hiedurch auch an das Wort Christi von neuem Wein und alten Schläuchen erinnert werden wollen und ersieht aus dem Werke selbst, wie angestrengt Sallet oft mit seiner Form ringen mußte, die sich manchmal spröde genug gegen die modern philosophischsocialen Resultaten verhält, die allerdings nicht mehr und nicht weniger als der ursprüngliche Gehalt der Christuslehre, allein durch seit Jahrhunderte geltende orthodoxe Auslegung ist diese von ihrer reinphilosophischen Ursprünglichkeit so weit abgekommen, daß es dem Dichter oft geradezu unmöglich wird, den weiten Riß zwischen Geist und Form seines Vorwurfs auszufüllen. Poetische Wirkung kann und wird das „Laienevangelium" stets nur in geringem Maaße üben, weil es ganz unmittelbar, ich möchte sagen dringlich didaktisch ist, weil es die Wahrheit zu skeletthaft hinstellt, aber anderweitig wird und muß es dennoch wirken, weil eben diese klare und scharfe Wahrheit wie ein zorniger Adler den Geist ergreift und ihn der Erkenntniß entgegenreißt. Eine der milderen Verkündigungen ist folgende über den „Geist der Gemeine":

Dich sollst du ehren, denn in dir verkündigt
Sich Gott. So soll dich auch dein Bruder ehren.
Drum gehe hin, hat er an dir gesündigt,
Mit ihm allein ihn strafend zu belehren.
So er dich hört und läßt vom Feindestrachten,
Hast du den Bruder, freue dich! gewonnen;
Denn wer im Bruder ew'gen Werth kann achten,
Hat selbst vom ew'gen Werth zu sein begonnen.
Hört er dich nicht, so nimm hinzu noch Einen,
Nimm Zwei, auf daß zur Schlichtung jeder Sache
Zwei oder drei der Zeugen sich vereinen,
Und Einer Einem nicht Gesetze mache.
Leicht kann der Einzelne sich selbst verkennen,
Und seinen Geist, beharrend eigenwillig,
Vom ew'gen Urgeist, von der Wahrheit, trennen,
Mehr fordernd, leistend weniger, denn billig.
Doch wo Zwei oder Drei zusammenstimmen,
Da ist nicht eine Summe blos von Meinung.

Zum Streit nur treffen Geister sich im Schlimmen,
Das Gute, Rechte nur schließt sie zur Einung.

Der Geist kann sich dem Geiste nicht gesellen,
Nur äußerlich zusammen sich zu fügen;
Nur, sich in seiner Wahrheit herzustellen,
Sich läuternd im Verein von Zufallslügen.

Darum ist Zweier, Dreier Wort ermächtigt,
Zu richten, was für sich nur that der Eine.
Doch glaubt dein Bruder jene nicht berechtigt,
Und hört sie nicht, so sag' es der Gemeine.

Des Volkes Stimme, das ist Gottes Stimme.
Des Einzelsinnes Bäche, sonder Einheit,
Getrübt von Thorheit, aufgewühlt von Grimme,
Verklären sich im See zur Ruh' und Reinheit.

Den magst du, der nicht hört auf die Gemeine,
Für einen Heiden, einen Zöllner halten,
Der in der Geister ernstem Allvereine
Verkennt der Gottheit reinigendes Walten.

Wahrlich ich sag' euch: was ihr werdet binden
Auf Erden, sei im Himmel auch gebunden,
Und was ihr löst, soll dort auch Lösung finden.
In eurem Geist wird sich der Herr bekunden.

Euch eingeboren ist das Bild des Rechten.
Wo alle Geister, frei von Einzelwirren,
Sich zum Gesammtbewußtsein stark verflechten,
Da sind sie Gottes Geist, der kann nicht irren.

Ihr wisset, seid ihr Eins, was gut, was böse.
Nicht nöthig ist's, daß Gott mit fremden Worten,
Die euch von draußen tönen! bind' und löse.
In euch zugegen ist er allerorten.

Hoch über'm Wust verworrner Endlichkeiten,
Im einen Gott geheilt von jeder Zweiheit,
Hält ernst Gericht für alle Ewigkeiten,
Statt Gott der Menschheit Geist in seiner Freiheit.

Und weiter sag' ich euch: wo Zwei auf Erden
Eins würden nur, warum sie bitten wollen,
Das wird gewährt von meinem Vater werden,
Denn Zweier Wollen eint sich nur im Sollen.

Kein Geist hat je dem andern sich verständigt,
So lang er nicht die wilde Schaar der Triebe
Ganz zur Vernunft und Freiheit hat gebändigt,
So lang er nicht zur Wahrheit ward, zur Liebe.

Nur die in diesem reinsten Aether wallen,
Vermögen Eins das Andre zu durchschauen.
Doch undurchsichtig ist sich selbst und Allen
Der Geist im trüben Erdgewand, im grauen.

Die aber sich in jenem Licht getroffen,
Zu einem Wollen sich bewußt vereinet,
Sprechen in ihrem Streben, Fleh'n und Hoffen
Nur Gottes Willen aus, der sie durchscheinet.

Doch Gottes Wille braucht nicht Thatenhüllen,
Er ist schon ewiges sich selbst Vollbringen.
So ist, womit sich jene Zwei erfüllen,
Ein unabwendbar aus sich selbst Gelingen.

Wenn Zweie so zu Einem sich verklären,
Die bitten nicht, was der und jener dächte,
Das Rechte nur, und das muß Gott gewähren,
Denn was er thut ist stets und nur das Rechte.

Und wo Zwei oder Drei zusammenkamen,
Um auf den Gott, der in mir ist erschienen
Zu richten ihren Geist in meinem Namen,
(Spricht Christus) bin ich mitten unter ihnen.

In reiner Seelen geistiger Vereinung
Waltet das Himmelreich schon hier auf Erden,
Da muß der Mensch der flüchtigen Erscheinung
Zum ew'gen Menschen, Gottmensch muß er werden.

Trat Sallet im Laienevangelium ein streitfertiger Jambenschleuderer, als welcher er mich stets an den Franzosen Auguste Barbier gemahnt, uns gegenüber oder voran, so zeigte er uns hernach in seinen „gesammelten Gedichten" nach seiner eigenen richtigen Bezeichnung „die Entwicklung eines ganzen Menschenlebens, von den Blüthenträumen der Jugend an bis zu dem furchtbaren Ernst der Gegenwart". In der That, diese Gedichte sind lyrische Memoiren eines Mannes der Zeit, eines deutschen Mannes, der sich durch alle Lust und alles Leid der Jugend, durch alle Illusionen und Täuschungen des Lebens zum entschlossensten Begreifen der Gegenwart durchgewunden, von deren Höhen aus sich ihm ein prophetischer Blick in die Zukunft aufthut, wie es der Fall in seiner „Fernsicht", einer der großartigsten dichterischen Conceptionen, die unsere Tage entstehen sahen:

Im Nebelmeer
Sitz' ich allein auf öder Bergeskuppe.

Nur Truggebilde ballen rings umher
Sich, Grupp' an Gruppe.
Nichts ist zu schau'n;
Und wenn einmal das graue Meer sich spaltet,
Seh' ich in einen Abgrund voller Grau'n,
Drin Nacht nur waltet.
Trompetenton!
Doch nein! 's ist nur Getön der Sonnenpfeile,
Des Nebels grau Gespensterheer entfloh'n
Mit Rieseneile.
Rings liegt die Welt
Vor den entsetzten Blicken ausgebreitet,
Und in's Unendliche, im Nu erhellt,
Im Nu sich weitet.
Welch ein Gewirr!
Da ragen qualmend auf thurmhohe Schlotte.
Naturkraft, Riesenmühlpferd jetzt, wie kirr,
Dir selbst zum Spotte!
Wohl schnaubst du wild,
Betretend weitgestreckte Eisenschienen;
Mußt doch, mit Tausenden hin durch's Gefild
Zu rauschen, dienen.
Das ist ein Sturm
Hin zu der Prunk- und Riesenstädte Knoten,
Vorbei, vorbei an Wald und Dorf und Thurm,
Am Haus der Todten!
Auf ragen stolz
In jenen Riesenstädten Prachtpaläste,
Sind Wachsfiguren, Puppenspiel von Holz
Dort bei dem Feste?
Bunt ausstaffirt,
Ihr Leben ist ein Biegen nur im Rücken,
Und für den Goldnen, der den Drath regiert,
Ein Lugentzücken.
Dort rennt's und tollt
Und drängt in wilder Hast in öde Hallen;
Von Silberlingen und gemünztem Gold
Tost dort ein Schallen.
Das tost so laut,
Hat Alles, was sich Klang noch nennt, verschlungen.
Verschollen ist, was Seher je geschaut,
Gesagt, gesungen.

Doch was erspäht
Mein Aug' in Dorfeshütten, Winkelgassen?
Was winselt dort (ist's Fluchen, ist's Gebet?)
Gedrängt in Massen?
Es kau'rt und hockt,
Wie Kehricht, den man in die Ecke schüttet,
Erdfahl in Räumen, wo die Luft selbst stockt,
Zerlumpt, zerrüttet.
Weh' dem Geschlecht
Der Zwerglein, die sich brüsten und die thronen!
Im Finstern wimmelt's, ohne Brot und Recht,
Von Millionen!
Messias komm'!
Doch welch ein Mann ragt dort aus dem Gedränge?
Er predigt. Ward die Welt noch einmal fromm?
Hin strömt die Menge.
Wild ist sein Wort,
Sein Ansehn rauh, nicht nach der Mode Schnitte.
„Ihr Armen (donnert er) laßt Jene dort!
Weg mit der Bitte!"

„Tief in den Staub
Seid von den Uebermüth'gen ihr getreten.
Kleinmüthig, gottlos, habt ihr nur den Raub
Zurückerbeten."

„Was war die Frucht?
Daß sie des Mundes Wort selbst euch umgarnten,
Und den Propheten, die, mit Rachewucht
Drohend, sie warnten."

„Euch offenbart
Hat der Prophet von Nazareth mit Schalle,
Daß ihr mit Gottes Geist von gleicher Art,
Ja Götter alle."

„Sind Götter das,
Die selbst vor Götzen dort im Staube kriechen?
Und vor den Schlemmern, in ohnmächt'gem Haß,
Verachtet siechen?"

„O in euch seht!
Laßt ihr euch schmäh'n, schmäht ihr den Herrn der Welten.
Ruft wach in euch der Gottheit Majestät
Und macht sie gelten!"

„Thut Gott sein Recht!
Ihn selbst von Schmach zu retten, müßt ihr handeln,

Daß er nicht fürder darf als feiger Knecht
Auf Erden wandeln."
„In Schmach und Noth
Seid ihr gekreuzigt und begraben worden.
Jetzt brecht, bei'm Auferstehungsmorgenroth,
Aus Grabesborden!"
„In Menschenpracht
Sollt ihr zu Gottes Ruhm auf Erden schreiten.
Hier ist das Schwert, das Jesus selbst gebracht,
Auf, auf zum Streiten!"
Und schnell hervor
Zieht er ein Schwert aus wallenden Gewanden.
Da regen sie sich Alle, die zuvor
Still lauschend standen.
Er zieht voran
Den Berg hinab, sein Schwert blitzt durch die Weiten,
Die roh'ste Waffe gleich packt jeder an,
Ihm nachzuschreiten.
Vom Felde frisch
Mit Sens' und Sichel lump'ge Bauern eilen,
Aus Straß' und Werkstatt her strömt ein Gemisch
Mit Axt und Beilen.
Schwarz wächst es an
Und deckt weithin, dumpf summend, das Gefilde.
Da rennen, reiten Boten, Mann für Mann,
Zum Königsbilde.
Das lächelt frech,
Winkt einem bunten Mann, der lächelnd nicket,
Und wie ein Kind Soldatenspiel von Blech
Aus Schachteln schicket:
So schicken sie
Die läppisch bunten Reih'n aus den Kasernen,
Mit Spottgesang entgegen rücken die
Den weit noch Fernen.
Doch als sie schau'n
Ein zahllos Lumpenvolk mit stieren Blicken,
Da schweigt das Spottlied. Leishin wandelt Grau'n,
Die Kniee knicken.
Wie Lavaglut
Fortfließend frißt und tilgt ein Heer von Bäumen,
Wie Häuserzeilen die geschwollne Flut
Wegspült mit Schäumen:

So mäht das Pack
Die graden Glieder hin mit heißen Klingen.
Tief schweigt der Flinten kindisches Geknack,
Die Bettler singen.
Da wird so bleich
Mit eins die Wachsfigur auf goldnem Throne,
Armeen ziehen ringsum aus sogleich,
Doch sonder Hohne.
Doch strömt es schon
Aus Hütt' und Stadt zu riesigem Vereine.
Zerlumptem Vater folgt zerlumpt der Sohn,
Ja Weib und Kleine.
Wie Rohr im Sturm
Zerknicken vor dem Volkssturm schmucke Heere.
Schwarz kriechts zur Hauptstadt schon, wie Wurm an Wurm,
Drin Angst und Leere.
Geschrei und Dampf!
Dort der Messias ragt aus dickstem Knäuel
Jetzt stürzt er, rufend: „Muth zum letzten Kampf,
Zum letzten Gräuel!"
Da brüllt und schäumt
Das Tausendgliederthier gleich grimmem Leuen,
Da sind die Gliedermännlein weggeräumt,
Da jauchzt ein Freuen.
Und um und um,
Wohin ich schauen mag, in allen Reichen,
Zieh'n hin die dunklen Schaaren mit Gesumm,
Die bunten weichen.
Wie schwand so schnell
Des Gecken Zierlichkeit, des Bettlers Blöße!
Der Mensch nur tritt einher, die Stirne hell,
In Königsgröße.
Wie tauchten doch
Aus jeglicher Verzerrung edle Züge!
Hoch ragt, wer kaum im Bettelschmutze kroch,
Wer in der Lüge.
Dort sitzt zu Rath
Ein hehrer Kreis von Kühnen, Keuschen, Schlichten,
Die maaßvoll und gewaltig jede That
Ordnen und richten.
Rings durch die Welt
Geläut von allen Glocken, stumm die Spötter.

Nicht Herr und Knecht sind da zum Fest gesellt,
Nur freie Götter.
Bezahlt habt ihr.
Der euch erlöst aus innren Dunkels Banne:
Gott, wallt, durch euch von Schmach erlöst, nun hier
Im freien Manne.

Eine vielseitigere poetische Thätigkeit, als dem hochsinnigen Verkündiger des Laienevangeliums vergönnt war, hat sein Freund Eduard Duller entfaltet, der nach frühzeitiger Bewährung eines ebenso gesunden als heißblutigen Talentes in Drama, Lyrik und Novelle, und nach Ueberwindung einer zu sehr ins Vage schweifenden Phantastik, wie sie in seinem „Freund Hain" und in seinem „Berthold Schwarz" nebelt, seinen entschiedenen Beruf zur historischen Romandichtung glänzend documentirte durch seine „Feuertaufe", seine „Kronen und Ketten", seinen „Loyola", seinen „Kaiser und Pabst", gleichzeitig, wie früher durch sein Journal „Phönix" die höchsten Interessen der Literatur vertretend, so später durch seine „deutsche Geschichte" und gegenwärtig durch seine Zeitschrift „Vaterland" das Volksbewußtsein mit geistigen Bestrebungen vermittelnd. Den Gedankenreichthum, der unabläßig in Duller zu Helle und Schönheit sich abklärt, hat er vordem bereits in mehreren novellistischen Dichtungen, worunter die wunderschönen „der Antichrist" und „das tönende Bild", verarbeitet, unlängst in seinem „Fürst der Liebe" in metrischer Form. Ich glaube dir, meine Freundin, einen Gefallen zu thun, und der liebenswürdige Dichter wird es mir wohl schwerlich übel deuten, wenn ich dir aus einem Briefe von ihm Betreffs dieses schönen Werkes Folgendes mittheile: „Sie fordern mich auf, Ihnen meine eigenen Grundanschauungen über den „Fürsten der Liebe" mitzutheilen. Davon wäre viel zu sagen, wenn man sein innerstes Leben so ohne Weiteres offenlegen dürfte — ich meine den Bildungs- und Entwicklungsgang desselben — dazu müßte jeder Mensch, der überhaupt aus sich herausproducirt und nicht aus dem Aeußerlichen, das auf ihn einwirkt, ein Buch schreiben. Wollte ich das auf mich selber anwenden, wär's Anmaßung. Aber, da Sie mich nun einmal fragen, so gesteh' ich Ihnen offen und ehrlich, daß das „Gott ist in uns" das sittliche Agens war, das mich dabei trieb. Der ewige, urheilige Gott in uns, das ist die Freiheit, durch die wir die Erlösung selbst vollbringen, in sittlicher Beziehung ebenso wie in jeder andern und nie ohne die

erstere. Seid Menschen erst! sagt ich einmal in meinen Versen, wenn Sie wollen, so haben Sie also hier eine Humanitätsdichtung, d. h. in meinem Sinne, da ich mir als höchstes Ziel der Humanität die vollkommene Freiheit des Menschen denke (siehe die Gedichte „Sendung" und „Christnacht" im Fürsten der Liebe). Daß ich hiebei keine bloße chimärische Zukunftshoffnung im Auge habe, sondern ein ewiges Fortschreiten in schöner bewußter Gegenwart, glaube ich mehrfach ausgesprochen zu haben, und daß ich keiner confessionellen Richtung ausschließlich mich anschloß, daß ich von allen Formen und Traditionen an den reinen Menschen appellire, ihn zum Bewußtsein des reinen Menschthums erwecken helfen möchte, beweist vielleicht das letzte Gedicht des Cyclus, wo Christus, nach katholischer Auffassung als Gott gedacht, an seinem Kreuze steht, das kein Bild hat, und wo er gegen die Namen protestirt. Das ganze Evangelium dieser Weltanschauung möchte in „Ostern" liegen. Ich habe die Idee des Ganzen lange in mir herumgetragen, über sieben Jahre, bevor ich an die Vollendung ging. Niemand wußte darum, als mein verewigter Freund Sallet, der mich plötzlich einmal durch ein liebes Schreiben überraschte, worin er mir ankündigte, daß er die Idee auch, und zwar auf seine Weise vom philosophischen Standpunkt aus, aufgefaßt habe. Ich erhielt damals brieflich viele Proben, das Ganze war sein „Laienevangelium". Wir haben uns beiderseits reichlich ausgetauscht und es gehört zu den schönsten Genugthuungen, die ich erlebt, daß mir mein lieber Sallet, als er meinen Fürsten der Liebe, wie ich sein Laienevangelium gelesen, eingestand, daß wir nach demselben Ziele hingearbeitet, er auf seinem Wege, ich auf dem meinigen". Diesem brauche ich Nichts beizufügen, wenn nicht meine Ansicht, daß Dullers Werk das von Sallet an poetischem Werth weit übertreffe, weil es die gemeinschaftliche Idee nicht, wie die das Laienevangelium, bloß subjektiv didaktisch, sondern objektiv gestaltend zur Erscheinung zu bringen strebt. Nicht als umfassende, doch als charakteristische Probe von Dullers Dichten wähle ich dir aus seinem „Fürst der Liebe" die Ballade „das Kind":

In heller Tagespracht
Erglänzt des Königs Schloß um Mitternacht;
Durchduftet sind von Würz' und Specerein
Die Säle; stumme Sclaven streun
Aufs Neue Weihrauch in die goldnen Becken.

Musik ertost, hinschwebt im leichten Tanz
Die zierliche Mänade, Wollust ganz,
Und sinkt ermattend dann auf seidne Decken.
Ihr schwarz Gelocke fließt
Herab in üppigen Wellen und umschließt
Den schlanken Leib; aus feuchten Wimpern fliegt
Ein Blick, der glüh'nd ins Herz sich schmiegt
Dem Fürsten und durchrieselt seine Glieder.
Sie ist entschwebt. Ein Atlasvorhang rauscht:
Entgürtet stehet sie dahinter, lauscht,
Und von den Schultern sinkt die Hülle nieder.
Der wilde Lärm verhallt;
Nur leis einschläfernd noch ein Brautlied schallt.
Ein holder Dämmer webt um ihn und sie,
Und Kuß um Kuß wird Melodie.
Er schlummert endlich ein; betäubt, befangen
Vom Liebeszauber, liegt an ihrer Brust wie todt,
Rosenumkränzt, der mächtige Despot,
Sie bleibt noch wach vor fieberndem Verlangen.
Ihr wird so bang, als hielt
Am Herzen sie ein kaltes, ehrnes Bild,
So hart dünkt ihr des Fürsten schwellend Bett
Wie eines Sarges rauhes Brett,
Der Duft des Rauchwerks liegt ihr auf dem Herzen,
Als wie geweihten Harzes ekler Duft
Beim Todtenamt in lang verschlossner Gruft,
Und wie Geruch von Katafalkes-Kerzen.
Fortschläft er todesschwer,
Kein Laut, kein Säuseln hörbar rings umher.
Sie preßt vor Graun ihn, daß ihn Schmerz erweckt.
Vergebens! — Horch! Emporgeschreckt
Springt sie jetzt auf und läßt den Schläfer fahren.
Was wimmert durch die Nacht? So deutlich klang
Es, gleich als ob ein Kind in Schmerzen rang;
Sie bebt vor Frost, deckt sich mit ihren langen Haaren.
Ja, wie aus Kindes Mund,
Und dumpf, als schöll's herauf aus tiefem Grund.
„Wach auf!" ruft sie; „ein Mord, nah am Gemach!"
Er regt sich, halb im Schlaf, halb wach,
Und stammelt bleich: „„Auf! faßt den Mörder, Schergen!""
Drauf sie in ihn: „Hörst wimmern du's?" — „„Ich hör's — —""
„So hilf, eh's schon zu spät! Errett' es! Schwör's!
Wir suchen's .... nächste Nähe muß es bergen."

Zurück rauscht die Gardin',
Sie nimmt die Lampe, beide eilen hin
Durch Säl' und Prunkgelasse, Eins umfaßt
Das Andre bang, — sofort in Hast.
Hier war's! — — Nein dort!.... Allüberall das Wimmern!
Sternlos die Nacht. Sie schleichen bebend fort; —
Nichts hörbar, als der Wächter Losungswort,
Nichts sichtbar, als der Partisanen Schimmern.

Schneebleich ins Schlafgemach
Zurücke kommen sie, und Graun folgt nach,
Und haucht sie an, zupft sie am Nachtgewand.
Los reißt sich aus der Nymphe Hand
Der Fürst, verhüllt die Augen sich, die Stirne.
Ist's Graun? Ist's Scham? Sie faßt ihn schmeichelnd an;
„Hinweg die Hand!" ruft er, „Blut klebt daran,
Und Fluch und Abscheu! Fort von mir, du Dirne!"

Und vor die Schwelle stößt
Er sie, die heiße Lieb ihm eingeflößt;
Wild tobt Gewissen durch die nächt'ge Ruh;
An seine Kissen tritt herzu
Ein bleiches Kind mit einer Wund' im Herzen —
Ein luft'ges Bild.... Er stürmt entsetzt hinaus,
Er weckt die Diener all' in seinem Haus:
Licht! Licht! Anzündet Lampen, Fackeln, Kerzen!

Und als der Morgen graut,
Läßt er's verkünden durch den Herold laut:
„Ein Mord geschah in meinem Schloß heut Nacht,
Ein Kind ward meuchlings umgebracht.
Wer mir den Thäter bringt, den will ich fürstlich lohnen!"
Da schaart das Volk sich, bangend ob dem Wort,
Als träfe all' ein einz'ger neuer Mord,
Wenn Frevel sich nicht scheut, im Fürstenschloß zu wohnen.

Doch wie der Fürst auch schreckt,
Verheißt, — der Thäter bleibet unentdeckt.
Die Kunde flieget durch des Reiches Gaun
Und träuft in alle Herzen Graun; —
Da hört' ein alter Mann, ein unbekannter,
Jenseits des Gränzsteins sie und eilt herbei
Zur Hauptstadt; wer ihn siehet, senkt voll Scheu
Das Haupt; denn jener Greis ist ein Verbannter.

Der Alte aber tritt
Zum finstern König hin mit festem Schritt.

„Ich kann dir's sagen, Fürst," so hebt er an,
„Wer diesen Frevel hat gethan;
Du wirst mich tödten, wenn du es erfahren.
Weil ich die Wahrheit sprach, ward ich verbannt;
Mit Wahrheit kehr' ich heim ins Vaterland,
Und Wahrheit will ich sterbend offenbaren."

„Als ward der Grund gelegt
Zu diesem Schloß, das Tyrannei jetzt hegt,
Da hielt kein Stein, kein Mörtel band; bei Nacht
Zerfiel, was man bei Tag empor gebracht.
Da gab ein böser Mann den Rath, den argen:
„„Wohl hält der Bau, wenn in den Grund ihr senkt
Ein reines Kind, das noch den Himmel denkt;
Das sollt im Grund lebendig ihr einsargen!""

„Und wie er rieth, geschah's:
Und ohne Scham und Reu und Mitleid sah's
Dein Ahn, o Fürst, wie man das Kindlein hub
Hinab und in den Grund begrub,
Auf welchem wuchsen Mauern, Thürme, Zinnen.
Nun steht das Schloß, gefeit; kein Feind nimmt's ein.
Das Kindlein aber lebt noch unterm Stein;
Denn Gottes Engel sind mit ihm darinnen."

„Und ob dein Schloß auch gleißt
Mit goldnem Dach und unbezwinglich heißt, —
Das Kindlein lebt, du hast's gehört bei Nacht,
Wie es in seinen Schmerzen wacht!
Es wächst so lang, als Tyrannei hier oben;
Doch Tyrannei, so trotzig sie auch steht,
Ein Odem Gottes ist's, der sie zerweht,
Und über Nacht ist sie in Asch' zerstoben."

„Das Kind, o Fürst, das lebt
Im Grabe, wisse: daß es einst begräbt
All deine Macht und deine Herrlichkeit,
Weil Gott, sein Vater, es betreut.
Wann es im Wachsthum hoch genug geschossen,
Wird es mit seinem heiligen Scheitel dann
Durchbrechen deine Dielen, o Tyrann,
Das Gotteskind, und deinen Trotz durchstoßen."

„Fragst du: wie heißt das Kind? —
Antwort gibt dir der nächste Frühlingswind,
Der dich nicht fragt, ob du ihn auch gebannt,
Ruft: Freiheit ist das Kind genannt,

Das Gotteskind, das schnöde Fäuste haben
Hinabgesenkt, lebendig wie für todt,
Auf dessen Haupt du wandelst jetzt, Despot!
Denn Freiheit ist nicht todt, wenn auch begraben!"

Den Fürsten fasset Graus,
Er bebt und mit ihm bebt und wankt sein Haus;
Es neiget sich der Zinnen goldne Pracht,
Es dröhnt der Pforten Erz; es kracht
Des Estrichs glatter, schöngefügter Spiegel,
In Staub stürzt jeder Säule goldner Knauf!
Horch! ein Triumphlied schallt vom Grund herauf!
Geborsten ist der Grund, es schmolz das Siegel.

16.

Carl Spindler.

O selige Zeit, wo die Poesie der Jugend vermittelst der Prosa eines Leihbibliothekenromans eine Welt voll hoher und süßer Gefühle sich schafft, wo der Knabe die Bengelei der Flegeljahre, das Mädchen die Unerquicklichkeit des Backfischthums von sich streift, indem jener mit Werther schwärmt und dieses mit Siegwarts Marianne die Augen sich roth weint. Selige Zeit, wo man es in Quarta riskirt, durch den Baculus eines Gymnasialpedells in die herbe Wirklichkeit der unregelmäßigen hebräischen Zeitwörter zurückversetzt zu werden, um unter der Schulbank in den unsterblichen Werken von Spieß und Cramer zu lesen, während auf derselben ein unglücklicher Classiker exponirend mißhandelt oder die tiefsinnige Lehre vom Dagesch forte traktirt wird, welches als ein nothwendiges theologisches Rüstzeug sich anzukaufen, jener Tübinger Theologe von seinem filzigen Vater hundert Thaler erbat und erhielt. Selige Zeit, wo der Egoismus sich noch scheu vor dem Ueberschwang der Freundschaft verbergen muß, die Ahnung der Liebe veilchenhaft schüchtern die Seele durchduftet und, ach, beim verstohlenen Stopfen der ersten Pfeife wunderliche Visionen vom ersten Kuß über Einen kommen. Ich hatte damals einen Herzensbruder, Constantin, mit dem ich gemeinschaftlich die ersten Rauch- und Braunbierexperimente anstellte und der ganz eifersüchtig wurde, als ich ihm, während unser trefflicher Lehrer einigen Buchsbaumköpfen den Unterschied zwischen dem Optativ und dem Conjunktiv begreiflich zu machen suchte, unter dem Subsellium unaufhörlich Zettelchen zuschob, in welchen ich ihm erzählte, wie allabendlich, wenn ich mit meinem Bücherranzen aus der Stadt in mein Dorf zurückkehrte, die jüngste Tochter des Nachbars ihr allerliebstes Gesichtchen über den Gartenhag herüberreckte, wie ich sie blöde anschaute und sie roth wurde und lachte, wie ich mich dann mit ihrem Bruder, einem

himmellangen, von Hasper a Spada begeisterten Burschen, in ritterlichem Turniren versuchte und mich braun und grün stoßen und schlagen ließ, um nur einen beifälligen Blick ihrer tiefblauen Augen zu erhaschen. Ach, es erging mir schlecht mit meiner ersten Freundschaft und meiner ersten Liebe. Mein Freund holte die verbotene Frucht der Ritterromane aus der Leihbibliothek und wir lasen dann gemeinschaftlich, sehr oft während der Schulstunden. Plötzlich aber erging das Gericht über mich. Ich weiß nicht was für ein Buch vor mir auf der Bank aufgeschlagen war, aber unter derselben las ich, nein lebte ich in Fouque's minniglicher Geschichte „Sängerliebe", als ich plötzlich die inquisitorische Hand meines theuren Lehrers über die öligen Seiten, auf denen der edle Sänger gerade eine Maurenprinzessin anschmachtete, herfahren und meine Lektüre unter der Bank hervor und an's Tageslicht ziehen sah. Ich weiß nicht mehr genau, was mein Lehrer, dessen Liebling ich war, sprach und was ich stotterte, ich sah nur seinen Adlerblick vorwurfsvoll auf mir ruhen, und als ich wieder die Augen aufschlug, den guten Pedell Florian vor mir stehen, das Züchtigungsinstrument in der Hand, welches unser Lehrer vielleicht mit noch größerem Widerwillen betrachtete, als seine Schüler, die er sonst einzig und allein durch eine, wie zum Lehren erschaffene, Persönlichkeit leitete. „Woher hast du dieses Buch?" „Aus der Leihbibliothek," versetzt' ich kleinmüthig. „Hast du es geholt?" Es schoß mir blitzschnell durch den Kopf, daß ich mich retten könnte, wenn ich der Wahrheit getreu Constantin als den Abholer der verpönten Bücher bezeichnete; aber ich warf einen Blick auf meinen Freund, bemerkte, daß er zitternd neben mir saß und erwiederte rasch: „Ja, ich." „Ists gewiß!" „Ja." „Belüg mich nicht!" „Ich holte es." Der Lehrer gab Florian einen Wink mit dem Worte „Zwölf!" Der gute Pedell zerdrosch zwar mehr meine Rockärmel als meine Hände, aber von Kindesbeinen an brachte mich der Schimpf einer körperlichen Züchtigung in Wuth, und geschlagen zu werden als ein Schuljunge, während man mit Van der Velde's und Blumenhagens Helden im vertrautesten Umgang lebt und mit Hopfenstangen turnirend um Liebesblicke wirbt, das ist zum Verzweifeln. Ich verzweifelte sofort auch, wenn nicht am Leben, doch an der Freundschaft Constantins, der sich meine Aufopferung feige hatte gefallen lassen, und sah es, aufrichtig gestanden, nicht ungern, als ihm mein Lehrer, durch eigene Nachfor-

schungen belehrt, daß Constantin der eigentliche Anstifter unserer Romanleserei gewesen, einige Tage darauf eine doppelt scharfe Strafe diktirte. So war mir das Freundschaftsideal zerronnen, und bald nachher erging es auch meinem Liebesideal nicht besser, indem mein Schätzchen die Huldigungen eines Schulprovisors, der ihr „Mimili, eine Schweizergeschichte" zum Lesen gegeben, den meinigen, einen Liebhaber à la Clauren also einem à la Fouqué vorzog. Zum Glück fielen mir gerade damals Hauffs Werke in die Hände und ich ersah aus den Denkwürdigkeiten des Baron Garnmacher, daß es Andern vor mir beinahe gerade so ergangen. Das tröstete mich, denn, sagt' ich mir, was der einfältige Garnmacher ertragen konnte, wird dich auch nicht umbringen. Zudem traten gerade die Herbstferien ein, die meinen niedern Schulcursus beendigten, ich fühlte etwas Studentenhaftes in mir sich regen, durfte bereits an eine Pfeife mit langem Rohr und dreifarbigen Troddeln denken, ging auf Besuch in eine Landpfarre, ließ mich von meinem Gastfreund in die Mysterien des Tarok und andere academische Herrlichkeiten einweihen und las — den „Juden" von Carl Spindler.

Seither ist dieser Dichter einer der wenigen Romanciers geblieben, dessen neue Produktionen mich nicht nur mit lebhaftester Theilnahme erfüllen, sondern zu dessen frühern ich auch mit stets erneuertem Genusse von Zeit zu Zeit wiederkehre.

Die Intuition zum historischen Roman war uns Deutschen durch Goethe's Götz von Berlichingen gegeben, aber sie blieb unbeachtet bis Walter Scott, vielleicht vornehmlich durch Goethe's Dichtung angeregt, seine wundervollen Waverley-Novellen über den Canal herübersandte. Jetzt wandte sich die Thätigkeit vieler unserer besten Talente auf das Feld des historischen Romans und so haben wir von Tieck herab, dessen vielverheißender „Aufruhr in den Sevennen" leider Fragment geblieben, gleichwie Arnims „Kronenwächter", durch Rehfues, Alexis, König, Mügge, Bechstein, Rellstab bis auf Storch und Andere eine reiche Literatur des historischen Romans erhalten *). Aber national wurde dieser vor Allen durch Spindler. Diesem allein ist die historische Roman-

*) Unter den in jüngster Zeit aufgetretenen historischen Romandichtern hat sich Heribert Rau mit seinem „Kosciuszko" anerkennungswerth hervorgethan. Von einer phantasievollen Dichtung, welche ein junger schwäbischer Poet unter dem Titel „der Held der Steppe" nächstens will erscheinen lassen, sah ich neulich vielversprechende Proben.

dichtung keine bloße poetische Studie, sondern ein ins Fleisch und Blut gegangener Beruf, welchen treulich zu erfüllen, ihm eine außerordentliche Produktionskraft verliehen wurde.

Nachstehender Lebensabriß Spindlers, welchen er eigenhändig an seinen vieljährigen Freund und Verleger G. Franckh schrieb, dürfte dich interessiren, um so mehr, da bisanhin nur Unsicheres oder gar Lügenhaftes über seine Schicksale bekannt wurde.

Carl Spindler wurde am 16. Oktober 1796 zu Breslau geboren, wo sein Vater, ein ausgezeichneter Musiker und Componist, nebst seiner Mutter beliebte Mitglieder der Wäser'schen Schauspielgesellschaft waren. Er ist mit seinen Eltern in Wien, Frankfurt, Wiesbaden, Mainz und Carlsruhe umhergezogen, bereits in Kinderrollen ihren Beruf theilend, bis sein Vater 1808 Kapellmeister am Münster in Straßburg wurde und seinen Sohn Carl, das einzige Kind, welches ihm geblieben, den Unterricht der besten Schulen der Stadt genießen ließ, wie er überhaupt nach Spindlers Ausdruck für dessen Erziehung „über seine Kräfte" that und dabei auf eine strenge Hauszucht hielt. Jedoch in den Schulen mit vielen jungen Leuten zusammenkommend, that Carl nach dem Beispiel derselben und suchte sich von dieser strengen häuslichen Zucht zu emanzipiren. Derbe Zurechtweisungen folgten diesen Versuchen. Von einem schon bejahrten Manne, den er öfters in seiner Werkstätte besuchte, angereizt, setzte Carl mit demselben zum öftern in die Lotterie und ließ sich eines Tages von diesem Lehrmeister im Schlimmen beschwatzen, eine Ziffer auf einem elenden Ambozettel zu verfälschen. Diesen Zettel übergab er einem armen Savoyardenbuben zum Incasso, allein, vom schlechten Gewissen gequält, entsprang er sogleich, nachdem er diesen Auftrag ertheilt. Dennoch wurde — da zufällig zu jener Zeit solcher Fälschungen viele vorgekommen waren, mit Hülfe des inzwischen eingezogenen Savoyarden Carl ausspionirt und verhaftet. Nach der ziemlich drakonischen Gesetzgebung jener Tage würde es dem Thäter schlimm ergangen sein, wenn er nicht erst fünfzehn Jahre alt gewesen wäre. Die Reue, womit er seinen dummen Streich eingestand, vermittelte ihm überdieß die Zuneigung seiner Richter und der Geschworenen. Er wurde in öffentlicher Assisensitzung freigesprochen und seinen Eltern wiedergegeben *). Sein Advokat Jordy,

*) Die meisten der bisher öffentlich gewordenen Andeutungen über diesen Vorfall in Spindlers Jugendzeit waren dergestalt gehalten, daß man aus ihnen allerlei

ein Mann von vielem Talent und edlem Herz, nahm sich hierauf seiner an und beschäftigte ihn in seiner Schreibstube. Zu gleicher Zeit studirte er die Rechte und absolvirte eben sein zweites Jahr, als im Jahr 1814 die Conjunkturen für die damalige Kaiserdynastie sich schlimm gestalteten und ein Heimweh nach Deutschland, das den Knaben trotz eingefleischten Franzosenthums nie verlassen hatte, den Jüngling nicht mehr in Frieden ließ. Er wanderte mit älterlicher Bewilligung zu seinem Onkel, einem Geistlichen in Zusmarshausen bei Augsburg, und suchte mehreremale irgend eine Anstellung auf einer deutschen Canzlei oder in ähnlichen Geschäften zu erhalten. Vergebens; und da seine lebhafte Einbildungskraft die Gränzen eines stillen Pfarrhauses unerträglich fand, ging er binnen Kurzem zum Theater und ist als dramatischer Künstler weit und breit herumgekommen, mit viel Talent und wenig Application, weil ihm dieser Stand von Anfang an nur wie ein transitorischer vorkam. Doch lernte er, der bei seinem Abzug aus Straßburg kaum mehr gewußt hatte, wie ein deutscher Buchstabe aussieht, beim Theater deutsch und erwarb, als ein aufmerksamer Beobachter des Volkes, eine Menge von genauen Anschauungen und Kenntnissen Betreffs aller Klassen der bürgerlichen Gesellschaft. 1819 verlor er seinen Vater, 1820 heiratete er eine talentvolle Schauspielerin, 1824 versuchte er sich mit seinem „Blümchen Wunderhold" zuerst als Schriftsteller, 1826 ging er, nachdem er den „Bastard" geschrieben, von der Bühne ab und lebte zu Hanau vom Ertrag seiner Feder. Wie er zur schriftstellerischen Carriere gekommen, ist sehr abenteuerlich, aber zu weitläufig, um hier erzählt zu werden. G. Franckh brachte ihn nach Stuttgart und mit ihm zog er später nach München. Im Jahr 1832 siedelte er mit seiner Familie nach Baden-Baden über, 1834 machte er eine Tour durch Frankreich, Italien, Sicilien, verlebte dann mehrere Jahre theils in Constanz, Wiesbaden, Tyrol u. s. w. und ist seit 1841 bleibend in Baden-Baden angesiedelt, wo er auch als Bürger seßhaft.

Durch seinen „Bastard" schon wurde Spindler nationaler Autor. Seine Romantik tollte zwar in diesem Buch noch überwild einher und die künstlerische Anlage, so eine solche überhaupt vorhanden gewesen,

---

Arges muthmaßen konnte. Die obige, von Spindler so unbefangen und schlicht thatsächlich gegebene Erklärung ist gewiß im Stande, derartigen Muthmaßungen für immer ein Ende zu machen.

erstickte unter der Ueberfülle einer Phantasie, welcher Maaß und Ziel unbekannte Dinge. Aber bei allen Auswüchsen war der „Bastard“ dennoch eine entschiedene und entscheidende Demonstration von einer historisch-romantischen Dichterkraft, wie sie in Deutschland noch nicht vorgekommen. Die Eigenschaften, welche der Bastard von Spindler theils schon thatsächlich nachwies, theils zuverlässig erwarten ließ — eine unvergleichliche Kenntniß des Volkscharakters, eine wesenhafte Reproduktion des Mittelalters in allen seinen Gestaltungen und Richtungen, eine unerschöpfliche Erfindungsgabe, glücklichste Anpassung des sprachlichen Ausdrucks an den Gegenstand, hinreißende Kraft und Macht einzelner Szenen — diese Eigenschaften entfaltete der Dichter mit mehr künstlerischem Bewußtsein in seiner berühmtesten Composition, „im Juden“, einem Gemälde, in welchem dem Mittelalter im vollsten Maaße sein dichterisch Recht widerfuhr. Da ist es mit seinen milden und starken Frauen, seinen ehrenfesten Bürgern, seinen wüsten junkerlichen Raufgesellen, seinen Burgen und Kerkern, seiner Freiheit und Sklaverei, seinem Ritterthum und Pfaffenthum, seinen Judengassen und Mordhöhlen, seinen Festen und Schmerzen, seinem Glanz und seinen Thränen, nicht veridealisirt oder bloß garderobemäßig, sondern mit erschütternder Wesenhaftigkeit heraufbeschworen. Das Gleiche läßt sich auch sagen von der „Nonne von Gnadenzell“, in welcher Spindler wieder zum Mittelalter zurückkehrte, nachdem er im „Jesuiten“ und „Invaliden“ die Romantik neuzeitlicher Stoffe ausgebeutet hatte, ob immer mit glücklichem Erfolg, ließ besonders das letztgenannte Buch hauptsächlich seiner losen Form wegen etwas zweifelhaft. Dann unternahm Spindler mit seiner „Boa Constriktor“ eine Abschweifung vom Feld der Historie, um sich völlig modernen Lebenswirren hinzugeben. Man hat ihm darum den Vorwurf gemacht, er habe sich von den Bestrebungen der französischen Romantiker infiziren lassen. Das ist ungerecht, wer will denn einem Dichter verbieten, von der Gährung seiner Zeit ergriffen zu werden? Aber daß Spindler dieses Ergriffenwerden in seiner „Boa Constriktor“ künstlerisch zu gestalten wußte, das dürfte wohl verneint werden. Hier fehlt ihm der historische Halt und seine brennende Phantasie verliert sich in einem bodenlosen Wirbel von Gräuel und Entsetzen. Sein Wiederaufnehmen historischer Dichtung war ein neuer glänzender Sieg, erfochten durch seinen „König von Zion“, in welchem, wie Laube nachgewiesen, die wichtigsten Pro-

bleme des Menschen mächtiger und umfassender dargestellt sind, als dieß in wissenschaftlichen Abhandlungen zu geschehen pflegt und geschehen kann. Dieß geschieht eben nicht in raisonirender Weise, wie es der Wissenschaft zukommt, nein, die großen Fragen sind Fleisch und Blut, Charaktere und Zustände, thatsächliche Verwicklungen, spannende Handlungen. Hier hätten wir demnach eine romantische Schöpfung, die zugleich ächt modern. Nur möchte ich mir die bescheidene Frage an Spindler erlauben, ob es der Poesie seines Werkes keinen Eintrag thue, wenn dessen Held, jener verrühmte Wiedertäuferkönig Jan Bockelsohn, mehr als Heuchler wie als Schwärmer aufgefaßt ist? Spindler besitzt das in unserer verbitterten, jungalten Zeit immer seltener werdende Talent, jung zu bleiben, seine Produktion ist noch immer jünglinghaft frisch. Das macht, sie lebt unter und mit dem Volk, und deßhalb hat er auch im eigentlichen Volksroman, in seinem „Vogelhändler von Imst", so Bedeutendes geschaffen. Ich weiß mich darüber nicht anders auszudrücken, als: es ist ein herziges Buch! Damit ist ja wohl genug gesagt. Gewiß aber wirst du mir Dank wissen, wenn ich dir eine noch ungedruckte Probe von Spindlers Auffassung und Darstellung des Volkslebens mittheile. Es ist dieß „die Geschichte von der Frau Demuth und der Frau Hurrle", die — dem Manuscript zu einem wahrhaft deutschen Volksbuch entnommen, welches gegen den Herbst zu bei G. Frankh erscheinen wird — also lautet:

Es ist schon manches Jahr her, und die meisten von euch waren noch gar nicht auf der Welt, da lebte im Simonswälder Thal ein gar schönes und junges Maidli, dem Jedermann gern zu gefallen ging, und das von allen Jungfern und Weibern ihres Orts lieb und werth gehalten wurde, wenn gleich alle das Jüngferle beneideten um seiner Schönheit willen und wegen der Manier, womit sie allen Leuten sich angenehm zu machen verstand. Das ist auch keine kleine Kunst. 's ist Manche roth und weiß und fein von Haut und goldig von Haaren, und sie weiß das Alles nicht zu gebrauchen, sondern trappelt und pappelt wie eine Gans, und ihre blauen Augen sind nicht gescheidter als die einer Kuh, die ja auch blaue Augen führt; und was sie redet, weiß Gott, bringt dümmer der Spatz auf'm Dach nicht hervor. — Und die schöne Jungfer schrieb sich „Demuth." Der Götti, der ihr den Namen in der heiligen Taufe beigelegt, hatte einen guten Merker gehabt. Die Jungfer war wie ihr Name: fromm, bescheiden, freundlich, demüthig; kurz: von Herzen gut durch und durch, wie von Gestalt schön von oben bis unten. — Weiß nicht und hab's auch nicht erfahren, wie ihr Vater zum Geschlecht hieß; das macht auch gar nichts aus, — aber der Vater war keineswegs

reich und der Kinder waren viele und die Mutter hätte damit gar nicht zu Streich kommen können, wenn nicht Demuth vorn und hinten gewesen wäre. So verpflegte sie die Geschwisterte, kochte die Mahlzeit, spülte das Geschirr ab, besorgte Feld und Garten und hatte doch immer Zeit, den Gottesdienst zu besuchen, mit der Prozession zu gehen und dem Heiligen-Bildstock vor ihres Vaters Hütte einen schönen Kranz von Blumen und Goldpapier zu fertigen und umzuhängen. — Alleweile unverdrossen, geduldig und heitern Gemüths, ist sie ein Exempel für die ganze Nachbarschaft geworden, und selbst vom Ueberrhein sind Leute gekommen, um die Demuth zu sehen, die so lustig war und doch so sehr voll Sorgen; die so schön war mitten im Mangel, und immer reinlich, geputzt und schmuck, als wäre sie aus dem Schächtelchen gezogen, und war doch vielleicht die Aermste im Simonswald; die endlich immer so artliche Reden im Mund führte, und war doch kaum zwei Winter zur Schule gegangen, nicht aus Faulheit, sondern aus Mangel an Zeit. — Sie wurde belobt und beschenkt von Hoch und Nieder, aber die Geschenke gab sie ihren Eltern, und das Lob machte sie nicht eitel. So viel Verstand und Ehrbarkeit mußte wohl einmal belohnt werden. Gewiß hätte unser Herrgott gern auf der Stelle einen Engel aus der Demuth gemacht, aber ihn dauerten die Eltern derselben, und er ließ sie auf Erden, damit sie die christlichen Tugenden noch mehr durch ihr Beispiel verherrlichte und in's Licht stellte. Daher mußte sie erfahren, was das Glück auf Erden sei, und das ging ganz natürlich zu, wie ich's erzählen werde; denn in dieser Geschichte wird nichts gehext, und der böse Feind hat nur blutwenig darinnen zu thun.

Eines Tags kommt also ein Reiter an, noch passabel jung, feist, mit rothen Backen; auf seinem Rock, an seinem Brusttuch saß alles voll von Silber, Knopf an Knopf; seine Reitstiefel waren blank gewichst, der Hut hing ihm recht stolz auf'm rechten Ohr. Das war der Kronenwirth von Kandern oder von Schopfheim, ein reicher, gesunder, wohlgefälliger Mann, der's herzlich gut meinte, schwätzte er zuweilen auch grob, aber nur zuweilen.

Dießmal war er ganz guten Humors. Warum? er hatte vor einiger Zeit seine bitterböse Ehefrau verloren, und ritt jetzo, ein kinder- und sorgenloser Wittwer, zur Freite nach Elzach, wo ihm ein reiches Weibsbild verrathen und schon halb zugekuppelt worden war. Darum war ihm bodenwohl, er pfiff ein Stücklein in die blaue Luft hinaus und langte mit der Gerte im Vorbeireiten lustig in die Obstbäume an der Straße, um das Heu, das die Wägen dort abgestreift hatten, herunter zu schmitzen. Manchmal gab er auch dem Rößlein eins zu kosten, denn es war nur zu wohl aufgefüttert und trabte seinem frohmüthigen Herrn zu langsam. — Wie er also um die Ecke reitet und an dem Hag des Gartens, der dem Vater der Demuth gehörte, hintrabt — die schöne Jungfer stand vor dem Hause und wusch einem ihrer Brüderlein das Gesicht am Brunnen rein, und verrichtete das mit einer seltenen Manierlichkeit — sieht der Kronenwirth das Mädel und weiß nicht

was er mehr bewundern soll: ihre weißen, runden Arme, oder die schneeblüthweißen Hemdärmel; ihre artlichen rothen Strümpfe, oder die Füße, die so zierlich drinnen steckten; oder ihr sonnengoldiges Haar, das den gelben Hut zu Schanden machte; oder ihren frischen Mund, oder ihre lichten Augen, oder das Lächeln um selbigen Mund, oder die Herzensgüte in selbigen Augen. — Jetzt bekam der Gaul keinen Schmitz und ging langsamen Schritts, und immer langsamer, und der Kronenwirth achtete es endlich gar nicht, daß das Pferd still stand, wie angenagelt, denn er konnte sich nicht satt sehen an der schönen Dirne.

Wie er nun so dasitzt und lacht, daß er alle Zähne weist, so muß die Demuth dem freundlichen Gesicht auch entgegenlachen, und wenn er für sich meint: das ist doch das schönste Kind, das ich in meinem Leben gesehen, so denkt sie in ihrem Sinn: der stattliche Mann gefällt mir.

Blöd war der Kronenwirth von Kindsbeinen an nicht gewesen; auch dießmal war er's nicht, denn er sagte spaßhaft vom Gaul herunter zur Demuth, was ihm eigentlich ernst war: „Wenn ich nicht schon eine Hochzeiterin hätte, so müßtest du es sein, mein Schatz." — Die Jungfer aber antwortete ihm, roth werdend: „Wo denkt Er hin, Herr? Ich bin ein blutarmes Ding; Er mit seinem Reichthum würde sich schön für mich bedanken." — Das war ein kurzer Diskurs, denn das Mädel lief ins Haus hinein, und der Kronenwirth setzte seinen Weg fort. Er hatte jedoch von Stund an allerlei Käfer im Kopf und es pressirte ihm nicht mehr halb so arg nach Elzach.

In dem Kopf und dem Gemüth der Demuth war Alles anständig aufgeräumt und in Ordnung, wie sich's für ein wohlbestelltes Haus gehört. Indessen hat eine jede Jungfer im Herzlein eine verborgene Kammer, wo sie ihren kostbarsten Hausrath aufhebt, den nicht alle Leute, und wären's die besten Nachbarn, sehen dürfen. Darum weiß ich auch nicht zu sagen, ob die Demuth ferner des Kronenwirths aus Kandern viel gedachte, oder nicht, und warum sie so erschrecklich verlegen und blöde that, als eines Morgens — kaum waren drei Tage seit seinem ersten Vorbeiritt verstrichen — der stattliche Herr abermals sein Rößlein vor ihres Vaters Thüre anhielt. Anreiten, anhalten, die Gerte wegwerfen, aus dem Sattel springen und das Mädchen geradezu um den Leib nehmen, war freilich eins und so geschwind geschehen, daß der leichtsinnigste Bube während dessen kein Vaterunser fertig gebracht hätte. Wahrhaftig: ein sittsames Mädel mußte darüber furchtsam und bleich werden und schier eine Ohnmacht kriegen. Bevor jedoch die Ohnmacht kam, wollte Demuth den frechen Menschen heftig von sich stoßen und fragte dabei: Was fällt Ihm ein, Herr? — Wie er aber hierauf antwortete: Ich komme, mein Wort zu halten, Schätzlein mein; hab' mich zu Elzach frei und ledig gemacht, und du sollst meine Frau werden oder keine im ganzen badischen Land! — da wurde es Ernst mit der Schwachheit, und Demuth lag ihm auf einmal käsweiß und hinsinkend wie ein herbstlich Blatt vor den Füßen, und zum Unglück kam der Vater dazu, und außer sich vor Zorn, und die Mutter

weinte, ohne zu wissen warum, auf der Thürschwelle, und die Geschwisterte schrieen, daß schier die Nachbarschaft, so entlegen sie auch war, zusammengelaufen wäre. Doch was sag' ich: zum Unglück? Unter rechtschaffenen Leuten geht's nicht böse und wild her, und rechtschaffne Vorsätze dürfen sich keck überraschen lassen, und der böse Anschein thut ihnen nicht wehe. Der Kronenwirth war, wie schon gesagt, ein wackerer Mann, wenn er auch zuweilen grob schwätzte, und was er der Demuth in die Ohren geschrieen hatte, das wiederholte er dem Vater und der Mutter bescheidentlich, wie's einem Freiwerber für seine eigene Person wohl ansteht.

Ich habe, sagte er gar manierlich, eure Tochter vor ein paar Tagen gesehen, und sie hatte mir's im Ansehen alsobald angethan, so daß ich gern nicht weiter fürbaß geritten, sondern lieber gleich hier verblieben wäre zur Anwerbung, zum Verlöbniß, zur Hochzeit mit einem Wort. Aber so war ich dazumal ein gefangener Mann, und zu Elzach saß Eine, die schon so gut als meine Braut war. Einen Verspruch — Ihr wißt's muß man halten, — mindestens so lange man's immer thun kann. Mir wurde es nicht so gut, oder besser gesagt, nicht so schlecht. — Als ich das Mädel sah, das mir die Freunde bestimmt hatten, so gefiel es mir gleich nicht; was zwar nichts ausgemacht hätte, denn sein Wort muß man jedenfalls halten. Aber als ich die Jungfer reden hörte, und gehen und stehen und commandiren und räsonniren, und unzufrieden thun und immer ein Gesicht machen, als hätte sie den Bändeleswurm im Leibe, da machte ich Augen und Ohren immer größer, und wenn's nicht meine selige Frau war, die leibhaftig aus dem Grabe heraufgestiegen war und in der Person der Jungfer Hurrle vor mir stand, so war's doch gewiß Eine, die um kein Haar besser, als die Selige. Potz Wetter! dacht' ich: das wird Hitz kosten, und wahrhaftig schwitzte ich schon und es kam immer besser, da ich nach und nach wahrnahm, in welcher Drachenreputation das Jüngferle im ganzen Ort steht; und da ich nebenbei inne wurde, wie das ganze Land weit und breit so gut und lieb von Eurer Tochter redet, die mir im Kopf steckte, als wär' sie eine Königin mit einem Heiligenschein. Das schmerzte, das pfetzte, das brannte, glühende Kohlen thun's nicht besser! Einen Engel in der Nähe und dennoch ein Teufele am Hals haben! Ich zerbrach mir den Kopf als wie mit Hammerschlägen, konnte aber keine Hinterthür finden. Aber gestern — ich hab' mir den Tag im Kalender roth angestrichen und werd' ihn mein Lebtag feiern wie's Osterfest — gestern, wo der eigentliche Verspruch sein sollte, und der Amtsrevisor und der Pfarrer waren schon eingeladen, gestern kriegte die Trommel ein Loch. Wenn ich als ein armer Sünder im Hause der Eltern von selbiger Hurrle ankam, so waren die alten Leute doch noch einmal so bestürzt und so unaufgelegt, schwätzten schier kein Wort, und die Verwandten machten saure und süße Gesichter durcheinander, je nachdem ihnen die Sache vorkam, von der sie Alle schon wußten! aber ich wußte davon kein Wort. Das Alles fiel mir auf, und wenn ich auch meine schöne Hochzeiterin hätte darum fragen wollen, so war sie

selber doch gar nicht da. Allein im Hause ging ein gewaltiger Sturm hin und her, Thür auf, Thür zu, als schössen sie mit Kanonen; Trepp' auf, Trepp' ab, purr, purr, rumpum! Und der Sturm war die Hurrle, die einen Spektakel trieb, ärger als die Hexen auf dem Heuberg; gab ihren Geschwistern und dem Gesind ein schlechtes Wort, ja, eine Ohrfeige nach der andern, und zankte und wetterte, was gibst du, was hast du. Die Eltern zitterten wie das Laub am Baum, und die Leute sammt und sonders kamen schier um vor Schrecken, als mit einemmal die Stubenthür aufplatzt und das wilde Weibsbild hereinschreit: Daß ihr's wißt! ich nehm' ihn nicht, und er läuft mir lang gut, und wenn ich den Müller nicht kriege, so bringen mich nicht vier Pferde nach Kandern, und ich heirath' dann absolut gar nicht, und geh' in's Kloster. Punktum! —

Das muß ein grobes Mensch sein! sagte der Vater der Demuth zwischen hinein und schnupfte eine lange bedenkliche Prise Taback. Die Demuth meinte indessen still für sich, die Hurrle sei um ihrer Aufrichtigkeit willen nicht genug zu loben. Dasselbe meinte der Kronenwirth allerdings, denn er sagte ferner: Ein Anderer hätte sich gottsträflich verzürnt, denn ein Jeder weiß doch, daß er seinen Batzen werth ist, oder er glaubt es wenigstens. Aber bei mir war's umgekehrt. Es ist doch zuweilen eine Plaisir, wenn Einem so ein hoffärtig' Thier gerade heraussagt, daß es Einen nicht will. Darum lachte ich die wilde Katze gar freundlich an — zum erstenmal — machte einen netten Kratzfuß und sagte ihr: Liebe Jungfer, warum nur um Gotteswillen so hitzig und feindselig? Sie könnte ein Gallenfieber oder eine Verkältung riskiren, und der Müller von Kandern möchte doch wohl ein gesundes und fröhliches Weib haben. Das denk' ich mir, weil er mein Schulkamerad und alter guter Freund ist, und demnach ist es dumm von ihm gewesen, daß er selber mir nicht den Zinken gesteckt hat, und war doch bei meinem Abschied gegenwärtig, und begreif' ich erst jetzt, warum er aussah, als wolle ihm ein zentnerschwerer Stein das Herz abdrücken. Mir auch, liebe Jungfer, hat bis daher ein Brocken auf dem Herzen gelegen, nicht viel kleiner als der Freiburger Münster, und Gottlob, jetzt ist er heruntergefallen, ohne daß ich mir Gewalt habe anthun müssen, Ihr zu sagen, das wir uns eigentlich nicht zu einander schicken, und daß ich Sie nicht heirathen kann, auch mit dem besten Willen nicht. Sei Sie bedankt, daß Sie mir zuvorgekommen ist, und bleiben wir gute Freunde allezeit! — Ich bot ihr die Hand; aber die giftige Krott nahm sie gar nicht an, denn jetzo hatte ich ihre Eitelkeit blessirt, und wenn sie mich schon nicht will, so wird sie mir doch in ihrem Leben nicht vergessen, daß mir ihr Korb ganz recht und erwünscht gewesen. Indessen kam auch der Müller Florian herein — der Spitzbube war schon seit vorgestern im Städtel, versteckt weiß Gott wo; — und nun ging's an die Eltern, und die gaben ihr Jawort, um nur dem Handel ein Ende zu machen. Der Vater sagte dann zu mir: Ich muß mich vor Ihm schämen, Kronenwirth! — Aber ich antwortete ihm gelassen: Behüt' Gott! die Reihe, sich zu schämen, ist an andern Leuten und

will's Gott, wird's nicht so bös ausfallen. Dem Müller jedoch gab ich einen Riffel, daß er nicht sein Maul bei Zeiten aufgethan. Hätte mir viel Unlust ersparen können, und ich wär' etwa schon ein paar Tage der Hochzeiter dieses artlichen Jüngferleins. —

Jetzt will ich der Demuth Glück ein bissel näher beschreiben, bevor ich von ihrem Unglück rede.

Der Kronenwirth zu Kandern hatte ein prächtiges eigenthümliches Haus. Es war drei Stockwerke hoch, mit schön aufgerichteten Betten in den Stuben, und Spiegel und Vorhänge an den Fenstern, ganz vornehm. In der Küche hätte man ein Pferd müde reiten können, und am Heerd hat man für sechzig Mann gekocht, mehr denn nur einmal. Die Speisekammer war hell und groß und trocken und voll von guten Sachen. Im Keller lag der beste Markgräfler, Klingelberger und Burgunderwein Faß an Faß. Vierzehn Kühe standen im Stall, die gaben die Milch wie aus Brunnenröhren von sich. Der Hühner im Hof waren so viele, daß man gar nicht alle Eier finden konnte, die sie per Tag legten. Zwei Gärten am Haus: der eine voll von Gemüs und Suppenkraut, auch Zelleriwurzeln, der andere gesteckt voll von Obst, groß und klein. Alle Kisten und Kasten voll Weißzeug, das schönste im Land; Kupfergeschirr und ein Dutzend silberner Löffel von den feinsten. Viele Aecker mit Hanf und Flachs bestellt, wie's sonst gar nirgends vorkommt; alle Morgen einen guten Kaffee in schönen Porzellanschüsselchen. Sechszehn Dienstboten alt und jung, und endlich gar ein fürnehmer Wagen zum Ueberlandfahren in der Remise. Die herzigsten Kleider von der Welt und Schmuck von Edelstein; ein Ehemann, der nur immer sagte: was du willst, mein Schätzel; und nach Verlauf von ein paar Jahren ebenfalls ein paar Kinderlein wie Milch und Blut: ein Männlein und ein Weiblein. Demuth konnte ihre Kindbetten aushalten wie eine Kaiserin, und die Kinder hob immer der gnädige Herr Oberamtmann aus der Taufe. — Ja, das war ein Leben wie in der Schlaraffei; es ging nichts darüber und es schien auch gar nicht ein Ende nehmen zu wollen. Aber der Teufel ist verschmitzt. — Wenn der Müller, der die Hurrle hatte und immer mit ihr in der Bataille lebte, des Kronenwirths Glück und der Demuth Himmelreich in der Nähe betrachtete, wollte er nicht selten vor Kummer und Neid kohlschwarz werden in seiner weißen Jacke. Nicht als ob er ein schlechter Mensch gewesen wäre! Aber oft dachte er bei sich: wenn nur der Jakob die Hurrle genommen hätte, mir wäre wohler auf Erden! Nichts als Zorn und Verdruß habe ich alle Tage, und der Jakob hat schon jetzt sein Paradies gewonnen! Das ist bitter, das ist sauer, das ist Rattengift!

Nun ist hier vor Allem zu wissen, daß der Müller Florian ein verstickter Student war. Er hatte einmal ein Geistlicher werden sollen und studirt, gerade nur bis an den Hals. Darüber war sein ältester Bruder gestorben, und hatte ihm die Mühle hinterlassen. Natürlich hatte sich Florian nicht lang

besonnen, den Student an den Nagel gehängt und den Spreukittel angezogen. War ihm nicht viel Gelehrsamkeit als Rest von der Schule übrig geblieben, so brachte er doch ein paar Körbe voll Bücher ins Vaterhaus zurück. Die alte Lumpenwaare stand vergessen und von Mäusen zernagt in einer Bodenkammer. Besser, das rattenschwänzige Lottergezücht ging an die Bücher, als an die Frucht auf der Bühne. — Der Müller wußte längst gar nichts mehr von dem Schulplunder; da geschah es eines Tags, daß er, nach einem scharfen Scharmützel mit seiner Hurrle, da ihm das Leben ganz verleidet war, hinaufstieg unters Dach und wollte sich ein bequemes stilles Plätzlein zur Abreise suchen — Nagel, Hammer und Strick hatte er bei sich. Wie er nun in selbige Kammer hineingeht — er hatte als Bube dort sein Nacht- und Morgengebet und seinen Schlummer gehalten, hatte dort hehlings sein erstes Pfeiflein Tabak geraucht, hatte von dort oben tausendmal so vergnügt in die blaue Luft gesehen, wo die Vögel strichen, frei und froh und unschuldig wie er — da wird ihm so ganz konfus. Die Luft war gerade noch so rein und blau wie vor vierundzwanzig Jahren, da derselbe Florian beinahe aus der Dachlucke gefallen wäre — doch war dazu die Mutter bei der Hand, ihn am Tschöple zu heben, just noch zur rechten Zeit; und da erinnerte sich Florian plötzlich der guten treuen Mutter und des braven ehrlichen Vaters — beide lagen schon kalt unter der Erde, die einst so warmen Elternherzen — und siehe: Florians Herz wurde weich wie ein gesotten Ei. Zuletzt wurde er auch noch gar des Bücherkorbs ersichtig und die lustigen Studentenjahre fielen ihm ein und machten ihn fröhlich im Gemüth — friedlich wenigstens, so daß er den Nagel einem Spatzen nachschmiß, den Strick in den Hof. Den Hammer behielt er; warum? er war jetzo nicht mehr gefährlich; und auf einmal saß der Müller da und las in den alten Büchern und schaffte sich die Grillen aus dem Kopfe, und dergestalt hat er's seither vielmals praktizirt. Die Hurrle gab ihm Ursach genug, Gott soll's wissen!

Sitzt er also eines Abends — im Sommer war's, und ein starkes Hausdonnerwetter kaum vorüber — wiederum in der Dachkammer und liest in einem alten Buch; es hielt noch kaum zusammen, das Unglücksding, und ältelte wie ein versporter Kirchenfahnen — und schier die Augen aus dem Kopf liest sich der Müller, und weil's zu dunkeln anfing, packt er das Buch unter den Arm und schlupft damit hinüber zum Kronenwirth. Selbiger Jakob war eben ein Strohwittwer, denn seine Demuth war mit ihrem ältesten Kind zu ihren Eltern gefahren. Der Vater oder die Mutter war krank. Die Demuth machte durch ihren Besuch, Rath und Zuspruch gleich gesund, wer krank lag, denn wo sie war, war auch das Heil. Wo sie aber nicht war, da kam das Unheil. So geschah's in der Krone dazumal zu Kandern.

Der Müller sprach zum Wirth, der in der Schenk' im Lehnstuhl doste — in der vorigen Nacht war Tanzmusik bei ihm gewesen und seine Morgenruhe hatte nicht viel geheißen —: „Jakob, pass' auf. Da hab' ich ein Buch gefunden mit schönen Helgen und Historien. Wir wollen uns damit die Zeit

vertreiben; denn heut' kommt Niemand mehr zu dir, weil alle Leute draußen beim Schießen sind. Für mich habe ich schon genug Feuer heut' im Hause gehabt, und du machst mir ebenfalls nicht Augen wie ein Scharfschütz." — Statt aller Antwort zeigte ihm der Kronenwirth den Stuhl neben ihm und langte ihm einen großen Stamper mit Wein. Denn er war freigebig gegen Jedermann. Dabei vergaß er sich selber nicht, und selbige Nacht sollen die Freunde wacker gezecht haben selbander ganz allein. — In dem Buch war aber eine recht satanische Geschichte von einem alten heidnischen Edelmann in Engelland, der einen Tugendspiegel von einer Frau hatte, und dieselbige als ein rechter Ketzer und Antichrist bis auf's Blut gepeinigt hat, nur um ihre Liebe zu ihm zu probiren. Mit Gottes Hülfe hat das arme Lamm alle die Peinen sanftmüthig und christlich ertragen, und ihr Sach dem Himmel anheimgestellt. So sind demnach ihre Verläumder verhofft, der Wustel von einem Mann ist in sich gegangen und hat sich zur heiligen Meß bekehrt, und wenn die standhafte Frau nicht vom Pabst heilig gesprochen worden ist, so hat sie's doch wenigstens verdient, und unser Herrgott im Himmel wird das Versäumte nachgeholt haben.

Nun redet aber der Teufel aus dem Müller, ohne daß derselbe recht davon weiß, und sagt er zum Kronenwirth: „Jakob, du hast eine rechte Frau, aber das könntest du mit ihr doch nicht durchführen, was der Edelmann aus Engelland." — Hierauf antwortet der Jakob in freventlichem Uebermuth: „Was gilt's?" — Und der Andere macht: „Denk' wohl, ein Fuder Extra-Kastelberger könnt's thun." — „Topp, Hand her!" sagt wieder der Jakob und setzt einen Trumpf darauf: „Noch einmal ein Fuder wett' ich, daß du in alle Ewigkeit nicht Herr in deinem Hause wirst!" — Der Müller, der sich schämte, nahm die Wettung gerade deßhalb auf; denn um ihre Schande zu verdecken, stellen sich zuweilen die Schwächsten an wie Riesen. — Sonst vergißt man wohl am andern Tag, was am Abend zuvor beim Wein geredet worden; jedoch die Beiden vergaßen's leider nicht. Es wird sie Beide genug gereut haben; denn man soll Gott und Menschen nicht versuchen, aber die Mannsbilder sind eben eigensinnig und stätig wie die Maulesel. Zufällig war der Müller einer der eigensinnigsten und Jakob hatte noch einen härtern Kopf als der Müller.

Frau Demuth verstand schon gar nicht, warum ihr Mann sie nicht von ihren Eltern abholte, wie er jederzeit zu thun pflegte; aber, als sie nach Hause kam und ihres Jakobs ganz verändertes Benehmen inne werden mußte, wußte sie gar nicht mehr, wo ihr der Kopf stand. Er war einsylbig, unruhig, besah sie kaum, und dann nur mit mißliebigen Augen. In seinem Leben hatte er zu ihr noch nicht so trotzig geredet, wenn er ja einmal den Mund aufthat; und alle ihre Fragen deßhalb beantwortete er nur wie ein brummender Bär, der sein Deutsch verlernt hat. Kein „Grüß Gott!" kein „Dank Gott!" kein Schmätzle, kein „Gute Nacht, Schatz" oder „Guten Tag, liebe Mutter!" — Da hatte er allabendlich eine Kartenparthie im Hause, mit der er auffaß

bis über die Mitternacht hinaus; und nach ein paar Tagen ging er sogar — weil er der Frau gegenüber die vorgebliche Liederlichkeit im eigenen Hause selber nicht aushalten mochte — in die Linde oder in's Kreuz, und ließ der Demuth expreß durch den Müller zubringen, daß er dort wie ein Narr kartle und das Seinige verspiele und der Schoppen nicht wenige trinke. Der Müller war beständig bei ihm um die Wege; er konnte es auch, denn der Hurrle lag nichts an dessen Daheimsein. Der Jakob schien seinerseits ganz versessen auf den Müller; daß er ihn nicht gerade mit sich in's Bett genommen, war Alles.

Die mitleidige finstere Nacht mag allerdings die bitteren Zähren der verlassenen Frau oftmals gezählt haben, wird ihr auch allerhand schlimme Rathschläge der Vergeltung zugemurmelt haben, wie ihr Brauch ist; aber da kam sie an die Rechte! — „Pfui, du alte, böse Blindschleiche!" hat die Demuth zu der Aufhetzerin gesagt: „lass' ich dich meinem Schmerz zusehen, damit du mir so schlechte Dinge eingeben sollst? Ich habe Ruhe und Erleichterung von dir erwartet, und du legst mich auf den Rost des Neides, der Bosheit und sündlichen Gedanken?" — Flüchtete sich alsobald an's Bett ihrer Kinder, in die Engelwacht; und wahrlich: der Engel, der die Kindlein hütet, ist auch zu ihr getreten, um sie zu trösten und zu belehren. „Schau, meine liebe Demuth," hat er zu ihr gesagt, „jetzt ist's an der Zeit zu beweisen, daß die Christenlehr' bei dir etwas angeschlagen hat. Du warst ihr getreu im Glücke, warum sollst du es jetzt nicht sein, da du dich für unglücklich erachtest?" Und da sagte er ihr ferner noch von drei Dingen, die uns vor allem Bösen bewahren und die gar nie aufhören, sobald sie einmal recht da sind; die das Leben überdauern, und folglich jedes Leid und Unglück. „Nimm einen Faden," hat der Engel gesagt, „der zehnmal um die ganze Welt herumläuft, er hat ein Ende: der Glaube hat keines. Denk' dir das allmächtige Meer, so viel Millionen Morgen groß, und darauf ein Schiff, das nicht ruht; das Meer wird einmal vertrocknen, das Schiff wird einmal landen oder versinken: die Hoffnung hat kein Ziel. Stell' dir ein Feuer vor, worinnen alle Wälder des Erdbodens verbrennen, es wird einmal verlöschen: die Liebe erlischt nie. Gott der Herr selber macht da kein Ende: denn die drei Dinge sind Gottes selber. Verstehst du mich?" — Ich will meinen, daß Demuth den Engel verstand; denn sie hatte den rechten Glauben ohne Mißtrauen, die rechte Hoffnung ohne Kleinmuth, die rechte Liebe ohne Sünd' und Eifersucht. Und weil sie eben deßwegen voraussetzte, daß ihr Jakob dieselben drei Dinge haben müsse, so gut wie sie, so hielt sie eben eisenfest an ihm und dachte: ich glaube ja an seine Liebe und will ihn nicht durch Zorn und Argwohn kränken; ich hoffe fest, daß er wieder umkehren werde zum Guten; und ich liebe ihn so sehr, daß es ja unmöglich ist, was anderes zu erwarten. — Das, ihr Männer und Weiber, kann nicht eine jede, aber es hat auch nicht eine jede die drei Dinge.

Der böse Feind war seinerseits auch nicht ruhig. Wie mit vier Händen hat er auf die Frau eingedroschen. Zuerst sagte der Kronenwirth eines Tags

zu ihr: „Du ziehst mir Bettelvolk ins Haus und verschwendest mein Sach. Gib alle Schlüssel heraus, ich will schon selber für die Wirthschaft sorgen!“ — Das schmerzte, aber Demuth gab die Schlüssel und war fromm und still wie bisher. — Bald darauf schnaufte der Mann: „Du verdirbst mir die Kinder. Sie sind mein Blut und sollen wachsen nach meinem Kopfe!“ — Nahm ihr die Kinder und that sie zu seiner Schwester gen Schliengen. — Das war grausam, aber Demuth nahm ihr Herz in beide Hände und dachte: Wie Gott will: der Mann ist mein Herr und der Engel ist bei den Kindern. — Dann endlich schwätzte der Kronenwirth einmal recht wüst und grob und sprach: „Du verdirbst mir Tag und Nacht und Trunk und Mahl mit deinem kläglichen Gesicht, und ich hab' dich im Verdacht, als klagest du deinen Eltern unnützes Zeug vor, mich zu verläumden, und ist doch Alles deine Schuld. Ich verbiete dir, deine Eltern zu besuchen und ihnen zu schreiben, oder es geht nicht gut!“ — Das war heidnisch, aber Demuth betete in ihren Aengsten: „du sollst Vater und Mutter verlassen und ihm folgen.“ — Gleich darnach schlug der Kronenwirth, dem selbst bei der Sache bange wurde, denn er konnte es schier nimmer verheben, dem Faß den Boden aus und schnarchte sie an: „Ich kann dich nimmer gut ansehen und hab' einen dummen Streich gemacht, eine verstockte Bettlerin zum Weib zu nehmen. Geh' denn hin, leg' deine schlechten Kleider an, und mach' dich fort aus meinen Augen!“ — Das war nun vollends bös und teuflisch; aber Demuth seufzte in der argen Pein: „Herr, mein Gott, verlass' mich nicht!“ und zog ihr Simonswälder Röcklein an, nahm ihr dürftig Bündel unter'n Arm und trat verstoßen aus dem Hause, ohne zu wissen wohin.

Da kam die leichtfertige Hurrle auf sie zu und verhöhnte sie und sagte: „Der Krug geht so lang zu Wasser, bis er bricht. Scheinheiligkeit und ein böses End' haben neben einander feil. So geht's, wenn man meint, man habe den Kurfürsten zum Vetter, und alle anderen Leute seien nichts als Staub und Unflath. Wahr ist's nun einmal,“ fuhr sie fort, „Ihr Mann ist schlecht durch und durch, und möchte ich ihn nicht mit der Zang' anrühren, und Sie ist dumm, daß Sie alles das so leidet, denn wofür haben wir die Obrigkeit? Potz Sappermost! wenn mir's der meinige so machte, den Randal sollte Sie sehen! Das wär' ein Fressele für's Amt: die Schreiber sammt dem gnädigen Herrn sollten dem Florian zu Leib gehen, daß er Blut schwitzte, und ich wollte ihn plagen, den Strick, daß er's Nerven-, Gallen- und Schleimfieber zumal bekäme, Mordio! Aber Ihr geschieht's Recht, daß Sie sich nicht regt und rührt. Das ist die Straf' von Gott! Warum hat Sie auch Ihren Herzliebsten einer andern wegfischen müssen? Potz tausig! hat Sie gemeint, es wär' sonst keine auf der Welt, als justement nur Sie? Profit die Mahlzeit. Geh' Sie jetzt nur hin und probir' Sie's noch einmal. Sie hat Zeit und Ursach' dazu. Aber gelt! Sie wird's jetzo bleiben lassen, he? Ihre rothen Backen, wo sind sie hin? Ihr goldiges Haar, fällt's Ihr nicht aus vor lauter Sorgen? Wo ist denn Ihr feines Wachsthum? Ihr speckfettes

Hälsle, Ihre runden Händle und Füßle, wo sind sie hingekommen? Sie fischt keinen mehr weg. Dafür habe ich ausgesorgt. Aber — im Ernst — ich thät's nicht leiden. Schrei Sie Zeter in allen Gassen, und ich will's mit Ihr halten: nicht wegen Ihrer, denn Sie ist eine nichtsnutzige Person, aber wegen des Lärms und Spektakels hätt' ich's gern, und Ihren Jakob möcht' ich gar zu gerne steinigen oder wenigstens im Zuchthaus sehen!"

Die Demuth ist anfänglich bei diesen Reden verhofft, ist dann bald weiß, bald roth geworden, hat dann geschluchzt und geweint, die Hände gerungen und gejammert; aber endlich hat sich ihr Gewissen ermannt, und so antwortete sie, als die Versucherin das Maul hielt, derselben, wie sich's gehörte: „Gott vergebe dir, denn du weißt nicht, was du redest. Aber ich rathe dir, von meinem Mann zu schweigen, denn ich darf solche Schandreden nicht hören als ein frommes Weib, und wenn Er's hören sollte, so möchte es dir bös heimkommen!"

Und so geschah's zur Stunde. Denn aus der Krone trat Jakob, geputzt wie an seinem Hochzeitstage, einen mächtigen Blumenstrauß im Knopfloch, und vom Thore her kamen zwei schön aufgemachte Wägen mit des Kronenwirths besten Gäulen bespannt, und die Fuhrleute hatten farbige Bänder auf den Hüten und an den Geißelstecken, und in ihren artlichsten Feierkleidern saßen auf den Wägen die Eltern und Geschwisterte der Demuth und ihre Kinder. Jakob lief herbei und umarmte sein Weib und sagte: „Ich hab' ein schlechtes Spiel gespielt und es mit meines Herzens blutigem Kummer bezahlt, wenn ich es auch gewann mit Glorie. Verzeihe mir, mein Schatz, um meiner eigenen Leiden willen. Für mich, den Sünder, sollen hier bitten und betteln unsere Kinder" — die Kleinen sprangen in Demuths weit offene Arme — „und deine Eltern und Geschwisterte, die von nun an nicht mehr von hinnen gehen werden. Hab' ich ihnen nicht das Haus neben dem meinigen gekauft? Will ich sie nicht halten und heben und versorgen, wie meine eigenen Eltern, Brüder und Schwestern?"

Die Hurrle brauchte nicht mehr. Mit sieben Messern im Herzen ging sie heim. Die Demuth brauchte auch nicht mehr, um zu verzeihen, denn die wahre Liebe hört niemals auf, wie schon gesagt worden. Der Jakob sagte darauf seelenvergnügt zum Florian: „Mein Fuder Wein hab' ich gewonnen und dein vermaledeites Buch im Backofen umgebracht. Jetzo aber verdiene du dein Fuder und leg' deinem Hausteufel Zaum und Gebiß an, wenn du Schneid' hast."

Der Florian, der sich schämte und verwundert Demuths Beständigkeit und Erhöhung gesehen, wollte gegen Jakob nicht zurückbleiben. Aber, wie erging es ihm? Er wollte mit einemmal der Hurrle kommandiren, und sie lachte ihn aus. Er wollte sie einsperren, und sie sprang zum Fenster hinaus. Er wollte sie aushungern, und sie erbrach Küche und Milchkammer und

schnitt den Hühnern und Gänsen die Hälse ab. Er wollte sie endlich durchwichsen, und sie warf Axt und Messer nach ihm. Er wollte ihr die Kinder nehmen; sie lief aber mit selbigen davon und gab sie ihren Eltern, während sie noch weiter lief, aber mit einem Andern, und ist nichts mehr von ihr gehört worden.

Das war nun ein Fressele für's Amt. Der Müller wurde endlich geschieden, durfte freilich nimmer heirathen, aber er hatte doch wenigstens Ruhe und konnte seine kleine Wolfsbrut zu Lämmern erziehen. Demuth und Jakob haben, wie man vernimmt, noch lange gelebt und viele viele Kinder bekommen, und ihr Andenken lebt noch bei Jung und Alt dort oben herum im Lande.

17.

Politische Lyrik.

Politisch Lied, du Donner, der Felsenherzen spaltet,
Du heil'ge Oriflamme, zum Siegeszug entfaltet,
Du Feuersäule, dem Volke aus Knechtschaftswüsten hellend,
Du Jerichoposaune, der Zwingherrn Bollwerk all zerschellend!
Sieghafter Sparterfeldherr, der Freiheit Thürmer du,
Du Todeslawine Murtens, Bastillenstürmer du,
Zornwolke, deren Blitze der Corse zucken sah,
Du Sterberöcheln der armen, gemordeten Polonia!
Du heilger Gral, Goldschaale mit des Erlösers Blut,
Wenn sie zur rechten Stunde in rechten Händen ruht;
Schiffbrücke du den Deutschen zur Rache über den Rhein,
Du griechisch Feuer der Klephten, du heller Juliussonnenschein!
Du schwebst, wie Fahnen und Adler, den Heeren rauschend vor!
Veit Weber und Tyrtäos, Rouget und Arndt im Chor!
Du sprachst befeuernd, warnend, Cassandra unsern Tagen;
An's Ohr hat uns dein Wehruf, doch nicht umsonst, geschlagen!

Das klingt anders als Goethe's Berühmtes: „Ein garstig Lied! pfui, ein politisch Lied"! hinter welche sich die Gegner der politischen Lyrik verschanzten, als ob eine große Krähwinkelei um eines großen Namens willen weniger Krähwinkelei wäre. Freilich ist nicht jede politische Reimerei Poesie und Goethe's Verdammungs-Urtheil läßt sich auf eine ungeheure Masse solcher Verse anwenden, die in gebundener Prosa höchst triviale Behauptungen didaktisch wiederkäuen. Ein politisches Gedicht will mit besonderer Vorsicht gemacht sein, weil der Stoff an und für sich eben nicht poetisch ist. Es sind daher jene Beimischungen nöthig, welche ich die Hülfswissenschaften der politischen Dichtung nennen möchte und welche dieser Gattung jenen Zauber verleihen, womit das Farbenspiel den Vogel, der Duft die Blume umgibt. Abgestumpfte, egoistische, ausgetrocknete Seelen finden allerdings nur an derjenigen Poesie Vergnügen, die ihre geistige Genußsucht, ihren psychischen Gaumen kitzelt,

die sich an die Affekte und Leidenschaften ihrer Persönlichkeit aufregend oder schmeichelnd wendet. Darum werden solche Naturen auch nur mittelmäßig ergriffen selbst von der echten politischen Poesie, welche den Wohlgeruch aller auf dem dürren Felde der Politik zwischen Unkraut wachsenden Blumen spendet. Diese Blumen aber heißen: Vaterlandsliebe, Freiheitsdrang, Nationalgefühl, Kettenhaß, Erhebungsmuth, Volksfreundlichkeit, Rechtsbewußtsein, Gleichheitssinn, Hingebung, Todesverachtung, Patrioten-Trotz.

Ich könnte noch viele solche Namen anführen, aber du verstehst mich schon. Die politischen Fragen müssen eben gewürzt sein mit der Würze der Begeisterung für jene Tugenden, ohne welche eine Staatsgesellschaft weder gegen Außen noch nach Innen glücklich und groß bestehen kann, deren Vorhandensein die alten Republiken zum höchsten Glanze der Macht und des Ruhms erhob, deren Abgang sie in die Nacht der Sklaverei und den Wirrwar selbstsüchtiger Umtriebe versenkte. Die Alten hatten eine ausgebildete politische Poesie; ihre ganze Poesie drehte sich eigentlich um sociale und politische Verhältnisse; als politische Lyriker brauche ich nur Pindar und Horaz anzuführen. Auch die Deutschen blieben in diesem Zweige der schönen Kunst in keiner Periode ihrer staatlichen Existenz zurück. Die Lieder der Barden schon, vor welchen den Römern so sehr grauf'te, bezogen sich ohne Zweifel auf Vaterlandsliebe, Tapferkeit, Volksruhm, Todesverachtung. Wenn sie in neuester Zeit von den Franzosen der großen Revolution überholt wurden, so haben letztere dafür auch nicht jene volksthümlich naive Soldatenpoesie besessen, welche Friedrichs II. Soldaten in der Schlacht und seine Völker in dem Ausharren begeisterte, als der kleine Staat gegen halb Europa in Waffen stand. Indeß nahmen die Deutschen von den Neufranken, den Franzosen der Marseillaise, Rouget, Chenier, sofort auch die Freiheitspoesie und den Tyrannenhaß, der sich in den Mainzer Liedern spiegelt. Und als es Napoleon, der Schlachtenmeister, welcher im Zeitpunkt seiner Macht zu so schlechten und nach seinem Sturz zu so manchen herrlichen Liedern begeisterte, den Deutschen gar zu arg machte, da wehrten sie sich mit Freischaren und Hymnen auf Unabhängigkeit und Aufopferung für's Vaterland zugleich. Voran Theodor Körner, der mit der Leyer in's Grab sank, den alten Spaziergänger Seume nicht zu vergessen. Und als Napoleon nach St. Helena gebannt war, verwandelte sich die

kühne deutsche Poesie aus dem Trotz gegen äußere Unterdrückung zur Mahnung an die unvergänglichen Menschen- und Bürgerrechte, welche die Fürsten ihren rettenden Völkern schuldeten. Das war die altdeutsche Turnerpoesie eines Arndt, Stägemann, Follen, Schenkendorf u. A. und die constitutionelle eines Uhland. Schon während der Restauration erinnerten sich die Franzosen mit Schmerzen an die Begeisterung ihrer revolutionären und den Ruhm ihrer Kaiserepoche. Sie sangen das Andenken an die dreifarbige Fahne und an Ihn, den sie zuerst den „Helden von Italien", hierauf den „Mann der Pyramiden" und endlich „den Mann" κατ' ἐξοχήν nannten. Außer bereits früher erwähnten Dichtern muß ich hier an Méry und Barthélémy erinnern, deren letzterer durch seine „zwölf der Tage der Revolution" einen größern Ruhm erlangt hätte, wäre er nicht gleichzeitig zu Louis Philipp übergegangen. Die Julitage brachten den Franzosen Delavigne's „Parisienne", blieben übrigens für sie bei weitem steriler, als für die Deutschen, welche in den 1830ger Jahren einen Drang fühlten, dessen Hemmung ihnen den rothen Stral der Dichtung auspreßte. Wie aber der Deutsche enthusiastischer ist für das Ausland und dessen Lob oder Schmerzen, so sind auch die deutschen Polenlieder nicht selten der reinste, edelste Erguß ihrer Lyrik. Indeß verklärte sich ihre lyrische Poesie, die sich an Zeitverhältnisse anschloß, und deren Repräsentanten Platen, Grün, Stieglitz, die Brüder Paul und Gustav Pfizer sowie die dem Preßverein spendenden Poeten waren, mehr und mehr zum allgemeinen Begriff politischer Dichtung, deren Flamme durch den Drang und die Begeisterung für bessere sociale Zustände angefacht und durch den Haß gegen die Kehrseite geschürt wird.

Als Repräsentanten dieser in ihrem Begriff erfaßten politischen Dichtung führe ich dir Herwegh, Dingelstedt, Prutz und Hoffmann von Fallersleben vor, denen Gottschall nachdichtet und Deeg selbstständig sich anreiht.

Georg Herwegh, am 31. Mai 1817 zu Stuttgart geboren und heranwachsend zum künftigen Prediger bestimmt, besuchte erst das Gymnasium seiner Vaterstadt, dann eines der sogenannten niedern Seminarien, wo die künftigen Seelsorger Württembergs, katholischer und protestantischer Confession, unter klösterlicher Zucht für die Universität gedrillt werden. In diesem Klosterthum hat sich schon manch ein Dichterherz

gehärmt, aber auch geläutert und gestählt, um dann droben am Neckarstrand, im Tübinger Stift, seinen Liederfrühling ausschlagen zu lassen und gewöhnlich den Kirchenvätern und der Predigerkutte Valet zu sagen. So erging es auch Herwegh. Um etwas grobkörniger Opposition gegen einen der Stiftsrepetenten willen aus dieser Anstalt entlassen, mußte er aus Mangel an Vermögen auf Beendigung seiner Studien Verzicht thun und lebte dann in Stuttgart in bedrängten Umständen, zugleich verliebt, wie nur ein Dichter es sein kann. Er dichtete damals Liebeslieder *) und Romanzen **), in welchen der eigene Genius noch stark mit frem-

---

*) Was wär' es, wenn den Lorbeer ich erränge,
Der mancher Stirn schon kühlen Schatten gab?
Wenn ich den Schmerz in Melodieen zwänge
Und meines Herzens Schläge zählte ab?
Wenn wilder noch der Dichtung Flammquell spränge,
Gewecket von der Muse Zauberstab?
Verräth euch nicht die Glut des kranken Blickes,
Daß jedes Lied der Grabstein eines Glückes?
Wohl höre ich, daß die den Lorbeer tragen,
Bewahret vor des Himmels Blitzen sind;
Warum denn aber, lasset mich nun fragen,
Krönt ihr das Haupt damit nicht schon dem Kind?
Wenn erst das Herz in Stücke ist zerschlagen,
Dann ist das Auge für die Kränze blind!
Ich will sie nicht! ich hab' Nichts mehr zu schützen!
Auf dieses Haupt hier mag es immer blitzen!
Um deine Locken möchte ich ihn sehen,
Den Lorbeer, der mir nutzlos, wenn er mein!
Ich würde gern das Märtyrthum bestehen,
Die Martyrkrone aber wäre dein!
Du müßtest sicher mir durchs Leben gehen
Und vor dem Wetterstral behütet sein,
Und glauben, daß, wer Dichterliebe lohnt,
Geweiht ist und vom Blitze bleibt verschont.

**) In dem Schatten der Granaten
Saß die Königin Isabella,
Saß bei ihrem lieben Sänger,
Ihrem Sänger Don Estrella.
„Hört ihr nicht den König sprechen?"
— Nein, Sennora, nur die Bäume! —
„Sagt mir, lieber Don Estrella,
Habt ihr niemals böse Träume?"
— Wohl, Sennora, böse Träume!
Laßt die Träume! Letzte Wochen
Hat Alonso, Euer Gatte
Und mein König, Euch erstochen.

den Einflüssen, besonders Heine'schen rang. August Lewald machte den Dichter zum Mitarbeiter des Journals „Europa", ein Stuttgarter Buchhändler übertrug ihm die Uebersetzung der Werke Lamartine's und wollte ich pedantisch sein, so ließe sich leicht nachweisen, daß die Lamartine'sche Elegie bedeutende Eindrücke in Herwegh zurückgelassen, deren Nachwirkungen später in mancher seiner Strophen zum Vorschein kamen, als er sich bereits entschieden einer poetischen Richtung hingegeben, zwischen welcher und Lamartine's Dichten eine große Kluft ist. Im Jahr 1838 traf Herwegh die Verpflichtung zum Militairdienst; er wurde jedoch bald vom Tragen der Uniform entbunden, nachdem die strenge militairische Disciplin, Arreststrafe und drgl. zuerst nachhaltigere Gedanken über Freiheit und Unfreiheit in ihm geweckt hatten, die seinem bisherigen Ideengang ziemlich fernlagen. Wie ich mir sagen ließ, hatte er früher politische Fragen stets verdrüßlich abgelehnt. Das Entbinden vom aktiven Dienst hob natürlich seine Stellung als Soldat nur äußerlich auf und so erhielt ein unangenehmes Rencontre mit einem Offizier seines Regiments auf einem Maskenball den Anstrich der Insubordination. Am folgenden Tage hielt es daher Herwegh für gerathen, das Weite zu suchen, und entfloh über Constanz in die Schweiz. Ein Frühling am Bodensee, ein Sommer und Herbst am Züricher see und drinnen in den Alpen verlebt, sah die schönsten jener Lieder entstehen die, als „Gedichte eines Lebendigen" ihren Verfasser mit einem Schlag in die Reihe der ersten dichterischen Notabilitäten der Gegenwart gestellt und ihm einen

---

Und auf Eure kleinen Hände
Floßen meine heißen Thränen.
Ich erwacht' und sah Alonso
Neben euch im Wagen gähnen!

„Don Estrella, Don Estrella!
Horch der König!" — Nein, die Bäume!
„Doch Ihr sprachet ja von Thränen:
„Das sind keine bösen Träume!

„Jüngsten stand ich an dem Fenster
„In dem Schloß St. Ildefonso,
„Und da bracht' man Eure Leiche
„Und es frug mich Don Alonso:

„Wißt Ihr nicht, wer starb, Sennora?
„Dort erblick' ich Kreuz und Lichter! —
„Und ich durft' um Euch nicht weinen,
„Und ich sprach: Herr, nur ein Dichter!"

Triumphzug durch Deutschland bereitet haben, wie er selbst unsern größten Geistern nie zu Theil geworden. Um diese Wirkung hervorzubringen, mußte Herwegh vor allen Dingen documentiren, daß er wirklich und wahrhaft Dichter sei. Er hat es gethan und hätte er auch nur das Lied gedichtet:

Ich möchte hingehn wie das Abendroth
Und wie der Tag mit seinen letzten Gluten —
O leichter, sanfter, ungefühlter Tod!
Mich in den Schoos des Ewigen verbluten.
Ich möchte hingehn wie der heitre Stern,
Im vollsten Glanz, in ungeschwächtem Blinken;
So stille und so schmerzlos möchte gern
Ich in des Himmels blaue Tiefen sinken.
Ich möchte hingehn wie der Blume Duft,
Der freudig sich dem schönen Kelch entringet
Und auf dem Fittig blüthenschwangrer Luft
Als Weihrauch auf des Herrn Altar sich schwinget.
Ich möchte hingehn wie der Thau im Thal,
Wenn durstig ihm des Morgens Feuer winken;
O wollte Gott, wie ihn der Sonnenstral,
Auch meine lebensmüde Seele trinken!
Ich möchte hingehn wie der bange Ton,
Der aus den Saiten einer Harfe dringet,
Und, kaum dem irdischen Metall entflohn,
Ein Wohllaut in des Schöpfers Brust verklinget.
Du wirst nicht hingehn wie das Abendroth,
Du wirst nicht stille wie der Stern versinken,
Du stirbst nicht einer Blume leichten Tod,
Kein Morgenstral wird deine Seele trinken.
Wohl wirst du hingehn, hingehn ohne Spur,
Doch wird das Elend deine Kraft erst schwächen;
Sanft stirbt es einzig sich in der Natur,
Das arme Menschenherz muß stückweis brechen.

Dann war von Nöthen zu beweisen, daß er über seine dichterische Mission sich selbst klar geworden und von dem Beruf, den er der Poesie in unsern Tagen zutheilt — nämlich, entwöhnt selbstgenüglicher Abstraktion, eine moderne Sibylle, die Waage der Gerechtigkeit in der einen, das Schwert des Zornes in der andern Hand, mitten unter das Volk zu treten — ganz und gar erfüllt sei. Er leistete diesen Beweis in dem Zuruf an die deutschen Dichter:

Seid stolz! es klingt kein Gold der Welt,
Wie Eurer Saiten Gold;
Es ist kein Fürst so hoch gestellt,
Daß Ihr ihm dienen sollt!
Trotz Erz und Marmor stürb' er doch,
Wenn Ihr ihn sterben ließet;
Der schönste Purpur ist annoch
Das Blut, das Ihr als Lied vergießet!

Der Ruhm der Herrscher wird verweht —
Lobpreis' ihn, wer da will!
Man jagt und spornt ihn, doch er steht
Mit ihrem Herzen still.
O laßt sie donnern fort und fort!
An ihrem Grab verhallt es.
Ihr Dichter, sprecht Ein grollend Wort,
Und zu dem ew'gen Gotte schallt es!

Es hat dem Vogel in dem Nest
Der Himmel nie gewankt;
Den Mächtigen dünkt er nur fest,
So lang' der Thron nicht schwankt!
Palast und Purpur hin und her,
Ob Glanz sie überschütte —
Seid stolz, seid stolz, Ihr seid ja mehr;
Seid Ihr nicht Könige der Hütte?

Blitzt ewig nicht der Thau im Feld
Gleich wie der Diamant?
Ist nicht ob dieser ganzen Welt
Ein Baldachin gespannt?
Wiegt nicht die Rebe, die hinauf
An einem Strohdach gleitet,
Den unfruchtbaren Epheu auf,
Der sich um Zwingherrnburgen breitet?

Hoch, Sänger, schlage Euer Herz,
Wie Lerchen in der Luft!
Es ruht sich besser allerwärts,
Als in der Fürstengruft.
Ein Liebchen, das die Treue bricht,
Ist überall zu finden;
Verschmähet mir die Ringe nicht,
Doch laßt Euch nie an Ketten binden!

Dem Volke nur seid zugethan,
Jauchzt ihm voran zur Schlacht,

Und liegt's verwundet auf dem Plan,
So pfleget sein und wacht!
Und so man ihm den letzten Rest
Der Freiheit will verkümmern,
So haltet nur am Schwerte fest,
Und laßt die Harfen uns zertrümmern!

Befähigung und Verständniß der Zeit waren also da. Nun fragte es sich, in welcher Form diese Befähigung, dieses Verständniß hervortrete. Es geschah in tadellos blanker, in scharf und glänzend zugleich geschliffener, die freilich auch oft herhalten mußte, über das bereits Dagewesensein vieler Gedanken durch überraschend neue Einkleidung derselben zu täuschen. Das Formelle ist daher in den „Gedichten eines Lebendigen" oft das eigentliche Agens, dessen Wirksamkeit sich genugsam erklärt aus dem eifrigen Ringen unserer Tage nach schöner Formvollendung. Hiemit ist freilich gesagt, daß man Herweghs Verse:

Ich bin die schwere, schwarze Wolke,
Der Gott den Donner nur beschied —

leicht in einem andern Sinn nehmen könnte, als er sie meint, so nämlich, der Donner seines Wortes begleite vielmals nur die Gedankenblitze Anderer. Jedoch: „Nichts Neues unter der Sonne"! und unser Vorrath von Ideen wäre eben groß genug, wir dürften auf die Ausheckung neuer verzichten und einstweilen zufrieden sein, wenn die vorhandenen realisirt würden, unser Denken zur That, unsere Theorie zur Praxis sich gestaltete. Darauf zielt auch Herweghs Poesie unabläßig, das thatträge Theoretisiren und Calculiren ist ihr Abscheu, ihr eckelt vor dem faulen Frieden des **status quo**, darum verlangt sie statt der conservativen Schwüle, die so bleischwer ob Europa liegt, revolutionäres Gewittern und schreit zu Gott um Sturm und Krieg und Streit:

Brause, Gott, mit Sturmesodem durch die fürchterliche Stille,
Gib ein Trauerspiel der Freiheit für der Sklaverei Idylle;
Laß das Herz doch wieder schlagen in der Brust der kalten Welt,
Und erweck' ihr einen Rächer und erweck' ihr einen Held!
Wenn sie in der eignen Heimat frei zu leben uns nicht gönnen,
Schaff' uns eine grüne Insel, wo wir frei noch sterben können,
Sterben können froh und freudig in der frischen, freien Luft
Und uns selbst die Rosen träufeln aus den Wunden auf die Gruft!
Aus dem Nachtmahlkelch der Freiheit laß uns wieder einmal schlürfen,
Baue wieder einen Altar, drauf wir uns dir opfern dürfen,

Breite vor uns einen Wahlplatz, einen Platz der Völkerwahl,
Aus dem Kerker, aus der Scheide sehnt sich wieder unser Stahl!
Ach! um jenes Sturms Verheißung hat der Frieden uns betrogen,
Und das goldne Schiff der Hoffnung, das als Wiege in die Wogen
Unter Klang uud Sang gesteuert und so reiche Schätze barg,
Ruht gescheitert, schwarzbewimpelt in dem Hafen jetzt, ein Sarg.
Will mein Volk nun ewig klagend dieses morsche Wrack umstehen?
Soll in thatenlosen Seufzern seine beste Kraft verwehen?
Donnert nie durch seinen Himmel der Entscheidung scharfer Ton?
Wahrlich ein Despote zaudert nicht so lang am Rubikon!
Glaubet ihr, der Frieden werd' euch für des Hauses Freude bürgen?
Nur vernichten kann der Krieg uns, solch ein Frieden wird uns würgen!
In dem wilden Kampfgewühle mag es wohl ihr werden heiß,
Aber straucheln muß die Freiheit auf des Russen starrem Eis!
So ihr nicht begießt die Pflanze, wird sie allgemach verkümmern,
So ihr nicht gebraucht den Degen, wird ihn schnell der Rost zertrümmern;
Eine Ader sich zu öffnen für die Freiheit, wäre gut,
Sonsten zweifeln die Tyrannen an der Völker reinem Blut.
Aber wollen mich die Männer nicht verstehn, die schwerverirrten,
O so höret Ihr mich, Frauen! Traget Ihr ein Schwert in Myrten!
Traget Ihr ein Schwert in Myrten; denn mich dünket, Frau und Frei,
Nicht so fremd einander klingen diese Worte, diese Zwei!

Zu Feuerliedern dieser Art, in welchen die Flamme der Begeisterung gewöhnlich von dem niederdrückenden Bewußtsein des Unterschiedes zwischen Ideal und Wirklichkeit in sich zurückgedämmt wird, um dann, eine sprühende Zornlohe, mit verdoppelter Energie aufzuspringen, gesellen sich dann auch Gedanken, wie sie „in stiller Nacht des Dichters Seele" bewegen nach durchgekämpftem Tageslärm, stille, klare Gedanken, in graziöse Sonettform gefaßt, wie folgender:

Wir haben, was auch eine Sage schreibe,
Den Funken des Prometheus nicht gepachtet;
So tief wir unter uns das Weib geachtet,
Die reinste Flamme wohnt in seinem Leibe.
Und wer dem selbstisch frostigen Getreibe,
Das ihm des Herzens liebste Kinder schlachtet,
Wer dieser Kälte zu entrinnen trachtet,
Wo flöh' er hin, als zu dem treuen Weibe?
Ein Felsen ist der Mann, der nur erglüht,
Wenn trotzig er gen Himmel sich erhoben,
Zurück ihm schleudernd seiner Sonne Stralen;

Ein stiller See des Weibes weich Gemüth,
Das fromm in sich empfängt das Licht von Oben,
Drin sich die Himmel himmlischer noch malen.

Die Gedichte eines Lebendigen kamen in passendster Zeit. Die deutschen Gemüther waren durch den eiteln Kriegsalarm von jenseits des Rheins aufgeregt, man erwartete, daß Etwas geschehe, und da sang denn ein deutscher Dichter all' das laut und keck und schlagfertig in die Welt hinein, was sein ganzes Volk heimlich dachte, bedauerte, hoffte, wünschte. Die Kritik, welche dem begeisterten Willkomm, den Deutschland Herwegh bot, mißgünstig hintennach hinkte, konnte höchstens bewirken, daß seine Unarten gerechter Tadel traf *). Zur Kritik rechne ich servile und pfäffische Verketzerungen natürlich nicht. Ueber diese ist Herwegh in der That erhaben, dagegen nicht über die Ansicht, daß die öffentliche Rolle, welche er bei seinem bekannten Triumphzug in Preußen spielte, bei der excentrischen Vagheit, aus welcher sich seine politischen und socialen Ansichten besonders im Rausch des Triumphes noch nicht herauszuarbeiten vermochten, so taktlos ausfallen mußte, wie sie ausgefallen. Hiebei spielten ihm eben poetische Illusionen, aus denen ihn die prosaischen Ecken der Wirklichkeit unsanft genug weckten, einen übeln Streich. Beging aber er aus Rücksichtslosigkeit und übermäßig beweihrauchter Eitelkeit Taktlosigkeiten, so gebührt den Serviliſten, die ihn anbelferten, nachdem ihn die preußische Majestät desavouirt, der Ruhm der Gemeinheit im vollsten Maaße. In die Schweiz zurückgekehrt, erwarb er, nachdem ihm auf seine Bitte der König von Württemberg die Militairdienstpflicht, welcher er einst desertirt, großmüthig erlassen,

*) Ein solcher ist gewiß die Zurückweisung seines Angriffs auf den „Verstorbenen", ein Angriff, der ganz haltlos und zum Theil geradezu unwahr ist, wie aus der Lebensgeschichte des Fürsten Pückler-Muskau schlagend nachgewiesen wurde. Einen noch weit schwerern und gerechtern Vorwurf aber hat sich Herwegh durch seine Grobheit gegen Arndt und seine Ungerechtigkeit gegen Anastasius Grün zugezogen, denen er zudem als Dichter mehr verdankt, als er wird eingestehen wollen. Gewiß, die Jugend, die thatenlustige, hat gegenüber dem ruhenden Alter ihre Rechte oder darf dieselben sich verschaffen und der Reim Sallets:

Ihr sagt, man soll das Alter ehren,
Doch nimmer werdet ihr uns belehren,
Daß eines alten Esels Geschrei
Harmonischer als das eines jungen sei —

spricht eine triftige Wahrheit aus, aber wahr ist auch, daß, wie ich anderwärts gesagt, ein Volk, welches die greisen Locken seiner Helden und Sänger mit Koth besudeln läßt, die Strafe verdient, nie mehr einen großen Mann aus seiner Mitte erstehen zu sehen.

das eidgenössische Bürgerrecht und zog hierauf mit seiner liebenswürdigen jungen Frau nach Paris. Von einem Dichter, der die laute Gunst seines Volkes so außerordentlich schnell gewonnen — ich lege einen Nachdruck auf das Wort „laut", weil es sonst ja deutsche Sitte, mit der lauten Anerkennung eines Poeten erst nach dessen Tod herauszurücken — mußte man natürlich wenn nicht Alles, doch Vieles erwarten und ich sprach damals Leute, die geradezu behaupteten, der poetische Messias, dem wir sehnsüchtig entgegensehen, sei in Herwegh erstanden. Solchen gewaltthätig hinaufgeschrobenen Erwartungen hat nun freilich Herwegh mit dem zweiten Band seiner Gedichte nicht entsprochen, auch bescheidenern nicht, um so weniger, da die meisten Stücke dieser zweiten Sammlung bereits durch Journale bekannt waren. So wandten sich Viele, die Bedeutendes und Neues erwartet hatten, sogleich mißmuthig ab und die Behauptungen einzelner Kritiken, Herwegh habe sich in diesem Bande weit compacter und concreter gefaßt, als im ersten, konnten sie über ihre Täuschung nicht trösten. Was mich betrifft, so schrieb ich wenige Tage nach Erscheinung dieses zweiten Bandes eine Anzeige desselben für ein deutsches Journal, gegen deren Zustutzung im Interesse politischer Achselträgerei ich protestirt hätte, so die Sache der Mühe werth gewesen. Meine Meinung hat sich seither nicht geändert und lautet im Allgemeinen dahin: Herwegh ist zu schnell gestiegen und hat sich sein gut schwäbisches Naturel durch eine gewisse literarische Clique mit einer tüchtigen Portion selbstgefälliger Windmacherei versetzen lassen. Wir achten am Manne ein selbstbewußtes Auftreten, aber wir verdammen unnachsichtlich eine halb kränkliche Selbstüberschätzung. Zugegeben, daß eine solche in Herwegh nur durch den Rausch eines unerhörten Erfolges angeregt wurde, so viel ist gewiß, daß er den schweren Stand, den er dem Publikum gegenüber hatte, nicht ernstlich genug in's Auge faßte. Die Erwartungen waren, wie schon erwähnt, auf's Höchste gespannt. Um solchen Erwartungen entsprechen zu können, muß man vor Allem eine produktive Natur sein. Ist Herwegh eine solche? Der zweite Band seiner Gedichte stellt dieß sehr in Zweifel, denn er ist großentheils kritischen Inhalts. Allerdings sind die „Xenien" witzige Kritik, aber doch immerdar Kritik, die noch dazu größtentheils durch persönliche Gereiztheit und Racheluft anrüchig gemacht wird. Es sind diese Epigramme zum Theil reich an schlagenden Pointen, an satyrischen

Spitzen, die sich dem Objekt, auf welches sie gemünzt, bis ins Herz bohren, sie bewegen sich aber beinahe durchgehends zu sehr in der Sphäre des bloßen Wortwitzes, oft gerade in der des bloßen Wortspiels. Es mangelt dem Dichter jener über seinem Gegenstand schwebende Humor, der, indem er vernichtet, zugleich auch wieder schafft. Wir finden viele dieser Epigramme zweifelsohne äußerst fein, scharf, treffend und glänzend, aber herzlich beifälliges Lachen dürfte uns schwerlich eines entlocken. Zudem muß der Satyriker, um Bedeutung zu gewinnen, sich selbst aus dem Spiele lassen, darf nicht, wie Herwegh in den Xenien gethan, sein liebes Ich so sehr in den Vordergrund stellen. Wer die Aufgeblasenheiten der Zeit und Zeitgenossen geiseln will, muß sich allererst vor Wichtigthuerei mit der eigenen Person hüten. Was die übrigen Gedichte des zweiten Bandes betrifft, so finden wir unter ihnen Manches, was nur der abgeblaßte Schatten der Lieder des ersten Bandes, Anderes, was wirkungslos abblitzen muß, weil es aus den Gränzen der Poesie heraus und entschieden in das Gebiet prosaischer Gemeinheit hinüberstreift, wie insbesondere „die Ruthe“ und „das Heidenlied“. Letzteres betreffend glaube ich, ein deutscher Dichter des neunzehnten Jahrhunderts möge sich zum Christenthum so negirend verhalten, als er nur immer wolle, dennoch stehe es ihm übel an, die abgestandenen Spöttereien der Franzosen des achtzehnten gegen dasselbe wiederzukäuen. Als besonders frisch, feuer- und zorntrunken bezeichne ich „die deutsche Flotte“, „bei Hamburgs Brand“, „eine Erinnerung“, „die Schweiz“, die Partei“, „an den König von Preußen“. Diese Lieder verdienen die laue Aufnahme, welche sie im Ganzen doch gefunden, durchaus nicht, oder ist es wahr, daß Herwegh seinen zweiten Band im unpassendsten Zeitpunkt veröffentlichte, daß wir vorerst von Liedern übersättigt seien und statt der Worte einmal Thaten sehen möchten? Ein ergreifendes Lied wäre „die kranke Lise“, wenn wir dabei nicht fragten: wie, ist der Dichter nicht ein Deutscher und kommt denn das deutsche Volk wirklich im Spital zur Welt? Derartige Uebertreibungen fallen leicht in's Lächerliche, wie z. B. wenn Herwegh in einem seiner Gedichte der Verbannung von Robert Prutz erwähnt, während dieser in seinem Heimatland, ich glaube gar in seiner Vaterstadt lebt. Wenn man anfängt, mit der Freiheitsliebe zu kokettiren, dann ist's vorbei mit ihr, und wer Andere so bitter zu verspotten weiß, wie Herwegh in seinem „Duett der Pensionirten“, sollte sich doppelt

hüten, den Spott herauszufordern. Daß Herwegh übrigens diese Waffe trefflich zu handhaben und den Schlag derselben, besonders wenn von Persönlichkeiten abgelenkt, sehr poetisch wirksam zu machen weiß, vermag überzeugend zu beweisen das Gedicht „Eine Vision“:

Ich hatt' ein seltsam Traumgesicht,
Da saß Gott Vater zu Gericht
Und rief jedwede Nation
Herbei vor seinen Sternenthron.

Die Völker kamen in dichten Haufen,
Just wie sie waren, angelaufen:
Die Britten, Russen und Franzosen,
Die letzten, wie immer, ohne Hosen;

Selbst China und die Mongolei,
Auch ein Stück Polen war dabei.
Und als der Herr die Völker zählte —
Ei, sieh! das deutsche Reich noch fehlte.

„Wo bleiben denn meine Deutschen wieder?
Recken sie noch die faulen Glieder?
Sie könnten, seit ich sie begraben,
Doch endlich ausgeschlafen haben!“

Drauf hieß er 'nen Engel zur Erde springen,
Die Siebenschläfer heraufzubringen.
Der Engel lief in Deutschland herum,
War Alles still, war Alles stumm.

„Ihr Deutschen, wollt ihr nicht aufstahn?
Die Ewigkeit geht eben an!“
Der Engel blies in lichtem Zorn,
Wie toll, in sein himmlisch Jägerhorn;

Doch eh sich die Deutschen zusammengefunden,
War längst der jüngste Tag verschwunden,
Hatt' Alles seinen Lohn empfangen —
Den Deutschen ist Himmel und Höll' entgangen!

Neben Herwegh trat Franz Dingelstedt, geb. 1814 zu Halsdorf in Oberhessen, nachdem er durch anderweitige poetische Leistungen, besonders durch seinen trefflichen Roman: „Unter der Erde“, ein ebenso bewegliches wie künstlerisch durchgebildetes Dichtertalent bewährt, — mit seinen Terzinen „Sechs Jahrhundert aus Guttenbergs Leben“, seinem „Osterwort aus Hessen“, seinen Leiden eines „cosmopolitischen Nachtwächters“ als politischer Lyriker auf, um sein Volk zu gewinnen und — zu täuschen.

Oder war es etwa keine Täuschung, als der Mann noch im selben Jahre da er gereimt:

Dutzend-Fürsten, Taschenhöflein,
Glücklich, wer euch niemals kennt!
Hoffouriers- und Kammerzöflein-
Und Actricen-Regiment!

Alles ein Intriguenknäuel,
Theegeklatsch und Weiberschnack —
Schütz' euch Gott vor solchem Gräuel
Und vor seidnem Lumpenpack!

die Hofraths-Uniform anzog? Freilich, es gab Leute, die von vornherein Dingelstedt gerade nur so viel Gesinnung zutrauten, als nöthig, sie zu wechseln, die ihn selber schlechtweg für einen jener deutschen Patrioten hielten, von denen er gesagt:

Was will, ihr Herrn, ein deutscher Patriot?
Für sich ein Aemtchen, Titelchen und Bändchen —

die den Refrain seines Liedes „Hochwohlgeboren": ich muß geheimer Hofrath werden! für buchstäbliche Wahrheit nahmen und sich deßhalb begnügten, dem Herrn Exnachtwächter und Hofrath seine eigenen Worte zuzurufen:

Zur Zeit des Sturmes, so wie heute,
Da sondert sich vom Korn die Spreu,
Da lernt man kennen seine Leute,
Die Meisten falsch, nur Wenig' treu.

Gewiß, Niemand wird es leugnen, daß die Jammerseligkeit der liberalen Partei, ihr schmutziger Egoismus, ihr kleinlicher Geiz wohl im Stande ist, oft ihre talentvollsten Anhänger von sich abzuwenden, aber was kann die gute Sache dafür, daß sich Leute ihre Freunde nennen, die durch ihre selbstgefällige Aufgeblasenheit und ihre bornirte Selbstsucht jedem edleren Geist einen Horror einflößen? Wir begreifen, daß Dingelstedts fein organisirte Dichternatur einen solchen Horror empfinden mußte und pflichten ihm von Herzen bei, wenn er vom Liberalismus rein gar Nichts erwartet, so lang er im Philisterium des Mittelstandes seinen Sitz hat, wir können ferner vernünftigerweise ganz und gar Nichts dagegen haben, wenn er der ihm von jeher anklebenden Sympathie für die **haute volée**, für Salons- und Boudoirleben, für Pariser Kleider, Parfümerien und Glacéhandschuhe gerne nachgibt, allein all'

dieß rechtfertigt noch nicht seine Apostasie. Das ist das rechte Wort, mag man da sagen, was man will. Ein Mann, der sich als Bannerträger der Demokratie hingestellt, darf nicht Höfling werden, ohne sich der Verachtung auszusetzen. Oder hätte, wie Einige wollen, Dingelstedt früher nur so aus der Ferne mit der Freiheit kokettirt? Desto schlimmer, dann wäre ja sein ganzes Wesen eine große Lüge. Nicht doch, nennen wir sein Auftreten eine Maske, so werden wir der Wahrheit näher kommen. Dingelstedt besitzt eine außerordentlich große Portion Ehrgeiz und Hochmuth, da sitzt der Knoten. Wahrscheinlich hatte er's mit seiner vorigen Richtung ganz ehrlich gemeint, — ich sage wahrscheinlich, denn möglicherweise kann sein politisches Dichten auch bloße Façon gewesen sein — aber seine Erfolge genügten seinem Ehrgeiz und Hochmuth nicht und so versuchte er, sie in der entgegengesetzten Richtung zu befriedigen. Viel Glück dazu, aber er fordere von denen, welchen er hochmüthig den Rücken gewandt, kein Bemänteln seines Abfalls. Wer einen Fürsten — hintergeht, den kann der Fürst mit Tod oder Kerker bestrafen, wer das Volk — hintergeht, an dem kann es sich nur durch Verachtung rächen. Wir können Dingelstedt bedauern, entschuldigen niemals, bedauern, denn es ist hart für ein Menschenkind, als Lebender am Leichenstein seines eigenen Ruhmes vorübergehen zu müssen. Genug davon. Vielleicht nennst du mich des Ebengesagten wegen lieblos, meine Freundin, ungerecht wenigstens sollst du mich nicht nennen. Ich bekenne dir nämlich offen, daß Dingelstedt früher Dichter genug war, mich dann und wann seine jetzige Hofräthlichkeit vergessen zu machen, nicht so fast durch seinen cosmopolitischen Nachtwächter (dessen innere Wahrheit durch die jetzige Stellung seines Verfassers sehr problematisch gemacht wird), als vielmehr durch seine Wanderskizzen, seine Novellen und insbesondere durch seine „Sechs Jahrhundert aus Gutenbergs Leben", welche nicht nach Verdienst bekannt wurden, weßwegen ich dir daraus die prächtigen Terzinen auf die Mainzer Gutenbergsfeier 1840 hersetze:

Mogunzia! Dir sei mein Gruß entboten
Und deinem Strom mit seiner deutschen Flur
Und deinem Dom mit seinen großen Todten!
Geweihte Stätte, wo dem Troubadour
In Abenddämmerung sein Mädchen lauschte,
Wenn er in leichtem Kahn vorüberfuhr;

Und welches Masten-Dickicht drunten rauschte,
Als Nord und Süd sich traf in deinem Hafen
Und ihre Schätze hier die Hanse tauschte!
O Niobe, sieh deine Kinder schlafen,
Nicht aufgeweckt von Trommel und Kanone,
Noch vom Gekeuch moderner Pyroskaphen.
Doch heute freue dich! denn deinem Sohne,
Dem größten, den dein reicher Schooß getragen,
Flicht eine Welt heut' ihre Jubelkrone;
Und rings, so weit die Riesen-Arme ragen
Des Baumes, der aus deinem Grund entsprossen,
Siehst du erneuet deine Glorie tragen.
Der Schatten aber, der aus Erz gegossen
Dort stolz herniederschaut in das Gedränge,
Das dicht um seine Füße sich geschlossen,
Vernimmt er nicht die feierlichen Klänge,
Und sind die Augenhöhlen von Metall
Blind für des Festes überreich Gepränge?
Nein, auch das Erz hat seinen Wiederhall,
Der Memnonssäule gleich im Wüstensande,
Die froh begrüßt der Sonne Feuerball.
Nachts, wenn an Mondes zartem Silberbande
Die Wellen hüpfend durch die Berge laufen,
Und sich die Stadt schlaftrunken streckt am Strande,
Wenn ausgeflutet hat der laute Haufen,
Und in den Gassen rings, ein wirrer Troß,
Die fremden Gäste ihren Rausch verschnaufen:
Dann regt er sich, der eherne Koloß,
Als wollt' er sprengen jene knappe Hülle,
Darein ihn, allzustreng, der Künstler schloß.
So richtet sich mit tönendem Gebrülle
Der Löwe auf in seines Käfigs Gittern
Und stöhnt aus des gefangnen Herzens Fülle.
Dann siehst du, wie des Domes Thürme zittern
Und tief erbeben seine rothen Quadern,
Wie angerührt von Gottes Ungewittern.
Blick' hin! Es schwellen jener Stirne Adern,
Die Brust beginnt von Seufzern sich zu blähen,
Der starre Mund zu tadeln und zu hadern:

* * *

Zwittergeschlecht von Riesen und Pygmäen,
Das seine Blöße deckt durch fremde Reste
Und eigne Nüchternheit durch Jubiläen!

Was frommen der Erinn'rung Todtenfeste,
Was die Beschwörungen gewalt'ger Manen,
Wenn euch das Leben selber fehlt, das Beste?
Der Mann allein ist würdig großer Ahnen,
Der's wagt, auf ihre Schultern sich zu heben
Und auszuschreiten die gebrochnen Bahnen.
In Steinen und in Mälern weilt kein Leben,
Und beff'rer Lohn als plappernde Verehrung
Sei euren Todten ein lebendig' Streben!
Was thatet ihr mit jener Geistsbewehrung,
So ich euch lieh, ein Licht den ewig Blinden,
Das eine Fackel wurde der Verheerung?
Ihr prahlt es und posaunt nach allen Winden:
Das ist die Zeit des Werdens und der Kämpfe,
Davon die Enkel erst die Früchte finden.
Doch was ihr Kraft heißt, das sind Ohnmachts-Krämpfe,
Des warmen Lebens letzte Aeußerungen,
Das matt verhaucht in eure Kohlendämpfe.
Den Geist hat die Materie verschlungen,
Und ihr, Schamlose! rühmt euch noch zu siegen,
Wenn euch ein neuer Geistesmord gelungen?
Auf Eisenschienen rastlos weiter fliegen,
Von Markt zu Markt, die Hände in den Taschen,
Den Nächsten nach Prozent und Aktie wiegen,
Den Schimmer eines kurzen Namens haschen,
Mehr Schein, als Sein, sich selbst und Allen lügen,
Nichts wissen und an jedem Wissen naschen: —
Erkennt ihr euer Bild in solchen Zügen?
Ihr lächelt: Nein; und sucht in eitlem Frieden
Euch selber nur, statt Andren zu genügen.
Blödsinnig' Volk von spinnenden Alziden,
Und du kannst wähnen, eine Welt zu gründen
Sei dir und deiner schwachen Zeit beschieden?
Bankrott im Glauben, reich an Wahn und Sünden,
Ichsüchtig, überlebt an Seel' und Sitte,
Selbst längst verkohltes Holz — ihr wollt entzünden?
Ja, brüstet euch, daß stolz in eurer Mitte
Der Baum des Wissens seine Aeste streckt,
Daß ihr die Früchte brecht mit keckem Schnitte:
Ihr habt ihn ausgehöhlt und leer geleckt,
Jetzt nagt ihr an den Wurzeln, an der Rinde,
Und preist als Honig, was wie Wehrmuth schmeckt.

Ihr wißt: Von euren Augen fiel die Binde,
Das Wort beherrscht euch nicht mehr, das Symbol,
Ein freier Mann, ihr sagt's, wuchs aus dem Kinde.
Was ist ein Kreuz? Der Zweifel nennt es hohl,
Die Krone schilt er einen goldnen Reifen.
Ihr wägt sie und ihr prüft's genau und wohl,
Und seid ihr matt vom Scheiden und Begreifen,
So werft ihr's hin. Nichts, schallt's aus eurem Munde,
Ein Trug, ein Pöbelwahn, ein Nebelstreifen!
O seht euch um, mit Trümmern in der Runde
Seid ihr umstreut, und wo ihr steht, die Stelle,
Vielleicht zerbricht sie mit euch noch zur Stunde.
Grabt ihr doch täglich tiefer nach der Quelle,
Und dumpf indeß zu euren Füßen wühlt,
Stets höher auf, stets weiter um die Welle.
Ihr rastet nicht, bis sie euch fortgespült,
Und bis der Weltbrand, den ihr angefacht,
Vernichtend sich in einer Weltflut kühlt!

* * *

So jenes Bild. Sein Wort durchbraust die Nacht
Wie Sturmeswehn; es drehen sich berauscht
Die Sterne droben, und der Boden kracht.
Ein Dichter aber, der ihm lang gelauscht,
Der Zeit, die jener schmähete, ein Sohn,
Hat grollend noch ein Wort mit ihm getauscht:

* * *

Was schleuderst du hernieder deinen Hohn
Auf ein Jahrhundert, das du nie begriffen,
Das keinem gleicht von denen, die entflohn?
Sei's, daß wir auf des Zweifels Felsenriffen
Uns festgerannt und innerlich zerspalten
Von dannen ziehn auf todesfrohen Schiffen;
Wir folgen doch des Geistes Allgewalten,
Am Steuer steht als Lootse der Gedanke
Und Freiheit heißt der Pol, auf den wir halten!
Uns kümmert's nicht, ob um uns schwindelnd wanke,
Was einst gewesen, ob in Schutt und Staube
Zusammenstürze jede alte Schranke;
Der heil'ge Geist in uns ist keine Taube,
Versöhnlich schattend mit den weichen Flügeln,
Im Mund ein Blatt von grünem Friedenslaube;

Ein Adler ist's, der, los von allen Zügeln,
Zur Sonne schießt, nicht mehr von ihr geblendet,
Um auszuruhn auf ihren letzten Hügeln.
Ihr Heiland ward jedweder Zeit gesendet,
Ein eigener, und ihr ein Ziel gegeben,
Nach dem sie ringt, ob ganz, ob halb vollendet.
Ihr schriebt in Münstern nieder euer Leben,
In Stahl und Eisen gingen die gerüstet,
Ein Thron, ein Kreuz war jener And'ren Streben.
Uns hat nach einer neuen Frucht gelüstet,
Und andre sind die Waffen, sind die Thaten,
Als jene, darin eure Zeit sich brüstet.
Verlassen stehn die heimischen Penaten,
Die Scholle heißt uns nicht mehr Vaterland,
Und statt nach Stämmen zählen wir nach Staaten.
Ein schneidend Schwert liegt blank in unsrer Hand,
Die schärfste Wehr, die je ein Held geschwungen,
Das Wort, das die Idee sich frei erfand.
Du selber bist ein Mann der Neuerungen,
Und unser Demiurg ward deine Presse,
Der Mächte mächtigste, weil nie bezwungen.
Hörst du sie pochen, die Dämonen-Esse,
Und wie es drinnen glüht von den Geschossen,
Den Pfeilen für die neuen Herkulesse!
Wähnst du, vergebens sei das Blut geflossen
Von Tausenden, die für ihr Zion starben,
Eh' sie den Honig Kanaans genossen?
Zähl' auf den Stirnen des Gedankens Narben
Und, tiefer als von Schwertstreich, jene Wunden,
Die rothgetränkt des Banners Siegesfarben!
Krank ist die Zeit; doch, glaub's, sie muß gesunden,
Nicht Alter lallt aus ihren schweren Wehen,
Nein, Jugend, so an Altes noch gebunden.
Einst zog's die Väter, die wir nicht gesehen,
Nach Osten hin zu Salems frommen Zinnen,
Und wo auf Golgatha die Kreuze stehen;
Wohlan! Auch uns ist etwas zu gewinnen,
Ein heilig Grab, das man uns weggenommen,
Und der Messias schläft, die Freiheit, drinnen.
Wir sind, wie sie, berufen und gekommen,
Des Herren Krieger, doch in neuem Zeichen,
Und unsre Oriflamme ist entglommen.

Ob wir an's Land, an das gelobte, reichen,
Ob auf dem Zuge unsre Besten sterben?
Wir wissen's nicht, — nur, daß wir nimmer weichen!
Uns schickt das Feld nicht, das wir friedlich erben,
Wir wandern aus, ein neues zu entdecken,
Das unser ist, dieweil wir's uns erwerben.
Siehst du es wimmeln auf den weiten Strecken,
Am Strand von Fahnen, auf dem Meer von Segeln,
Und also fort bis in die fernsten Ecken?
Hoch drüber schwebt ein Heer von Sturmesvögeln,
Sich an die Taue klammernd, an den Mast,
Gedanken ähnlich, ledig aller Regeln,
Gedanken, ja! die du beflügelt hast,
Daß sie lebendig eine Welt umschwingen,
Hinflatternd sonder Widerstand und Rast.
Hohl geht die See; sie wird uns nicht verschlingen,
Und thäte sie's, die Vögel fliegen weiter,
Um die Idee unsterblich fortzubringen.
Ade, du Vaterhimmel, blau und heiter,
Ade, Geliebte! dort auf hohem Söller;
Gott will es!! Drum heran, ihr Brüderstreiter,
Vom Ufer donnern nach die Abschiedsböller!

Weniger Poet, aber mehr Charakter, als Dingelstedt, ist Robert Prutz, geb. 1816 zu Stettin, der sich vielfach in den Wissenschaften umgethan und mit zwei Trauerspielen „Carl Bourbon" und „Moriz von Sachsen" auch das Theater betreten, seine echtesten Dichtergaben aber allem Anscheine nach in seiner ersten Gedichtsammlung niedergelegt hat. Hier war von einer Tendenz noch keine Rede, sondern es entfaltete sich darin unbefangen und unabsichtlich ein fröhlicher, schön und kühn in die Welt hineinblühender Dichterfrühling, der Rosen trieb, wie „die badende Königin":

Wenn der Mond am blauen Himmel mitternächtlich aufgegangen,
Und die Wellen leise murmeln, wie von Schlaf und Traum befangen,
Steigt die stolze Königstochter nieder an des Meeres Strand
Und des Haares goldne Locken löst sie mit geschäftger Hand;
Löst des Busens züchtgen Schleier, und mit durstig langen Zügen
Athmet sie die kühlen Lüfte, die vom Meer herüberfliegen;
Leise zögernd sinkt der Mantel und mit nacktem Götterleib,
Vor sich selber süß erröthend steht gebeugt das edle Weib.
Schüchtern netzt sie kaum die Zehe, herzhaft dann die weißen Glieder

Taucht sie tief mit raschem Sprunge in die lauen Fluten nieder,
Daß sie rauschen, daß sie sprudeln, und in gierig süßer Lust
Schmiegt die flücht'ge Meereswoge fest sich an die volle Brust.
Und die See beginnt zu brausen! Wie von Liebesluft gezogen,
Drängen stürmisch sich an's Ufer alle Wellen, alle Wogen,
Und mit klaren, klugen Augen schaut der freundliche Delphin;
Denn er fühlt mit Einem Male warm das kalte Herz erglüh'n.
Hörst du's klagen aus der Tiefe? Mädchen! aus den weiten Höhen
Hörst du's lispeln, hörst du's locken, wie mit ungestümem Flehen?
Mädchen! hast das Meer entzündet, und die Geister aus dem Grund
Bannt herauf dein Schwanenbusen, bannt herauf dein Rosenmund.
Ach! es sind die muntern Knaben, sind die Ritter, die vor Jahren
Blondgelockt in üpp'ger Jugend über See fernher gefahren,
Da im Kreis die Becher gingen, da die muntre Cither klang,
Bis das Meer, das nie versöhnte, Schiff und Rittersmann verschlang; —
Männer sind es, Heldengreise, stark an That und groß von Namen,
Die zur Meeresschlacht gerüstet feindlich hier zusammenkamen;
'S ist der blonde Fischerbube, dessen Lied du oft gehört,
Den zum kalten Todessprunge deiner Reize Macht bethört!
Ach! sie seufzen, ach! sie klagen; denn sie liegen schon so lange
Einsam in der öden Tiefe, und das Herz ward ihnen bange:
Wellen, die von oben kommen, Flut, die aus der Tiefe quillt,
Bringen abwärts, tragen aufwärts holder Frauen Zauberbild.
Und die Luft, die sie genossen, in der Jugend Blüthetagen,
Und die Glut, in welcher eh'mals lebenswarm das Herz geschlagen;
Alles, Alles kehret wieder, wie es war, im Traumgesicht,
Wunsch und Sehnsucht und Begierde; aber ach! das Leben nicht!
Nun in mitternächt'ger Stunde, da die Sternlein aufgegangen,
Treibt sie aus der düstern Tiefe stürmisch sehnendes Verlangen:
Mädchen! hast das Meer entzündet, und die Geister aus dem Grund
Wollen ruh'n an deinem Busen, küssen deinen Rosenmund.
Ach: sie neigen sich herüber, woll'n an's Herz dich fröhlich ziehen,
Und der starre, todte Busen soll an deinem Leib erglühen;
Aus dem halbgebrochnen Auge irrt ihr wilder Liebesblick —
Säume nicht, bald schlägt die Stunde, und das Meer nimmt sie zurück! —
Doch die schöne, stolze Jungfrau höret nicht das leise Rauschen,
Sieht die Geister nicht, die luft'gen, die im Bade sie belauschen:
Aus den Wellen steigt sie langsam, schaut sich um mit stolzem Blick,
Und gesalbt die goldnen Haare, geht sie ihren Pfad zurück,
Leisen Schritts, mit süßem Lächeln, wo versteckt im duft'gen Garten
Schon die lebenswarmen Küsse des Geliebten sie erwarten; —
Und die armen, kalten Geister wenden trauernd ihren Blick,
Breiten Ein Mal noch die Arme, sinken stumm in's Meer zurück.

Das oppositionelle, agitatorische Dichten, wie es in seiner zweiten Gedichtsammlung herrscht, entsprang bei Prutz mehr aus wissenschaftlich gestählter, verständiger Einsicht in die Trostlosigkeit unserer Zustände, als aus unmittelbarem Herzensdrang. Daher das Scharfe, Kalte, Genautreffende in seinen politischen — Reden, möchte ich sie lieber heißen, als Lieder, aus denen oft ein spitzer Hohnblitz hervorzuckt, daher aber auch der Mangel an bewältigender Phantasie, um welche daher der Dichter die alte deutsche Märchenwelt angeht, wenn er seine Gedanken in ein wahrhaft poetisches Gewand hüllen will, wie es in seiner „Sage“ geschieht:

Da ließ ich mir ein Märchen sagen,
Ein seltsames aus alten Tagen,
Daß, wo ein Wandrer ward erschlagen,
Im düstern Wald, im öden Grund,
Da soll aus des Erschlagnen Mund,
Mit warmem Blut, zu frischem Leben,
Ein weißer Vogel aufwärts schweben.

Er schwebt empor, er schwebt hernieder,
Er sträubt sein glänzendes Gefieder
Und mächtig schmettern seine Lieder,
Wie Schlachtgeschrei, wie Hörnerklang!
So singt er laut die Welt entlang,
Daß alle Thäler ängstlich lauschen
Und alle Bäume zitternd rauschen.

Er singt, daß alle Felsen dröhnen,
Er singt, daß alle Lippen stöhnen
Und alle Herzen wiedertönen,
Und sein Gesang ist Mord! Mord! Mord!
Von Land zu Land, von Ort zu Ort,
Er singt, daß selbst die Sterne hören,
Und Erd' und Himmel sich empören.

Und ob auch unter seidner Decke,
In seines Hauses stillster Ecke,
Der Mörder zitternd sich verstecke,
Die weiße Taube singt ihn wach!
Die weiße Taube fliegt ihm nach,
Und ob die Felsen ihn versteckten,
Und ob die Wogen ihn bedeckten!

Da wird kein Netz, kein Garn gefunden,
Kein Köder will dem Vogel munden,
Kein Pfeil kann seine Brust verwunden,
Er ist bald hier, bald ist er da —!
Und immer fern und immer nah,
Und alle Nächte, alle Tage,
Tönt schmetternd seine Todtenklage!

Bis daß sie den Erschlagnen fanden,
Bis daß ein Rächer aufgestanden,
Bis daß der Mörder liegt in Banden
Und bis sein Blut gen Himmel sprang!
Da wird es still, da schweigt der Klang,
Da sinkt das leuchtende Gefieder
Als Blüthenschnee zur Erde nieder. —

O alte Märchen, alte Sagen,
Wie paßt Ihr doch zu unsern Tagen!
Die Freiheit ist's, die man erschlagen,
Die bleich und stumm im Sarge liegt:
Doch aus dem todten Munde fliegt
Die weiße Taube unsrer Lieder —
O Taube, wann, wann sinkst du nieder?

Gehen die bisher genannten politischen Lyriker auf dem Liedercothurn einher, so hat sich dagegen der Hoffmann aus Fallersleben den Liedersoccus angethan, um, durch den Machtspruch der Gewalt vom Amt entfernt, als moderner Rapsode Deutschland zu durchziehen und auf Markt und Gasse seine „unpolitischen Lieder" zu singen, vom sohlledernen deutschen Katheberstolz desavouirt, aber willkommen allüberall in Haus und Hütte. Der Hoffmann ist ein wirklicher Sänger, der dichtet nicht, er singt. Wie ihm in frühern Tagen seine Naturbetrachtungen und Liebesgefühle gleich als Liederschmetterlinge von den Lippen gaukelten, so jetzt seine Mahnungen an das deutsche Volk und seine Verspottungen des deutschen Michels. Dabei ist er harmlos wie ein Kind, voll guten Muthes wie ein Jüngling, erfahrungsreif wie ein Mann. Und das Volk kennt er, ja, das kennt er und weiß recht gut, wie bei selbem der Ernst nie Eingang findet ohne den Spaß, weiß recht gut, wie auf selbes ein launiges, den Nagel auf den Kopf treffendes Wort tausendmal nachhaltiger wirkt, als aller rhetorische Donner, ein naturwüchsiger Witz erfolgreicher einschlägt, als hundert künstliche Colo-

foniumsblitze. Schau einmal, wie er das fleche Pietisteln und wortschwallige Vaterlandsliebeln durch die lyrische Hechel laufen läßt:

Das neue Jerusalem.

Welch ein kindlich frommes Streben!
Welch ein inniger Verein!
An dem Theetisch —
Wenn ein heilig reines Leben!
Welch ein Gottversunkensein!
An dem Theetisch.

Wenn sie ein Tractätchen lesen,
Nimmt die Seele höhern Schwung,
An dem Theetisch —
Und es schwelgt ihr ganzes Wesen
In der Gottvereinigung
An dem Theetisch.

Ihres Glaubens süße Blüthe
Duftet wie die Rosenflur
An dem Theetisch —
Lauter Milde, Lieb' und Güte
Träuft von ihren Lippen nur
An dem Theetisch.

Wie sie ihren Bräut'gam preisen,
O die Gottesbräutlein fein!
An dem Theetisch —
Ihn und sich mit Andacht speisen
Und mit heil'gen Melodei'n!
An dem Theetisch.

Alles, was den Körper nähret
Und erquicket, wird verschmäht
An dem Theetisch —
Ihre Augen sind verkläret,
Jeder Blick ist ein Gebet
An dem Theetisch.

Ach, kein Mund vermag zu sprechen
Was entzückt die Seele schaut
An dem Theetisch —
Und das Herzlein möchte brechen
Jeder frommen Gottesbraut
An dem Theetisch.

O daß meine Seele wüßte,
Wie sie würd' auch ihnen gleich
An dem Theetisch —
Aus dem Sodom ihrer Lüste
Käm' ins liebe Himmelreich
An dem Theetisch!

Auf der Bierbank.

Welch ein Leben! welch ein Streiten
Für die Wahrheit und das Recht
Auf der Bierbank —
Unsre Sitten, unsre Zeiten,
Nein, sie sind fürwahr nicht schlecht!
Auf der Bierbank.
Weg mit Gilde, Zunft und Innung,
Weg mit allem Rang und Stand!
Auf der Bierbank —
Hier gilt nur allein Gesinnung,
Hier gilt nur das Vaterland!
Auf der Bierbank.

Alle Lauheit geht zu Nichte,
Und der Freisinn wird gestählt
Auf der Bierbank —
Und dem Gang der Weltgeschichte
Fühlen wir uns mitvermählt
Auf der Bierbank.

O wie sind wir treu verbunden,
Gutes Muths und gleichgesinnt
Auf der Bierbank —
O die süßen lieben Stunden,
Warum fliehn sie so geschwind!
Auf der Bierbank.

Deutschland ist noch nicht verloren!
Deutschland strotzt von Kraft und Geist
Auf der Bierbank —
Allem sei der Tod geschworen,
Was nur welsch uud undeutsch heißt,
Auf der Bierbank.

Was bei Hoffmann zur epigrammatischen Spitze wird oder zum bald lustig einhertirilirenden bald brennnesselartigen Liedlein, breitet sich in den „Liedern der Gegenwart" und in den „Censurflüchtlingen", deren Ver-

fasser Gottschall, welcher auch den Ulrich Hutten dramatisch feierte, in blumenreicher Rhetorik aus. Eine weit innerlichere, tief aus dem eigensten Wesen herausproducirende Natur ist J. G. Deeg, dessen Talent die öffentliche Stimme nicht mit Unrecht als ein granitkräftiges und granitkörniges bezeichnet hat. Er ist ein recht unmittelbar aus Natur und Volk hervorgesproßter poetischer Schößling, dessen Lebensgeschichte wieder einmal beweisen kann, durch welche Hemmungen des äußern Lebens die deutschen Dichter meistens zur Hingabe an ihr inneres sich durchringen müssen. Laß' dir diese Lebensgeschichte von dem Dichter selbst erzählen, wie er sie durch Vermittlung eines Freundes mir mitzutheilen die Güte hatte: „Ich ward am 8. Oktober 1814 auf einem Weiler im Voigtland ein paar Minuten von der sächsischen und böhmischen Grenze entfernt, Zech genannt, geboren. Meine Aeltern waren unbemittelte Bauersleute. Schon früh und so lang ich mich zurückerinnern kann, wirkte mein alter ehrwürdiger Großvater erweckend und bildend auf mich ein, dessen Liebling, als ältester seiner lebenden Enkel ich war. Im Laufe meines 7ten Jahrs starb mein Vater und weil ich während seiner Krankheit und bei seinem Tode sehr ungebährdig war, nahm man mich aus dem älterlichen Hause und that mich zu einem kinderlosen Oheim in dem ganz nah gelegenen Bauerndorfe Prex. Hier blieb ich auch bis zu meinem Uebergang auf das Gymnasium, der mir nur durch diesen Oheim, der bei der Ueberbescheidenheit der Umstände der ganzen Gegend für einen wohlhabenden Mann galt, möglich ward. Unterricht erhielt ich in einer Winkelschule, deren Leiter ein alter in den letzten Jahren lahmer Müller war. Daß im Stock ein **summum principium** der Unterrichtsmethode beruhte, ist bei so bewandten Umständen begreiflich. Bei mir ward er nun zwar nicht als eine Nachhülfe zu Lernen und als gedächtnißstärkendes Mittel gebraucht, denn was zu Lernen war, kam mir wie angeflogen, weil aber meine Natur durchaus nicht zu den friedsamsten und frömmsten gehörte, wie mir mein Schulmeister gar oft vor der ganzen Schule bezeugte, so ward mein unschuldiger Buckel ꝛc. behufs der Austreibung des innen sitzenden neckischen und bissigen Kobolds mehrfach weidlich zerdroschen. Während des Sommers war in der Woche blos an einem Tag zwei Stunden Schule, die übrige Zeit ward ich zu jeder angemessenen Feld- und Landarbeit, hauptsächlich aber zum Hüten des Viehs auf der Weide verwendet. Das waren die schön-

sten Tage, denn da war ich mit meinen Ochsen und Kühen und mit einem Buche allein im Walde und unabhängig, wie es meiner wilden Natur entsprach. Schon als kleiner Bube war ich auf Bücher versessen und bediente mich derselben als einer Spielwaare: man beschwichtigte mich damit, wenn mir Etwas fehlte ꝛc. Durch eine adlige Familie in der Nähe, die ich durch Zufall kennen lernte, bekam ich um mein zwölftes Jahr Schiller u. drgl. in die Hände, ein Pfarrvikar verschaffte mir eine teutsche Geschichte, ja sogar Werners: die Entstehung des Menschen aus Naturkräften, eine Uebersetzung von **Cicero de natura Deorum** fiel mir in die Hände. Um dieselbe Zeit ward die Winkelschule organisirt und ich hatte noch ein Jahr lang bis zu meiner Confirmation Gelegenheit, den Unterricht eines jungen Schulkandidaten zu genießen. Auch der dort im Schwunge gehende Pietismus berührte mich flüchtig (auf ungefähr 4 Wochen), während der Zeit meiner Confirmation, da der Geistliche, dem ich für die Vorbereitung zum Abendmahl in die Hände fiel, ein wirklich frommer Mann war, der durch sein specielles Wohlwollen gegen mich und durch die wunderbaren Büchlein, die er meiner Leseneugierde unterbreitete, Einfluß auf mich gewann. Derselbe Geistliche brachte es endlich bei meinem Oheim dahin, daß er sich im December 1828 entschloß, mich studiren zu lassen und ich empfing deßhalb 1829 Privatunterricht von einem Candidaten der Philologie in Hof. Im Herbst desselben Jahres ward ich in's Gymnasium daselbst aufgenommen. Mathematik und teutsche Sprache (später Altteutsch) wurden dort meine Lieblingsfächer. Ein schwärmerisches Freundschaftsverhältniß zu einem Schüler einer höhern Classe Namens Wolfrum weckte zuerst, neben der Lectüre des Jean Paul, meine Lust an poetischen Productionen. Ein frühestes Erzeugniß war Thomoso Aniello, das mir aber keine Lorbeern, sondern den Vorwurf, ich hege rebellische Gesinnungen, von Seiten meiner Vorgesetzten zuzog. 1835 ging ich nach München auf die Universität. Dort hörte ich eifrig Schelling und Thiersch, besuchte die Glyptothek und die Gemäldegalerie und ging viel mit Künstlern um. Im Herbste 1836 lernte ich in Hof auf Ferien **Dr.** Wirth kennen, der viel dazu beitrug, meine poetische Neigung auf vaterländische Gegenstände zu lenken. Damals und bis 1837 hörte ich medizinische Collegien. Ostern 1837 begab ich mich nach Heidelberg und nach einiger Zeit des Kampfes entschloß ich mich endlich im Jahre

1839, mich ganz der Literatur und Poesie zu widmen.“ Wir haben in der Sammlung von Deegs Gedichten eine mit der von Sallet verwandte. Auch sie bauen sich zu einer Scala auf, die, auf kindlich frohgemuther Naturauffassung ruhend, hineinreicht in die ernstesten Fragen der Gegenwart. Aber wie sein Singen von Lust und Leid des eigenen Herzens ein ganz mannhaftes und eigenthümliches ist, so verliert sich auch sein Erfassen der Zeitfragen durchaus nicht in die politische Stegreifpoeterei, wie sie jetzt gäng und gebe zu werden angefangen, sondern tritt rhetorischen Prunks entäußert, durchweg selbstständig und gedankenstraff auf. Ich möchte von seinen patriotischen Liedern und deren Form sagen: es sind deutsche Herzbluttropfen, die in ein blankes Erzgefäß niederfallen; so z. B. folgende vier Sonette:

1.

An Ketten angelegt ein stolzer Leue,
Umschwirrt von Raben, die in's Aug' ihm hacken,
Von Adlerklau'n umkrallt den mähn'gen Nacken,
So liegt es da, Teutschland, das freie, neue.

Sie wissen, daß den Hahnenruf er scheue,
Drum kräh'n die Wärter, will er grimmig packen
Die Ketten — ihm erlischt des Zornes Flacken
Und ruhig liegt er wieder auf der Streue.

Einst sollen Wetter zwar die Luft erfüllen,
Die Adler und die Raben flieh'n beklommen
Und Angst wird manchen Gängler überkommen,

Wenn jener kann dem Sturm entgegenbrüllen.
Da springt er auf und bricht die Kett entzwei,
Hui, Wärter fort! ein Löw', ein Löw' ist frei!

2.

O teutsches Wort, du Wort von starkem Klange,
So wie das Volk bist du der Erd' entsprungen:
Du hast dich tüchtig durch die Zeit gerungen
Dir selbst getreu, nie folgend fremdem Zwange!

Du warst ein Schwert im rüst'gen Geisterdrange,
Ein blitzendes, von Luthers Hand geschwungen
Und hell am fränk'schen Schilde hat's geklungen,
Als Lessing Bahn brach reinerem Gesange.

Und jetzt? Der Stahl soll nicht zum Blinken nur
Und auch zum Essen dienen nicht alleine,
So wird das Schwert zum Dolche denn geschliffen —
So will es die verkrüppelnde Censur,
Daß Zorn nur in heimtück'scher Hüll' erscheine
Und daß gekämpft wird mit Banditenkniffen.

3.

Er sitzt am Steintisch noch in Felsenhallen
Der alte Schläfer mit dem rothen Barte
Und reichlich läßt sein Haupt, das dichtbehaarte,
Die Locken um den Kaisermantel wallen.
Und einen Mahnruf hört man widerhallen,
Die Menge pocht am Fels, die buntgescharte,
Erlaubt ist's nun huldreichst, die langgesparte
Begeist'rung darf ein Bischen lauter schallen.
Er nickt und schläft! o still mit blindem Lärmen!
Ihr wißt das Wort ja nicht, ihn aufzuwecken;
Und mich gemahnt's, als solle dieses Schwärmen
Von andren Pfaden ab die Wandrer necken.
Der Freiheit Stab allein mit goldnem Knauf
Sprengt donnernd des Kyffhäusers Pforten auf.

4.

Es wird ein Tag sein, da die Höhen wanken,
Da Fürsten mit verhüllten Kronen knieen,
Da blut'ge Schwerter Nachts am Himmel ziehen,
Da krachend, splitternd brechen alle Schranken.
Es wird ein Tag sein, da die Tempel schwanken
Und Priester, die sich heißer „Weh" geschrieen,
Nun mit zerrissenen Gewändern fliehen,
Erschreckt vom Sturm der siegenden Gedanken.
Dann wird ein Tag sein, da wie eine Rose
Des Volkes innre Schönheit sich entfaltet
Bei freiem Wechselspiel der freien Geister.
Das wird der Tag sein, da der Mitwelt Loose
Mein Vaterland mit frommer Hand verwaltet,
Gar herrschgewaltig als Gedankenmeister.

Daß Deegs Talent des rasch quellenden lyrischen Gusses und Flusses ermangelt, hat er selbst erkannt und sich deßhalb seinem eigentlichen Beruf,

dem Drama zugewandt, wo er einen „Witukind“ in Aussicht stellt, der ein Nationalwerk zu werden verspricht. Eine starke poetische Wahlverwandschaft mit Deeg las ich aus dem Manuscript einer Gedichtsammlung heraus, die demnächst unter dem Titel „Kerker und Liebe; aus den Papieren eines Amnestirten“, erscheinen wird. Ich möchte nur wünschen, „der Amnestirte“, der wirklich im Kerker geliebt und gedichtet, möchte sich auch Deegs Formschöne angeeignet haben, denn diese kommt bei politischen Gedichten doppelt in Betracht. Das sehen wir deutlich genug an den christlich-germanischen Manifesten des conservativen Troubadour Emanuel Geibel, der übrigens der Einzige ist, welcher unter den schweifwedelnden Hof- und Kammersängern, die sich neuerdings gegen die demokratische Poesie aufgethan, den Dichternamen wirklich verdient. Aber nicht durch seine königlich preußische Hofpoetencharge, nicht durch sein Umherziehen und Vorlesen in aristokratischen Salons hat er sich diesen Dichternamen erworben, sondern dadurch, daß er in die blutleere Nichtsnutzigkeit unseres gesellschaftlichen Treibens, in das eintönige Geraffel der materiellen Interessen herein manch' einen so vollen und warmen Seelenstral klingen ließ, wie vornehmlich sein „Minnelied“:

Es gibt wohl Manches, was entzücket,
Es gibt wohl Vieles, was gefällt,
Der Mai, der sich mit Blumen schmücket,
Die goldne Sonn' im blauen Zelt.
Doch weiß ich Eins, das schafft mehr Wonne,
Als jeder Glanz der Morgensonne,
Als Rosenblüt' und Lilienreis;
Das ist getreu im tiefsten Sinne
Zu tragen eine fromme Minne,
Von der nur Gott im Himmel weiß.

Wem er ein solches Gut beschieden,
Der freue sich und sei getrost,
Ihm ward ein wunderbarer Frieden,
Wie wild des Lebens Brandung tost.
Mag alles Leiden auf ihn schlagen:
Sie lehrt ihn nimmermehr verzagen,
Sie ist ihm Hort und sichrer Thurm;
Sie bleibt im Labyrinth der Schmerzen
Die Fackelträgerin der Herzen,
Bleibt Lenz im Winter, Ruh im Sturm.

Doch suchst umsonst auf irrem Pfade
Die Liebe du im Drang der Welt,
Denn Lieb' ist Wunder, Lieb' ist Gnade,
Die wie der Thau vom Himmel fällt.
Sie kommt wie Nelkenduft im Winde,
Sie kommt wie durch die Nacht gelinde
Aus Wolken fließt des Mondes Schein;
Da gilt kein Ringen, kein Verlangen,
In Demuth magst du sie empfangen,
Als kehrt' ein Engel bei dir ein.

Und mit ihr kommt ein Bangen, Zagen,
Ein Träumen aller Welt versteckt;
Mit Freuden mußt du Leide tragen,
Bis aus dem Leid ihr Kuß dich weckt.
Dann ist dein Leben ein geweihtes,
In deinem Wesen blüht ein zweites,
Ein reineres voll Licht und Ruh;
Und todesfroh in raschen Fluten
Fühlst du das eigne Ich verbluten,
Weil du nur wohnen magst im Du.

Das ist die köstlichste der Gaben,
Die Gott dem Menschenherzen gibt,
Die eitle Selbstsucht zu begraben,
Indem die Seele glüht und liebt.
O süß Empfangen, sel'ges Geben!
O schönes Ineinanderweben!
Hier heißt Gewinn, was sonst Verlust;
Je mehr du schenkst, je froher scheinst du,
Je mehr du nimmst, je sel'ger weinst du —
O gib das Herz aus deiner Brust.

In ihrem Auge deine Thränen,
Ihr Lächeln sanft um deinen Mund,
Und all' dein Denken, Träumen, Sehnen,
Ob's dein, ob's ihr, dir ist's nicht kund.
Wie wenn zwei Büsche sich verschlingen,
Aus denen junge Rosen springen,
Die weiß, die andern roth erglüht,
Und Keiner merkt, aus wessen Zweigen
Die hellen und die dunkeln steigen:
So ist's; du fühlest nur: Es blüht.

Es blüht, es ist ein Lenz tiefinnen,
Ein Geisteslenz für immerdar,
Du fühlst in dir die Ströme rinnen
Der ew'gen Jugend wunderbar.
Die Flammen, die in dir frohlocken,
Sind stärker als die Aschenflocken,
Mit denen Alter droht und Zeit;
Es leert umsonst der Tod den Köcher,
So trinkst du aus der Liebe Becher
Den süßen Wein: Unsterblichkeit.

Nun zum Schluß unserer literarischen Correspondenz, die du mir als einen großen Liebesdienst anrechnen mußt, meine Freundin, denn, glaub' mir, in einem Zug fort literarische Berichte abzufassen, das ist eine Sache, die Einen zuletzt ganz dämisch macht. Ich begreife jetzt, wie es kommt, daß die großen kritischen Fabriken der Firmen Cotta und Brockhaus so schlechte Waaren liefern. Kritisiren und immer Kritisiren, schon das Wort klingt trostlos hölzern, kahl novemberlich, und ich verarg' es unsern Recensenten von Amts und Brots wegen von nun an nimmer, daß zwischen den Zeilen ihrer lebens- und literaturmüden Artikel die Verse des Goethe'schen Schäferliedes: „Wir sind herunter gekommen und wissen doch selber nicht wie" — stets wehmüthig hervorblicken. Apropos bei Goethe, über den muß ich dir doch noch ein Wort sagen, daß er nämlich, wie Byron und George Sand die Erzeuger, so der Erzieher unserer modernen Literatur ist. Byron brachte das bewegende Princip alles modernen Seins und Lebens, den Zweifel, zuerst poetisch zum Bewußtsein, zeugte ihn dichterisch, George Sand empfing diesen echten Menschensohn der Neuzeit, trug ihn nicht unter, sondern in ihrem großen Frauenherzen und gebar ihn dann in nackter Wahrheit aus ihrem Geiste. Goethe's Schriften gaben Anleitung zu einer schön sinnlichen Erziehung des unbändigen Kindes, welches die Schranken fahler Abstraktionen niedertretend und die chinesischen Mauern socialer Lügen durchbrechend frei und frank die frohe Botschaft brachte: die schöne Erde ist da für euch, werdet doch wieder recht heimisch auf ihr und genießet sie! Diese frohe Botschaft machte sich langsam, aber sicher, vorerst polemisch geltend in Societät und Literatur. Der Grund zu ihrer positiven Gültigkeit ist in letzterer durch die immer fester auftretende Erkenntniß gelegt, daß die Poesie ohne Sinnlichkeit eine inhaltsbare und marklose Schwebelei, daß aber gesunde Sinnlichkeit nur im Volksleben zu Hause. Sie trägt denn auch bereits gute Früchte, diese Erkenntniß.

Die Poesie fängt an, aus der dünnluftigen Sphäre der Abstraktion, wo ihr der Athem ausgeht, in ihre Urheimat herabzusteigen, in das Volk, und wenn die Engländer theilweise durch Bulwer, vorzüglich aber durch Dickens meisterhafte Schilderungen der Volkzustände erhalten haben, denen sich der geniale Franzose Eugène Sue mit seinen prächtigen und furchtbaren „Pariser Mysterien", aus denen die entsetzensvolle Wahrheit hervorpredigt wie mit Feuerzungen, angeschlossen und der phantasievolle Pole Czaykowski mit seinen trefflichen Nationalgemälden, — so haben wir Deutsche in jüngster Zeit durch Spindler, Jeremias Gotthelf, Willkomm, Auerbach, Weill und Rank deutsche Volksgeschichten erhalten, die erwarten lassen, daß unsere Literatur von der vornehmen Blasirtheit, die noch so viel in unsern Romanen umhergähnt, sowie von der rationalistischen Unzulänglichkeit oder lyrischen Zerflossenheit, wie sie den Dramen von Gutzkow, Laube, Kühne, Marggraff, Mosen, Kuranda, Baurenfeld und Halm, weniger in denen von Michael Beer, Georg Büchner und Hebbel, keine rechte dramatische Befriedigung gewährend auftritt, genesen und zur produktiven Energie erstarken werde. In ländlicher Stille, in dörflicher Abgeschiedenheit mag sie sich vorbereiten, triumphirend, versöhnungsmächtig und genußfreudig mit einem thatenreichern, freiern und weisern Geschlechte — das erstehen muß, weil der liebe Herrgott seine schöne Welt doch wohl nicht zum Verfaulen gemacht haben kann — in die kommenden Jahrhunderte hineinzuschreiten.

Diese Hoffnung und die innigsten Wünsche für dein Bestes im Herzen, sag' ich dir: Lebewohl, meine Angela!

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt.

	Seite
An eine Frau	9
Einleitung	15
1. Ein Pole	19
2. Zwei Todte	42
3. Schwäbische Dichter	66
4. Heinrich Heine	101
5. Jung-Deutsche	124
6. Karl Lebrecht Immermann	153
7. Dietrich Christian Grabbe	171
8. Friedrich Rückert	197
9. Franzosen	210
10. Dichtertrias aus Oestreich	235
11. Dichtende Frauen	285

12. Trelawney und der neue „große Unbekannte" 305
13. Ferdinand Freiligrath 322
14. Julius Mosen 334
15. Leopold Schefer, Friedrich von Sallet, Eduard Duller . . 349
16. Karl Spindler 369
17. Politische Lyrik 387

Förster Buchb.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Scherr, Johannes,

Poeten der Jetztzeit in Briefen an eine Frau

Stuttgart 1844
L.eleg.g. 354 n
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10574598-9